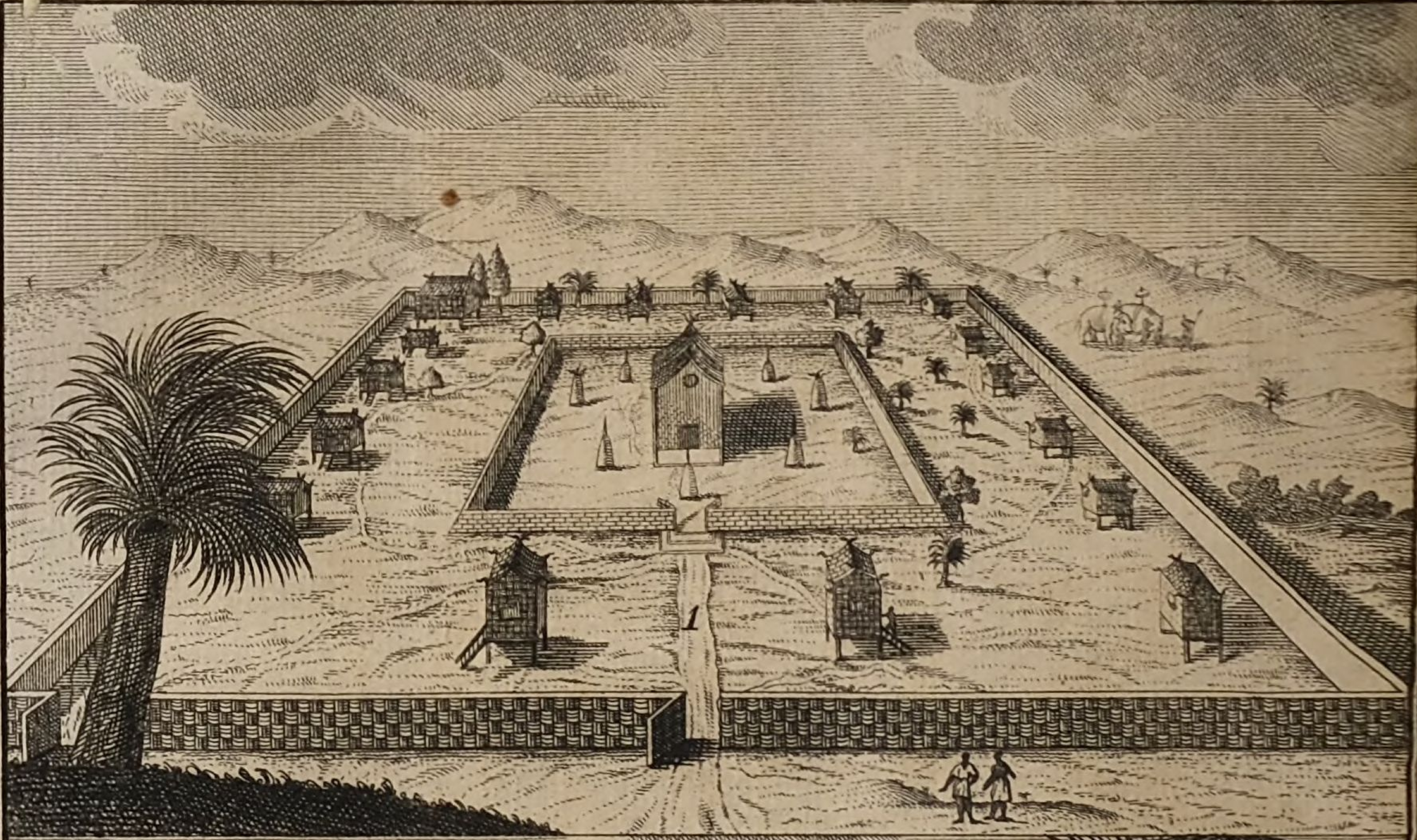

1. Abriß eines Kloſters der Talaponien in Siam. | 2. Abbildung der Kleidung der Siammer.

# Die
# Heutige Hiſtorie,
Oder der
# Gegenwärtige Staat
der Königreiche
# SIAM,
# PEGU und ARRAKAN,
Nebſt allen, theils daran gräntzenden, theils darzu gehörigen
## Ländern
von
## TONQVIN und COCHINCHINA,
bis an den Fluß Indus und das Reich des groſſen Moguls;

Nach Anleitung
Herrn SALMONS
im Engliſchen, doch fürnehmlich aus dem Holländiſchen des
Herrn D. van GOCH,
Dem Deutſchen Leſer zu Dienſt nebſt einer Land-Charte herausgegeben.

---

In der Gebrüder Korten Verlag in Altona. 1735.

# Geneigter Hochgeehrter Leſer!

NAchdem wir in Beſchreibung des gegenwärtigen Staats aller Nationen der bewohnten und bekannten Welt, von den Inſuln des Indianiſchen Meers wieder zurück ans feſte Land von Aſien kommen, ſo nehmen wir die an China, Tonquin und Cochinchina angräntzenden Lande vor uns; können aber hier

hier dem Herrn Salmon weder des Weges noch der Feder nachfolgen: Denn von allen dieſen Ländern hat er, auſſer von Siam, Cambodia und Malacca, gar nichts geſagt, ſondern ſie übergangen, bis er endlich hinter denen Staaten von Idoſtan, da er ſchon an den Gräntzen von Perſien ſtehet, dieſer Reiche noch mit etlichen Zeilen gedencket.

Da aber doch dieſe Länder an Siam grän⸗tzen, und ſamt demſelben zwiſchen China und denen Staaten des Moguls liegen, ſo folgen wir abermahls, wie bey Japan, lieber dem Herrn D. van Goch, der ihrer in Geographi⸗ſcher Ordnung und etwas ausführlicher, als der Herr Salmon, gedencket. Jedoch, daß wir uns der Anfangs bedungenen Freyheit etwas reichlicher bedienet, und die Erzehlung bald kürtzer gefaſſet, bald an einen bequemern Ort gebracht; So doch, daß unſere Leſer

nirgend

nirgend zu kurtz kommen, und nichts notables vermiſſen werden.

Worbey es auch ins künfftige ſein Verbleiben haben ſoll, wenn wir uns dieſer Freyheit ferner bedienen ſolten, wie wirs etwa nöhtig und dem Leſer angenehm erachten. Denn da gedachte beyde Schreiber ihr Werck in gantz kleinen Stücken von 5, 6 Bogen zertheilet, wöchentlich ausgegeben, ſo haben ſie keine ſo gute Ordnung halten, Weitläufftigkeit und Wiederholung vermeiden, noch auch ihre Leſer dergleichen was bemercken können. Nun wir aber dieſe Arbeit in mehrerm Zuſammenhange und gröſſern Stücken mittheilen, ſo würden wir, allem Vermuhten nach, wenig Danck verdienen, wenn wir unſern bißherigen Vorſchrifften auf dem Fuſſe folgten, und ſelbige von Wort zu Wort überſetzt vorlegten, e.g. der Herr Salmon bey England, da er über 3 Volumina hat, oder bey der groſſen

Tartarey, da er nur etliche Blåtter hat, oder der Herr D. van Goch, der zwar davon was ausführlicher, aber doch am Ende ſelbſt ſchreibt, ſeine Charte (des Herrn Strahlenheims) ſo er mittheile, ſey das beſte, und komme mit der Beſchreibung wenig überein, weil er ſolche erſt erhalten, da ſeine Beſchreibung ſchon unter der Preſſe geweſen. Bey dieſer genommenen Abrede mit unſerm geneigten Leſer, hoffen wir deſſen Beyfall und fernere Gewogenheit zu erhalten, und verharren

Deſſelben

Dienſtergebenſte
Die Verleger.

# Der
# Gegenwärtige Staat
von
# Siam.

## Das erſte Capitel.

**Von der Lage und Gröſſe des Königreichs Siam, deſſen Provintzen, vornehmſten Ströhmen des Landes, ordentlich wechſelnden Winden, Jahrs- und See-Zeiten, dem Climate und der Lufft.**

Zu dem Königreiche Siam rechnen wir nicht unbillig auch *Malacca*, *Cambodia* und *Laos*. Denn alle dieſe Länder ſind vormahls Provintzen von Siam geweſen, und ein groß Theil derſelben iſt noch dieſe Stunde dem Könige Zinßbar. Denn obgleich Malacca erſt 1510 von den Portugieſen, und hernach dieſen wieder von den Holländern 1651 weggenommen worden: Auch andere Proointzen ſich davon abgeriſſen, und nach abgeſchütteltem Joch eigene kleine Könige über ſich geſetzt haben; So ſind dennoch dieſe Länder, wenn auch die Gerechtſa-

me des Königs von Siam gantz erloſchen wären, ſowol wegen ihrer Situation und Gräntzen, als auch wegen ihrer Religion, Geſetze, Civil-Regiment, Sitten und Gewohnheiten ſo viel miteinander verknüpffet, daß ſie nicht füglich abgeſondert können beſchrieben werden.

Was erſtlich den allgemeinen Nahmen dieſes gantzen Reiches anlanget, ſo nennen es die **Portugieſen** und alle **Europäer** Siam; die Landes-Kinder aber nennen es *Tay*, oder das **Land der freyen Leute**, ungeachtet ſie, ihre Freyheit ſchon vor langen Jahren verlohren haben: „Sonſt nennen die **Siammer** auch „ihr Land nach dem hochtrabenden Orientaliſchen Stilo *Krom Thep Pramma Haa* „*Ikoen*, **den Creiß, der von den Göttern beſucht wird.**“ Das Land erſtrecket ſich von dem erſten Grad Nordlicher Linie bis an den 25ſten: wenn wir nehmlich von der Südlichſten Spitze von *Malacca* zu zehlen anheben, und das andere Ende in der Nordlichſten Gegend der Provintz *Laos* ſetzen. Die Länge des Landes iſt noch ſo gewiß nicht ausgemacht, angeſehen die Veränderung der erſten Mittags-Linie, die man an ſtatt der Azoriſchen Inſuln nun über die Stadt London ziehet, allein einen groſſen Unterſcheid machet. Wie denn bey der heutigen Stellung der Lage von China noch gröſſerer Uuterſchied bemercket wird, da es uns 250 Deutſche Meilen näher zu liegen befunden wird, als vorhin. Wenn man *Siam*, *Malacca*, *Cambodia* und *Laos* zuſammen nimmt, ſtoſſen dieſe Länder gegen Oſten an *Tonquin* und *Cochin-China*, gegen Süden an den Meerbuſen von *Siam* und den **Indianiſchen Ocean**, gegen Weſten an die Bay von *Bengala*, und gegen Nord-Weſten, an die Königreiche *Pegu* und *Ava*.

Das eigentliche, oder Ober-Siam, faſſet ſieben Provintzen in ſich, deren jede von ihrer Haupt-Stadt den Nahmen bekommen hat. Selbige ſind *Prouſelouc* die erſte, begreifft wieder zehn andere kleinere Diſtricten in ſich, *Sanguelouc* die zweyte hat deren achte, *Lacontai* ſieben, *Campengpet* zehen, *Coconrepina* fünffe, *Pechebonne* zwey, und *Pitebia* endlich ſieben. Auſſer allen dieſen aber liegen noch 21 andere ſolche Grafſchafften oder Diſtricte in **Ober-Siam**, welche unter vorigen nicht mit begriffen ſind, und unter der Jurisdiction der Haupt-Stadt ſtehen, und alſo die achte und vornehmſte Provintz ausmachen.

Zu **Unter-Siam** oder *Malacca* rechnet man gleichfalls ſieben Provintzen, nehmlich *Djor* oder *Jobor* die erſte, hat wiederum ſieben, *Patana* 8, *Ligor* 20, *Tanaſſarim* 12, *Chantebon* 7, *Petelong* 8, und *Tchai*, zwey andern kleine Diſtricten unter ſich. Die Gräntzen aber von allen dieſen Provintzen hat niemand genau bemercket. Deswegen gehen wir ſo gleich weiter, die Lage und Gröſſe von *Cambodia* und *Laos* zu beſchreiben, welche Königreiche unter dem Nahmen von Siam mit begriffen werden.

*Cambodia*

*Cambodia* erſtrecket ſich vom 8ten bis an den 15ten Grad Norder-Breite, wo nicht accurat, doch ungefehr; es gräntzet an *Cochin-China* und *Chiampa* gegen Oſten, an den Indianiſchen Ocean gegen Süden, an den Meerbuſen von Siam gegen Weſten, und an *Laos* gegen Norden.

Mitten durch das Land läufft ein ſehr groſſer Fluß, der ſchon in der Tartarey und der Chineſiſchen Provintz *Junan* entſpringet, hernachmahls durch das Königreich *Laos* flieſſet, und in *Cambodia* durch zwey Mündungen in den Orientaliſchen Ocean fällt. Die Weſtliche Mündung wird *Banſal*, oder auch *Bocca Carangera* genannt, die Oſtliche aber wird die Revier von Cambodia genannt. Der gantze Fluß hat von ſeiner Quelle bis an die See viele unterſchiedliche Nahmen. Die Cambodier nennen ihn auch Mecon. Die Weſtliche Mündung wo ſie am tiefſten iſt, hat 4. inwendig vor der Mündung aber wohl 20 Klaffter Tieffe. Längſt dieſen Strohm, welcher an etlichen Orten breit, anderwerts ſchmal, und voller Klippen iſt, auch hohe Waſſer-Fälle hat, kan man bis an die Haupt-Stadt in Laos Winckian hinauf fahren, wenn man nur Luſt hat an etlichen Orten die Schiffe (Prouwen, ſo man zu dem Ende auseinander nehmen kan) ſamt den Gütern auf und abzutragen.

Die Haupt-Stadt des Landes wird gemeiniglich Cambodia genannt, und liegt an dem Fluſſe Mecon ungefehr auf den 12 Grad Norder-Breite. Der Königliche Pallaſt ſoll vormals eine groſſe gerade Stadt geweſen ſeyn, ob er gleich mit einem höltzernen Planckwerck umgeben geweſen: Denn er war inwendig ſo nett gebauet, lackirt und vergöldet, daß das Holtz dem Golde nicht unähnlich zu ſeyn ſchiene. Sie hatten auch etliche Canonen daſelbſt, welche ſie theils von den Chineſern erhandelt, theils aus verunglückten Holländiſchen Schiffen bekommen, und auf nett geſchilderten und lackirten Lavetten liegen hatten. Die Stadt ſelbſt ward auſſer den Landes-Einwohnern von Portugieſen, Cochinchineſern und Maleyern bewohnt. Ja es befinden ſich annoch ungefehr 200 Indianiſche Portugieſen daſelbſt, welche ſich verheyrathet, und nach der Landes-Gewohnheit leben, auch anſehnliche Bedienungen bey der Regierung bekleiden. Sie haben aber keine Prieſter, und es wollen auch keine es wagen, zu ihnen zu kommen. Anno 1710 kam ein armer Capuciner dahin den Gottes-Dienſt zu halten. Er ſahe aber, daß einer von den anſehnlichſten Männern in der Gemeine zwey Weiber hatte, und legte ihm daher auf, eine derſelben abzuſchaffen, da dieſer aber ihm darin zu gehorſamen ſich wegerte, that er den Mann in den Bann, welcher dieſes Verfahren ſo übel aufnahm, daß er ihm den Hirn-Schedel einſchlug. Ob ſie nun gleich nach der Zeit wieder gen *Macao* um andere Prieſter geſandt haben, hat doch niemand ſein Leben bey ihnen wieder wagen wollen. Der König hält

von dieſen Leuten die Topaſſen genannt werden eine Guarde, und giebt ihnen Jahrgelder, aber viel zu wenig um davon zu leben. Deswegen gehen ſie in die Wälder Elephanten zu ſchieſſen, deren Zähne ſie an die Fremden verkauffen. Die See-Havens *Terrana*, *Langor*, *Carol* einer Inſul an der Küſte, liegen auf der Weſt-Küſte von Cambodia, man weiß aber nicht gewiß auf welcher Breite. Dieſen müſſen wir noch etliche andere beyfügen, als die Stadt *Cupang Soap*, welche die erſte Stadt in der Herrſchafft von Cambodia iſt. Hier hohlet man Elephanten, Stock-Lack, Cambodianiſchen Gummi ꝛc. Darauf folgt *Ponteamas*, der Ort hat die Bequemlichkeit, daß ein ziemlich tieffer aber ſehr ſchmaler Strohm daſelbſt vorbeyflieſſet, welcher in der Regen Zeit mit Bandack, oder der Revier von Cambodia, und folglich auch mit der Stadt dieſes Nahmens Communication hat. Deswegen ward auch vor einigen Jahren der meiſte ausländiſche Handel hieſelbſt getrieben, ehe und bevor die Chineſer den Ort Anno 1717 verwüſteten. Denn weil die Stadt Cambodia ſehr weit am Strohme hinauf lieget, und der beſtändig mit gröſter Macht nach der See hinunter ſchieſſet, haben wenig Leute Luſt, mit ſo groſſer Mühe ſo hoch den Strohm hinauf zu fahren. Vormals war dieſes Land dem Könige von Siam zinßbar; Als aber 1717 dieſer ihn mit einer Armee und Flotte zugleich dräuete, und er wol ſahe, daß er nicht im Stande wäre, ohne fremde Hülffe Wiederſtand zu thun; Nahm er Cochinchineſiſche Hülffe an, und iſt bißher deſſelben Könige unterworffen blieben. Er befahl ſeinen Unterthanen, die an den Gräntzen wohneten, bey Herannäherung der Siammiſchen Krieges-Macht nur alles zu verwüſten, und ſich nach der Haupt-Stadt zurück zu ziehen; worüber denn das Land auf 50 Meilen herum gantz verheeret ward: Sonſt war ſeine Armee, auch die von Cochinchina dazu gerechnet, wohl um die Helffte weniger an der Zahl, und die Siammiſche Flotte war wohl vier mahl ſo groß als die Cambodianiſche. Als aber die Siammer das Land gantz ledig und ausgeplündert funden, muſten ſie ihre Elephanten und Laſt-Thiere zu ihrem Unterhalt ſchlachten. Dieſe ungewöhnliche Speiſe veruhrſachte eine Ruhr in dem Siammiſchen Lager, wodurch die Armee innerhalb zwey Monathen faſt biß auf die Helffte vermindert und alſo genöthiget ward zurück zu kehren. Seine Flotte, welche indeſſen *Pontiamas* geplündert und verbrannt hatte, ward gröſtentheils von den Cochinchineſern auf der Rhede verdorben, weil die Galeeren auf einem engen Strohm lagen, und den Feind beykommen konten. In ſeinen See-Havens, inſonderheit aber von Cupang Soap darff man nicht ohne beſondere Erlaubniß von dem Hofe zu Cambodia Handlung treiben. Er hat vor ſeinen Schutz-Herrn, ſolche Furcht, daß er ſich Anno 1720 ſelbſt nicht unterwinden durffte, mit dem Herrn *Hamilton* zu handeln, ehe und bevor er dazu Erlaubniß von ihm erhalten hatte. Wenn der König Audientz ertheilet, geſchiehet ſolches mit vieler

vieler Pracht. Er ſitzet auf einem Thron, der einer Cantzel ſehr ähnlich iſt, und iſt mit einem Schleyer bis über die Augen bedeckt. Wenn er jemanden eine Ehre erweiſen will, verordnet er ihm zwey Schwerdter, eins vom Staat, das andere der Gerechtigkeit vorzutragen. Alle, die einem Mann begegnen, vor welchem dieſe Schwerdter hergetragen werden, müſſen ihn mit gewiſſen vorgeſchriebenen Worten grüſſen, und vor ihm aus dem Wege gehen. Begegnen aber zwey von dem Hofe mit dieſer Ehre begnadigte Perſonen einander, ſo hat derjenige den Rang, der dieſes Gnaden-Zeichen am erſten empfangen hat. Wo ſolche Leute im Lande hinkommen, können ſie Gericht halten, und ſowohl in Civil- als Criminal-Sachen ſprechen. Sie haben auch freye Macht jemand gefangen zu ſetzen, und wenn das Verbrechen den Todt verdienet hat, iſt ihr Spruch auch gültig, und wird das Urtheil von Stund an vollzogen. Man ſagt auch, daß die Cambodier der Religion der Siammeſer und derſelben Götter *Tipedah*, nebſt deſſen Söhnen *Praw-Prumb*, und *Praw-Pont*, anhangen. Die Tempel und den Götzen geweihete Oerter werden von freywilligen Gaben unterhalten; ſie achten aber ihre Prieſter nicht ſonderlich, als welche meiſtens aus dem gemeinen Pöbel erwehlet werden. Die Cambodier ſind hell-braun von Farbe, und wohl gebildet. Sie haben lange Haare, und ihr Bart wächſt ſtarck und ſchnell. Ihre Weiber ſind ſchön genug, aber nicht ſehr ehrbar. Die Manns-Perſonen tragen ein Kleid unſern Schlaff-Röcken nicht unähnlich, Kopff und Füſſe aber tragen ſie bloß. Die Weiber tragen einen Rock, der ihnen bis unter die Enckeln herunter hänget, und über ſelbigen ein kurtzes Kleid, das am Leibe ſo wohl, als an den Armen ſehr genau anſchlieſſet; beyde aber Männer, als Weiber putzen und ſetzen ihre Haare ſehr zierlich auf. Der gröſte Theil des Landes iſt unbewohnt, und eben deswegen iſt das Wild hier ſo häuffig. In dieſem Königreiche fällt Gold, das 20 Carat hält, und rohe Seide, 120 Reichs-Thaler das Picol. Sie haben Elephanten-Zähne von 50 biß 55 Reichsthaler, und kleiner von unterſchiedlichem Preiſe. Sie haben ebenfalls viel Sapan-Holtz, Sandel-Holtz, Paradies-Holtz, Stocklack, medicinaliſche Kräuter, Salben und Lack zum lackieren. Fleiſch und Fiſch trifft man hier im Ueberfluß, und um einen ſehr billigen Preiß an. Dieſes iſt auch das eintzige, was man daſelbſt, ohne Erlaubniß vom Könige zu haben, kauffen darff. Man kan einen Ochſen von 400 bis 500 Pfund um einen Spaniſchen Reichsthaler erhandeln, und ein Picol Reis vor 5 Stüver. Das Geflügel aber iſt theuer, weil das Land voll von unzugänglichen und gefährlichen Wäldern iſt, dahin ſie ſich retiriren. In den Wäldern halten ſich auch unendlich viele Tyger und Elephanten auf, wie auch Hirſche, Büffel und andere wilde Thiere. Dieſe mag ein jeder jagen und tödten; ſie gehen ſo gar mit Schieß-Gewehr aus, um Elephanten zu fällen, und deren Zähne an die Fremden zu verkauffen. Ihre

re Manier ſelbige zu ſchieſſen iſt ſonderlich. Sie machen ein Stück Eiſen vorne ſcharff, und ſtoſſen es in die Rinde eines gifftigen Baums, und laſſen es eine Zeitlang ſtecken, hernachmahls laden ſie es vor eine Flinte, und ſchieſſen es dem Elephanten in den Leib. Der fliehet dann zwar davon, man darff ihn aber nicht lange nachſehen, denn er fällt bald todt darnieder. Eben ſo machen ſie es mit den Büffeln, um ihre Zungen zu bekommen. Dieſer ſubtile Gifft ſoll noch eine andere wunderbare Eigenſchafft haben, ſolche beſtehet darin, daß die Jäger, wenn ſie in einem Walde von Hunger oder Durſt überfallen werden, nur was weniges davon ausdrucken, und auf ein Blatt eines Baums fallen laſſen, ſolche ablecken, und davon gute Erfriſchung haben. Wo aber die Haut verletzet iſt, und dieſer Safft darauf kommt, verurſachet er den gewiſſen Todt, ohne daß einige Hülffe dawider zu hoffen. Wie aber dieſer Baum genennet werde, erwehnet der Herr *Hamilton*, der dieſe Nachricht ertheilet, nicht. Bey den Küſten von Cambodia liegt *Polo Condore*, woſelbſt die Engelländer im Anfang dieſes Jahrhunderts eine Colonie angelegt, als ſie ihr Comtoir zu *Chuſan* aufhuben; ſelbige aber ward von den Macaſſarſchen Soldaten ruiniret, welche man länger, als ihr Accord lautete, in Dienſten behalten wolte. Solches geſchahe zu der Zeit, als der Herr *Cuningham* daſelbſt war, wie wir ſchon im erſten Stück bey *Cochin-China* vermeldet haben.

*Laos* erſtrecket ſich von dem 15 Grad Norder-Breite bis an den 25ſten nach der Meynung unſerer meiſten Erdbeſchreiber; Die aber ihrer Sachen eben nicht gewiß ſeyn, weil die Provintz mitten im Lande lieget, und wenig Europäer dahin kommen. Der Herr *Valentyn* giebt uns Nachricht von einer Reiſe, welche der Unter-Kauffmann Weſthoff von der Holländiſch-Oſt-Indiſchen Compagnie auf Befehl ſeiner Principalen im Jahr 1641 nach der Hauptſtadt des Landes *Winckjan* ſoll gethan haben. Nach dieſem und dem Bericht, den *Kaempfer* davon in Siam erhalten können, iſt es ein groß und mächtig Königreich, und ſtöſſet an Tonquin gegen Oſten, an Cambodia gegen Süden, an Siam und Pegu gegen Weſten, aber gegen Norden weiß man nicht mit wem es gräntzet. Und in der That ſo ſcheinen die Länder, die Nordwerts von Laos vom 25 bis 40 Grad Norder-Breite liegen, in unſern Land-Charten nur mit erdichteten Landſchafften, ausgefüllet zu ſeyn. Denn da China uns 500 Meilen näher lieget, als man vormals geglaubet hat, müſſen nothwendig etliche Länder, die dieſen Platz vormahls auf den Charten ausgefüllet haben, entweder gantz ausgelaſſen, oder auch in engere Grentzen eingeſchloſſen werden, als die Land-Charten-Macher ihnen noch zur Zeit angewieſen haben. Aber wiederum auf Laos zu kommen, ſo iſt bey allen ausgemacht, es ſey ein ſehr ſchmaler Landſtrich.

Einige ſagen daß es nur 50 Engliſche Meilen in die Breite von Oſten bis Weſten habe: Ob man gleich die Länge von Süden gegen Norden wohl auf zehn Grad oder 150 Teutſche Meilen rechnet. Die Haupt-Stadt iſt *Langione* oder *Lanchang* (*Valentyn* nennet ſie *Winckian* und *Kaempfer* ſpricht gar von zwey Haupt-Städten nemlich *Landiam* und *Tſiumaia*) welche auf den 20 Grad Süder-Breite liegen ſoll. Auf der Charte von dem Lande findet man noch etliche Städte angeführt, wir haben aber weder von ihrer Lage, noch von den Einwohnern gewiſſe Nachricht: und der Herr *Valentyn* zehlet noch viel mehr Städtlein und Dörffer, die längſt dem Strohm liegen ſollen. Von den benachbarten Ländern wird dieſes Königreich durch groſſe Wälder und Wüſteneyen getrennet. Der Grund beſtehet aus einem fetten Leimen, der im Sommer ſo hart wird, daß die Einwohner ihren Reiß gemächlich darauf dreſchen können; wozu ſie an andern Orten einen höltzernen Trog oder Mulde gebrauchen. Das Land trägt den ſchönſten Reiß in Uberfluß, und verſorget Cambodia mit Benzoe, Gummi und Lack, wie wohl dieſe Waaren auch daſelbſt fallen. *Laos* giebt auch den ſchönſten Muſcus, ein wenig Gold, einige koſtbare Edelgeſteine und vornehmlich ſchöne Rubinen, auch gute Perlen, welche die Siammer *Muk* nennen: welches letztere zu bewundern iſt, weil das Land nicht an der See gräntzet. Die Einwohner von Laos ſind von Geſtalt und Minen den Siammern gleich, doch etwas gelber und geſchmeidiger, und ſehen beſſer aus. Sie haben, gleichwie die Peguaner und andere Völcker an daſigen See-Küſten, lange Ohr-Lappen, welche die Manns-Perſonen gar nicht ausputzen, die unverheyrathete Weibs-Bilder aber hängen etliche kleine Gold-Stücke hinein. Die Männer laſſen in der Haut ihrer Beine von den Knöcheln bis ans Knie, gleich den Braſpintaden in Siam, allerhand Figuren von Bluhmen und Laubwerck ausſtechen und bemahlen, welches ein Zeichen ihrer Andacht und männlichen Anſehens ſeyn ſoll. Ihre Religion kommt mit der Siammer ihrer überein, und die Sprache iſt auch nicht viel unterſchieden: ſie können aber die Buchſtaben L und R nicht ausſprechen. Bücher und Sachen, die ihnen heilig ſind, ſchreiben ſie mit den Siammern auf Baum-Blätter mit eiſernen, andere Sachen aber mit irdenen Griffeln auf grob Papier. Wenn wir *Siam* mit *Cambodia* und *Malacca* als einen halben Mond, dem es einige verglichen haben, betrachten, ſo haben wir das Oſter-Horn, nemlich Cambodia, als das kürtzeſte, beſehen, und gehen nun zum Weſter-Horn, zu Malacca, als dem längſten, über. Dieſe Halb-Inſul iſt ehemahls *Cherſoneſus aureus* genennet worden. Heutigs Tags wird ſie unter dem Namen Malacca faſt gar verſtanden. Auf deren äuſſerſten Ende gegen Süden lieget erſt das Königreich *Jor*, *Johor* ſonſt auch *Jhor* oder *Djohor* genannt, das rechte Vaterland, wie man ſagt, von der durch gantz Indien ſo ſehr

gemei-

gemeinen Maleyiſchen Sprache; woraus man faſt ſchlieſſen muß, daß dieſes Land vormahls an Macht und Handlung ſehr ſtarck geweſen. Gegen Süden gräntzet es an die Straſſe von *Sincapoura*, gegen Weſten an die Meer-Enge von Malacca, und gegen Oſter an den Indianiſchen Ocean. Nordwerts ſtöſſet es an die Königreiche *Kweda* und *Ligor*, und ſchlieſſet gegen Norden, Oſten und Süden die Holländiſche Land-Vogtey von Malacca in ſich, welche vormahls die Haupt-Stadt des gantzen Königreichs war. Herr *Hamilton* ſaget, daß *Patang* und *Pahang* auch zu dieſem Königreich gehören: wenigſtens hat der von *Johor* entwichene König anno 1719 und 1720 zu *Irangano*, und ſein Sohn zu *Pahang* reſidirt. Man rechnet die Länge des Landes von *Keidah* bis *Capo Romania* auf ungefehr hundert Meilen, die Breite aber auf achtzig Meilen. Es gehören neben den noch etliche Inſuln hieher. Die vornehmſte derſelben ſind erſtlich *Lingen*, welche unter der Linie lieget, und 20 Meilen lang, und 10 Meilen breit iſt. In der Mitte iſt ſie ſehr bergigt, an der See-Küſte aber überaus niedrig. Hieſelbſt wächſt viel Pfeffer und Rotting. Auch giebt es hier viele ſo genannte Eiſen-Schweine, in welchen der köſtliche Bezor (*Pedro del Porco*) wächſet. Dieſer Bezoar-Steine fallen etliche daſelbſt in der Gröſſe einer Welſchen Nuß, welche dieſelbe Farbe und Figur haben, und beynahe 800 Stück von Achten werth ſind. Dieſe Inſul macht nebſt *Sumatra* die Meer-Enge von *Orion*, oder Straſſe von *Malacca* und *Sincapoera* aus, durch welche alle Schiffe gemeiniglich gehen, die von *Batavia* nach *Malacca* fahren. Die vornehmſte Inſuln ſind ferner *Tingi*, *Aure* oder *Laor*, *Piſang* und *Timon*, die gröſte unter allen. Sie ſind alle bewohnt, und bringen Vögel, Ziegen und einige Früchte, aber keine Kauffmanns-Waaren, womit man nach andern Ländern handeln kan. Die letztere regiert der König von *Johor* durch zwey *Orang-Cayas*. Die Einwohner ſind eine Art von Banditen, welche dieſe Inſul lange bewohnet haben. Sie rühmen ſich 2000 Mann ſtarck zu ſeyn, doch dieſe Völcker verzehlen ſich gar gerne, wenn ſie von ſich ſelbſt ſprechen. Es wohnen ſonſt dieſe Inſulaner eintzeln in kleinen Hütten, die fünff bis ſechs Schritt lang, und zwey bis drey breit ſeyn, und nur ein Fenſter und eine Thür haben. Ihr gantzer Haus-Raht beſteht in einer Banck, die rund um das Zimmer herum geht, auf welcher ſie ſitzen und ſchlaffen. Auſſen um das Haus pflantzen ſie etliche Pinang-Bäume. Obgleich dieſe Inſuln faſt aus nichts anders, als ſteilen Klippen beſtehen (welche doch Verwunderungs-würdig fruchtbar und bewachſen ſeyn) ſchlagen ſie dennoch ihre Hütten nur auf dem flachen Lande auf, wo ſie dieſe und andere Bäume hinpflantzen können. Sie ſind ein wenig ſchwärtzer als die Javaner, und ſcheinen von ungeſunder Leibes-Beſchaffenheit zu ſeyn. Sie rupfen auch ihre Bart-Haare aus, und beſcheeren ſie nicht. Ein grob von Baum-Baſt verfertigtes

Leinwand tragen ſie um ihren Lenden, und ein Stück von demſelben Stoff, als einen Krantz auf dem Haupte. Hierin beſtehet alle ihre Kleidung, auſſer daß etliche noch Hüte von Gabba-Gabba tragen. Ihre Schiffe ſind kleine Böte, in welchen nur ein Mann zugleich ſitzen kan, der ſein Gut hinter ſich liegen hat. Ein Mann kan ſie auch bequemlich aufs Land hinauf ziehen. Das Ruder, ſo an jeden Ende mit einer kleinen Schauffel verſehen, iſt ein wenig länger, als ein Kerl, und wird in der Mitten gehalten, wenn man damit rudern will. Sonſt haben ſie noch gröſſer Fahrzeuge, in welchem vier Mann ſitzen können, und mit dieſem ſtechen ſie nach der Maleyiſchen Küſte hinüber. Sie ſind reichlich verſehen mit Indianiſchen Tann-Aepfeln, Limonien und andern Früchten, wie auch mit Vögeln und Schaffen, welche letztere roth ſeyn, lange Haare haben, und an jeder Seite des Mauls etliche groſſe Hau-Zähne führen. Für diejenige Sachen, welche ſie den See-Fahrenden zu kauff anbieten, nehmen ſie Leinwand, Hembder, Reiß, Eiſenwerck und allerhand Kleinigkeiten an, aber kein Geld, als welches bey ihnen nicht gebraucht wird. Auf den Spitzen von ihren Felſen und am Strande wachſen Bäume, die ihre Wurtzeln wohl 20 Klaffter tieff hinunter ſchieſſen laſſen, welche dahero füglich an ſtatt der Stricke können gebraucht werden, um auf die ſteilen Klippen zu klettern. Zwiſchen dieſen Felſen trifft man zum öfftern Fiſch-Teiche und ſüſſes, aber Eiß-kaltes Waſſer an: und man ſieht einen Strohm der bequemlich zwey Mühl-Räder treiben könte, mit einem ſo groſſen Geräuſch von dem Felſen herabſchieſſen, daß ein Menſch den andern nicht kan reden hören, dieſes Waſſer aber ſcheinet ein wenig bitter zu ſeyn.

Der König von Johor, dem dieſe Inſuln zugehören, hatte ſeine Reſidentz, wie *Kaempfer* berichtet, zu *Siperta*, andre ſagen zu *Johor* oder *Batuſauwer*, ſo am Strohme Johor etwas höher hinauf lieget, und durch Beyhülffe des Holländiſchen Admirals *Verhoeven* iſt gebauet worden, nachdem die Portugieſen die vorige Reſidentz verwüſtet hatten: Ob aber dieſe, oder die andere Stadt mit *Siperka* eins oder jedes eine unterſchiedene Stadt ſey, iſt nicht bekannt. Die Stadt *Batuſauwer* ſoll Anno 1606 alſo beſchaffen geweſen ſeyn. Sie lag 5 oder 6 Meilen hinauf an dem Strohm Johor, welcher mitten durch die an beyden Ufern gebauete Stadt floß, und daſelbſt ziemlich tieff und breit war. Das eine Theil der Stadt nennete man *Batuſauwer*, und das andere *Kotta zabrang*. Das erſte war bey nahe viereckigt und 1300 Schritt im Umkreiß, und hatte einen höltzernen Wall mit hohen Palliſaden, dicht an einander in den Grund geſchlagen. Die Stadt lag in einem ebenen Felde, die Berge aber waren nur eine viertel Meile davon entfernet. Das andere Theil der Stadt war auch viereckt, und auch ſo gar an der Seite des Strohms mit Palliſaden verwahrt, hatte etwan 500 Schritt im Umfang. Die Häuſer waren von Stroh, des Königs und

der Edelleuten Palläſte aber von Holtz. In beyden Feſtungen waren ungefehr bis 4000 ſtreitbare Männer, die meiſten Leute aber wohneten auſſerhalb der Stadt längſt an den Strohm hin in Häuſern, auf Pfählern gebauet. Bey einer jeden Spring-Fluth läufft das Land hier unter Waſſer, und ſcheinet fruchtbar genug zu ſeyn; es liegt aber meiſtens unbebauet, woran die Faulheit der Einwohner ſchuld iſt. Was die Provintz *Pahang*, die auch zu *Jobor* gehöret, anlanget, ſo führet die Haupt-Stadt, und der Strohm, der durch das Land flieſſet, ſelbigen Nahmen. Letzterer hat zwey Mündungen, weil recht vor dem Ausfall in die See eine Inſul lieget. Die Nordliche Mündung iſt vier Klaffter tieff, und bey 40 Ruthen weit, und hat innerhalb 200 Schritten vom Ufer einen guten Ancker-Grund, woſelbſt auch gute friſche Quellen ſind. Der Strohm iſt bey nahe eine Engliſche Meile weit, aber voller Untieffen, ſo daß man Mühe hat, die Stadt zu erreichen, welche ungefehr 4 Meilen hinaufwärts liegt, und gleich wie *Batu-ſauwer* mit einem Wall umgeben iſt. Die Häuſer ſind nicht prächtig, die Straſſen ſind weit und mit Zäunen von Rotting von einander abgeſondert, und mit Cocos-Bäumen bepflantzet. Der Strohm gehet tieff Landeinwerts am Fuſſe des Maleiſchen Gebürges hin. Man findet viel Gold-Staub daſelbſt, und gar Klumpen von 5 bis 6 Untzen, welche *Hamilton* geſehen zu haben verſichert. Sie tauchen um das Gold zu hohlen nicht über zehen Faden tieff, und wo das Waſſer am tieffſten iſt, findet man das meiſte. Man hat in etlichen Jahren mehr als 800 Pfund herausgehohlt. Längſt dem Strohm haben ſie auch Pfeffer gepflantzet, aber es werden jährlich nicht über 300 Tonnen ausgeführet. Man hat hier die ſchönſte Spaniſche Röhre. Das Land iſt reich an Wäldern, Wild und Fiſchen. Wegen des häuffigen Regens aber iſt die Lufft ungeſund. Es iſt noch eine Stadt in dieſem Lande die etwas Handlung treibt, welche *Hamilton Frangano* nennet. Sie liegt ein wenig weiter gegen Norden als *Poolo Capas*, an einem Strohm nahe bey der See in einer ſehr anmuthigen Gegend, und hat ungefehr 1200 Häuſer, die nicht in Straſſen, ſondern in Hauffen von 10, 20 u. ſ. w. gebauet ſeyn. Die Helffte der Einwohner beſtehet wohl aus Chineſern, die ihre Handlung daſelbſt kaum mit 3 bis 4 Juncken beſtreiten können, auſſer denjenigen, die auf Siam, Cambodia, Tonquin und Sambas handeln. Die Lufft iſt geſund, das Erdreich hat viele Hügel die mit immer-grünenden Palm-Bäumen bewachſen ſeyn, und auch andere in Indien fallende Gewächſe tragen. In den Thälern bauen ſie Korn, Hülſen-Früchte und Zucker-Rohr. Hier hohlt man auch Gold und Pfeffer, und letzterer iſt halb ſo wohlfeil als der Malabariſche. Man hat daſelbſt eine Art von Fiſchen, welche den Salmen oder Lachſen an Geſtalt und Geſchmack ſehr ähnlich ſeyn. Ihr Geflügel iſt eine gute Speiſe, Ochſen-Fleiſch iſt hier ſelten, Büffel-Fleiſch aber häuffig zu bekommen.

*Patana*

*Patana* ſo nicht ferne von hier liegt, und auf gleiche Weiſe gebauet und befeſtigt iſt, ſoll eine halbe Meile lang ſeyn, und viele Mahomethaniſche und Heidniſche Tempel haben. Vormals war es auch eine ſchöne Handel-Stadt; weil ſie aber zu weit vom Hofe entfernet, und die Einwohner zu mächtig waren, als daß ſie ſich hätten vor des Königes Geſetzen fürchten ſollen, wurden ſie ſo ſtoltz und übermüthig, daß die Kauff-Leute mit ihrer Handlung ſich daſelbſt nicht mehr ſicher achteten; und dahero iſt die Handlung anitzo gantz verfallen. *Perab* iſt auch ein Stück von dem Königreich Johor, das Volck aber iſt ſo wiederſpenſtig und ungezähmt, daß es faſt keine Regierung hat. Deswegen kan man auch keine Comtoire daſelbſt halten, und die Holländer haben ihres ſchon längſt eingezogen. Ubrigens iſt hier und auf andern Orten der Maleyiſchen Küſte mehr Zinn als irgend in Indien, welche aber aus gleichen Urſachen nicht beſucht werden. Der König über alle dieſe Reiche und Länder, welcher unter dem Nahmen des Königs von Johor bekannt iſt, muß den König von Siam huldigen, und ihm alle drey Jahr eine güldene Roſe überſenden. Er hat auch etliche Tractaten mit der Holländiſchen Oſt-Indiſchen Compagnie geſchloſſen, und unter andern eine Off- und Defenſiv-Alliantz gegen die Portugieſen. Er hat ihnen auch erlaubet, Comtoire in ſeinen Lande aufzurichten, aber die Compagnie hat ſie alle aufgehaben, entweder wegen der mörderiſchen und treuloſen Art dieſer Leute, oder weil die Unkoſten den Gewinn übertraffen. Wir können hier nicht umhin, die Veränderungen in der Regierung zu erzehlen, welche dieſes Reich am Ende des vorigen und im Anfang des itzigen Jahrhunderts erlitten hat. Der damalige König war jung, und durch Flatterien und böſe Geſellſchafft ſo verdorben, bößartig und grauſam, daß er kein Bedencken trug einen ſeiner Unterthanen, der ihm erſt in den Wurff kam, niederzuſchieſſen, um die Krafft einer gezogenen Piſtole zu probiren. Er ſcheuete ſich nicht die Söhne ſeiner *Orang-Cayas* zu ſeinen Sodomitiſchen Greueln zu mißbrauchen, und ſie den Eltern mit Gewalt wegzunehmen. Seine Mutter ſuchte zwar dieſe unnatürliche Begierde in eine rechtmäßige Liebe gegen eine brave junge Gemahlin zu verwandeln; er bezahlte aber der Gemahlin ihre Liebkoſungen mit zweygebrochenen Armen, und ihrem Vater würde es den Kopff gekoſtet haben, wenn er dem Tyrannen nicht zuvor gekommen, und ihm einen Spieß ins Hertz gejagt hätte. Nach dieſes Königes Tode ſtand das Reich drey Jahr lang ſonder König, und ward durch einheimiſche Kriege zerrüttet, bis ſie endlich einen Vetter des verſtorbenen, einem ſanfftmüthigen und rechtſchaffenen Manne das Reich auftrugen. Er regierete das Land 8 Jahr, und es befand ſich in gutem Stande, die Handlung blühete die gantze Zeit über in allen ſeinen Herrſchafften, er war bey ſeinen Unterthanen beliebt. Weil er aber die Bequemlichkeit zu ſehr liebte, und ein abergläubiſcher Mahometaner war, legte er ſich nur

aufs Beten und die Religions-Ubungen, hielt ſich in ſeinem Pallaſte mit den Pfaffen inne, und überließ ſeinem jüngern Bruder, einem geitzigen und gewalt-thätigen ſtrengen Printzen das Land zu regieren; dieſer brachte ſeinen Bruder den König Anno 1708 gar dahin, daß er das feſte Land ſeines Reichs verließ, und auf die Inſul *Bintan*, innerhalb *Rhio* gelegen, zog, damit er ſeine Tyranney auf dem feſten Lande deſto ſicherer ausüben könte, indem ſeine Abſicht war, alle Handlung innerhalb *Rhio* an ſich zu ziehen. Da denn endlich das gemeine Volck aufrühriſch ward, und ſich mit Gewalt ihm widerſetzte. Er nahm darauf die Flucht auf einer Galeere, auf welcher er mit Frau und Kindern und einer Tonne Goldes zu *Johor Lami* ankam. Als er aber daſelbſt einen kleinen Troup von *Monacabos* in den Waffen vorfand, welche ſeine Unterthanen zu Hülffe geruffen hatten, begab er ſich mit ſeiner Familie in die Wälder: woſelbſt die Deſperation ihn antrieb erſtlich ſeine Frau und Kinder, und hernach auf Anrathen ſeiner Edel-Knaben auch ſich ſelbſt umzubringen: Recht nach Art aller Tyrannen, dieweil ſie keinen Menſchen lieben, auch von niemanden Liebe, ſondern des ärgſten erwarten, und ſich fürchten müſſen und verderben, wo andere ſich leicht heraushelffen. Der König ſuchte zwar ſo bald ihm die Nachricht von dem Aufſtand des Volcks, und der Flucht ſeines Brudern zu Ohren gekommen war, ſein Land wieder in Ruhe zu bringen: Das Volck aber ſahe ihn für gar zu abergläubiſch an, als daß er ein guter König seyn könte, und ließ ihm dahero die Wahl, ob er nach *Pahang*, oder nach *Trangano* ziehen, und daſelbſt ſein Leben beſchlieſſen wolte. Was aber *Johor*, und die davon abhangende Reiche und Provintzien anlangete, ſo wolten ſie ſelbſt zuſehen, wie ſie damit ratheten. Sie gaben ihm alſo Fahr-Zeuge, ihn und die Seinigen nach Trangano zu bringen. Woraus man wiederum ſiehet, daß wenn ſein Bruder gleichen Accord hätte machen wollen, er mit allen den Seinen wol hätten leben mögen. Aber Tyrannen trauen niemanden, und ſchlieſſen daraus, ihnen traue wieder niemand, haben alſo zu Bündniſſen und Verträgen ſelbſt kein Vertrauen. Kurtz! Sie wollen alles haben, und ehe ſie ſichs verſehen, haben ſie nichts. Auf dieſer Reiſe ſprach der König bey den nahe herumliegenden Inſulanern an, welche ihn mit Liebe empfingen, und Gehorſam verſprachen. Seinen älteſten Sohn einen Printzen von 20 Jahren, ſatzte er zu *Pahang* an Land den Aufſtand daſelbſt zu dämpffen, er ſelbſt aber ſeegelte nach Trangano.

Hieſelbſt aber ward er durch die *Bugios* von *Macaſſar* zum öfftern verunruhiget, und bald da, bald dort gezwacket. Endlich Anno 1720 überzogen ſie ihn mit einer Flotte, mit welcher ſie ſich bey der Inſul *Capas* ſetzten, und Geſandten an den König ſendeten, mit ihm zu handeln, daß er ihnen *Capo Romanio* zu ihrem Behuf einräumen möchte; ſo wollten ſie ſeine übrige Länder in Frieden laſſen. Weilen aber dieſe Sache zu überlegen, und die Geſandten zu hören ein hauffen

Leute in einem groſſen Zimmer zuſammen gekommen waren, entſtund plötzlich ein groß Getümmel, worüber die Bugios in ſolche Furcht geriethen, daß ſie meineten, man ſtelle ihnen nach dem Leben: und ſtieſſen mit ihren Critzen verſchiedene Johoreſer, und unter andern auch den König nieder. Es blieben zwar viele an beyden Seiten, aber etliche wenige Bugios entkamen dennoch, und flohen auf ihre Flotte, welche nach erhaltener dieſer Nachricht, am folgenden Tage den Strohm hinauf ſeegelte, und die Stadt plünderte.

Das Land der **Maleyer** iſt voller Wälder, Berge und Wüſteneyen, und wird alle Tage durch Regen-Güſſe und Winde erfriſchet. Ihre Waaren ſind Zinn, Pfeffer, Elephanten-Zähne, Schlangen-Holtz und Rotting. Die Einwohner ſind ein wenig weiſſer von Farbe, als andere **Indianer**; ſie ſind auch freundlicher, höfflicher, und netter in ihrer Lebens-Art, luſtig von Humeur, aber ſehr durchtrieben, und ſo faul, daß ſie weder Reiß noch ander Korn ſäen. Sie leben alſo allein von *Sago* und Baum-Früchten, welche ſie das gantze Jahr durch haben, auſſer den Wurtzeln, und dem Geflügel, ſo ſie ſelbſt aufziehen. Ubrigens ſind ſie träge, untreu und boshafftig. Die Tracht der Männer beſteht in ein Paar Hoſen, einem weiſſen, blauen, rothen oder grünen Ober-Kleide, das wie ein Hembd ohne Ermel zugeſchnitten iſt, mit einem Tulban, der Circkel-weiſe um den Kopf herum gewunden iſt. Die Weiber kleiden ſich wie die **Javanerinnen**; ſie ſind aber weit freundlicher, von mehrern Verſtande und Geiſte, als andere **Indianerinnen**. An den See-Küſten leben die Leute meiſtentheils von Fiſchen und vom Reiß, welcher ihnen von Cambodia und Siam gebracht wird. Auſſer den Frembden, die hieher handeln, mögen etwa 3000 Familien in dem Gebiethe von Johor wohnen. Die **Johoreſer** brauchen kleine Fahr-Zeuge, welche aber gute Dienſte thun, und an beyden Enden gleich ſpitz ſeyn, ob ſie gleich nur ein Ende zum Vordertheil gebrauchen. Bey dem Hintertheil haben ſie an jeder Seite ein Ruder, welches ſie nach Erforderung der Umſtände in das Waſſer fallen laſſen; wie ſie es zur Regierung des Schiffs nöthig finden. Sie haben auch kleine nette Prouwen, die man von ihrer Figur wohl **halbe-Monds-***Prouwen* nennen kan. Dieſe ſeegeln ſehr gut, und werden viel im Kriege gebraucht. Ihrer Religion nach, ſind ſie **Mahometaner**, doch haben ſie dieſen Irrwahn noch einen Zuſatz vom Heidenthum gegeben. Ihre Prieſter bekommen ſie von *Sumtte*; die *Seids* oder Mönche ſind unter ihnen ſehr hoch geachtet. Sie ſind groſſe Liebhaber von Gebetern und Predigten, beſuchen die Moſqueen zum öfftern, und ſehen ſehr andächtig dabey aus: Ihr Lebens-Wandel aber iſt nichts weniger, als gottesfürchtig und andächtig.

Auf dem Südlichſten Ende dieſer Halb-Inſul liegt allernechſt an Johor die Stadt und das dazu gehörige Stück Land *Malacca*, als eine Holländiſche Provintz. Die Stadt Malacca nun, wie ſie noch heut zu Tage die vornehmſte Stadt des Landes iſt, alſo iſt ſie vormals die berühmteſte Handel-Stadt von gantz Indien geweſen. Und gleichwie die in gantz Indien noch heut zu tage, ſo bekandte und bräuchliche Maleyiſche Sprache von ihr herkommt und genennet wird; Alſo hat auch dieſe Stadt der gantzen Maleyiſchen Küſten, welche das ſchon beſchriebene Königreich Johor ausmacht, ihren Nahmen gegeben, entweder weil ſie der beſte und ſchönſte Ort des Landes war, oder auch weil die Maleyiſche Könige vormals daſelbſt reſidirt haben, ehe die Portugieſen ihnen den Ort abnahmen. Ja ſie hat auch der berühmten Straſſe von Malacca, an deren Südlichen Ende ſie liegt, den Nahmen mitgetheilt. Bey hellem Wetter kan man dieſe Straſſe gemächlich überſehen. Es müſſen aber alle Schiffe dadurch paſſiren, welche von oder nach den berühmten Königreichen Japan, China, Tonquin, Cochin-China, Cambodia, Siam und Johor, wie auch den Philippiniſchen, Moluckiſchen Inſuln, wie auch Formoſa, Macaſſar, Banda, Borneo, Java und der Oſt-Küſte von Sumatra, ferner Weſtwerts von oder nach Bengala, Coromandel, Malabar, u. ſ. w. ſeegeln. Aus dieſer Urſache war der Stapel von allen dieſen koſtbaren Waaren zu Malacca, ehe und bevor die Portugieſen die Stadt einnahmen, und hernach die Holländer den Platz behaupteten, und *Batavia* als den Mittel-Punct von aller ihrer Handlung ſtiffteten. Daher nun und ſeit der Zeit hat die Stadt nicht wenig abgenommen. Sie liegt auf 2½ Grad Norder-Breite in einer ſehr geſunden Gegend, und iſt weder den heiſſen Winden, die auf der Küſte von Coromandel herrſchen, noch den kalten Winden von *Sumatra* unterworffen. Die Portugieſen hatten ehemahls ausgebracht, die Lufft wäre hier höchſt ungeſund; vielleicht andern Nationen den Appetit nach ſo einem vortrefflichen Handels-Platze zu benehmen. Als aber die Holländer ſich nicht daran kehrten, und den Ort 1641 eroberten, haben ſie die Lufft nicht allein geſund, ſondern ſo gar heilſam, auch den Ausländern befunden. Sie liegt auf einem ebenen Boden an der See-Küſte und einer Bucht, welche einen der beſten Haven in Indien macht, weil man hier immer anländen kan: dabey aber hat der Haven die Beſchwerlichkeit, daß die Schiffe wegen der untieffen Oerter nicht nahe genug an das Caſteel kommen, und von demſelben beſchützet werden können. An der Oſt-Seite der Stadt flieſt ein Strohm, der zur Fluth-Zeit mit kleinen Fahr-Zeugen kan befahren werden: und an der Oeſtlichſten Ecke dieſes Strohms liegt eine kleine Fortreſſe, welche mit der Stadt vermittelſt einer Zieh-Brücke zuſammen hanget. Dieſe Schantze iſt am Fuß einer ſteilen Höhe erbauet, und præſentirt

ſentirt einen halben Mond, gleichwie der Hügel. Die Mauren ſtehen auf einem Felſen, und ſind ſehr dick und hoch. Der Untertheil wird bey einem jeden hohen Waſſer von der See beſpühlet. Der Hügel iſt ziemlich groß, hat eine Kirche oder Capelle zum Gebrauch der Holländer, und wird durch einen Arm des Strohms, der hernach in die See fällt, von dem übrigen ſehr niedrigen Lande abgeſchnitten, ſo daß er eine Inſul ausmacht. Der Hintertheil des Hügels iſt mit ſehr groſſen Bäumen bewachſen. Man kan auch leicht erachten, daß die Portugieſen, welche daſelbſt ſehr zahlreich ſeyn, in der Stadt noch eine Capelle haben werden. Ehemahls hatten ſie die Reſidentz des Biſchoffs von gantz Indien, ein Jeſuiter-Collegium und 5 Haupt-Kirchen allhier, die nun bis auf zwey eingegangen ſind, zum Gebrauch der andern Einwohner, aber deren vormahls wohl 1200 in der Stadt ſollen geweſen ſeyn. Es gedencken die Reiß-Beſchreiber keines Tempels, zumaln derſelben itzunder auch nur wenig allda ſind. Denn es befinden ſich überhaupt nur zwiſchen 200 bis 300 Holländiſche, Portugieſiſche, Chineſiſche und Mahometaniſche Familien, nebſt zwey oder drey Armeniſchen Kauffleuten daſelbſt. Die Chineſer haben die beſten Kramläden mit den Gütern ihres Landes, und was nur geſucht wird, angefüllet. Die Häuſer in der Stadt ſind durchgehends von Stein gebauet, die Straſſen ſind weit und gerade, aber nicht gepflaſtert. Die einheimiſche Maleyer, die in der Vorſtadt wohnen, haben armſelige Hütten von Atup, und werden von ihren Herren, den Holländern, in einer groſſen Unterthänigkeit gehalten. Die Feſtungen waren zu der Portugieſen Zeiten in weit beſſerm Zuſtande; Die Holländiſche Oſt-Indiſche Compagnie aber hat ſelbige ſehr viel kleiner gemacht, damit dieſelben ihr deſto weniger zur Laſt fallen, und ſie ſolche mit weit weniger Volck halten könte. Von der natürlichen Lage und Stärcke dieſer Stadt hat man angemerckt, daß die Holländer ſie nicht hätten einnehmen können, wenn die Portugieſen ſie nicht aus Furcht verlaſſen hätten. Die Landſchafft, die zu dieſer Land-Vogtey gehört, ſoll ungefehr 30 Meilen lang, und 8 bis 10 breit ſeyn. Sie wird durch einen Landvogt nebſt ſeinem Rath regiert. Die Regierung iſt auf denſelben Fuß geſetzet, als in den übrigen Land-Vogteyen der Oſt-Indiſchen Compagnie. Obgleich auch in vorigen Zeiten unterſchiedliche kleinere Comtoire unter dieſem Haupt-Comtoir geſtanden haben, iſt das von Kweda itzunder doch das eintzigſte, weil alle die andere aufgehaben ſeyn. Hier kommen die Schiffe aus Japan auſſer denen, die nach Batavia geladen ſeyn, jährlich an, und hier vertheilet man ihre Ladung wiederum nach den beſondern Comtoiren von Bengala und Coromandel. Sonſt wird in dieſer Stadt keine ſtarcke Handlung mehr getrieben, und die Unkoſten auf die Beſatzung, ob man ſolche gleich ſo viel möglich beſchneidet, lauffen

doch

doch ſo hoch, daß dieſe Land-Vogtey ſelbige wol kaum wieder einbringt. Weil aber die Holländer Meiſter von der Straſſe Sunda an dem Süd-Ende der Inſul Sumatra seyn, und dieſe Straſſe von der Stadt Malacca, welche Nordwerts daran lieget, commandirt wird, ſind ſie einiger maſſen durch Beſitzung der Stadt Malacca Meiſter vom Chineſiſchen und Japaniſchen Handel, und können durch dieſes Mittel alle umliegende Völcker zu Paaren treiben, mit welchen ſie in Krieg gerahten. Es iſt wohl wahr, daß manches Schiff durch die Straſſe von Malacca paßirt, das nicht unter ihre Stücke kommt; aber ihre Auslieger können doch leicht alles anhalten. Die Portugieſen nahmen zu ihrer Zeit von den hier paßirenden Schiffen 10 pro cent Zoll von den einkommenden, und drey von denen ausgehenden Waaren. Auch denen Holländern ſoll, nach *Valentyns* Bericht, dieſer Zoll anno 1669, 74949 Gulden eingebracht haben. Nach *Nieuhoffs* Bericht aber hat die Compagnie dieſen Zoll, als unbillig, gleich im Anfange abgeſchaffet, welches *Dampier* ſo weit bekräfftiget, daß die Engelländer den Zoll nicht bezahlen, ob er gleich von andern Nationen gefordert würde, und der Herr *Salmon* verſichert, vielleicht aus Voigts zweyten unglücklichen Reiſe nach Japan, der es daſelbſt eben alſo verſichert, daß nur die Portugieſen den Zoll, wie ſie ihn vorher gehoben, noch bezahlen müſten. Die Lebens-Mittel, auſſer Fiſchen und etlichen Indianiſchen Früchten ſind hier ſehr knapp. Denn Korn- und Hülſen-Früchte, was nicht in der Europäer Gärten wächſet, werden hier, wegen der Einwohner groſſen Faulheit, wenig gebauet.

Wir müſſen noch etwas von *Kweda* erwehnen, welches den Nahmen eines Königreiches träget, ob es gleich arm und gering iſt. Die Haupt-Stadt gleiches Nahmens, iſt die Königliche Reſidentz, und liegt an einem kleinen ſchmalen, doch tieffen und fahrbaren Strohm, ungefehr 16 Meilen von der See. Der König hat kein ander Zeichen ſeiner Hoheit, als daß er über ſeine Unterthanen nach eigenem Belieben, und unumſchränckt herrſchet: denn er iſt übrigens arm, aber doch ſtoltz dabey. Er gibt den Fremden, die in ſeinen Havens anländen, bald eine Viſite, um eine Verehrung von ihnen zu erſchnappen: und der Kauffmann muß ja nicht mit der leeren Hand erſcheinen, wo er eine Gegen-Viſite bey dem Könige ablegen, oder ſonſt mit ihm reden wil. Dahingegen hat er auch die Ehre, nächſt bey dem Könige zu ſitzen, und ſeinen gekäueten Betel von ihm zu empfangen, welches vor eine groſſe Ehre daſelbſt gehalten wird, welche man nicht anders, als mit der gröſten Demuht empfangen muß. Die Religion iſt daſelbſt, wie in Johor, Mahometaniſch, und mit heydniſchem Aberglauben vermiſcht. Dieſes Land

iſt

iſt dem Königreich Siam in voriger Zeit unterworffen geweſen: als aber Siam mit Pegu Krieg führete, ſchüttelten ſie das Joch ab.

Man hohlet hier Zimmet, Pfeffer, Elephanten-Zähne, Elephanten und *Damas*, eine Art Gummi, ſo man ſtatt Theer bey denen Schiffen gebrauchet.

Nun, da wir wieder nach Siam ſelbſt kehren, wollen wir zuerſt etwas von deſſen vornehmſten Flüſſen ſagen. Der anſehnlichſte iſt der *Meinam*, oder *Menam*, welches auf Siammiſch ſo viel als eine Mutter der Gewäſſer bedeutet. Er entſpringt, wie man meinet, in der Tartarey, und fällt auf der Breite von 14 Graden gegen Norden in den Siammiſchen Meer-Buſen. Dieſer Strohm iſt faſt der eintzige, und wenigſtens allein merckwürdig in gantz Siam. Er iſt ſehr tieff, flieſt ſchnell, führt viel Waſſer, und iſt ein gut theil breiter, als die Elbe. Unter *Judia* iſt er in viele Arme vertheilet, und hat niedrig und moraſtig aber grünes und luſtiges Ufer. Groſſe Schiffe können den Strohm nicht befahren, ſondern müſſen vor der Bay liegen bleiben: kleinere aber können bis *Bankock* kommen. Im Anfange des Octobers fängt der Strohm an zu ſchwellen, und die Ufer zu überſteigen, im December aber ſincket das Waſſer ſchon wieder. Es iſt mercklich, daß da man ſonſt beym Graben allezeit befindet, daß das Waſſer, ſo in der Erden ſteckt, mit dem Waſſer in den Ströhmen gleich hoch ſtehet, ſo ſoll man hier im Gegentheil finden, daß das Waſſer im Lande eher ſteiget, ja gar übers Land läufft, als das Waſſer im Strohm anfängt zu ſchwellen. Man ſagt auch, daß alles Waſſer ſo man in Siam durch Graben findet voller Salpeter, und unbequem zu trincken ſeyn ſoll. Man muß ſich daher verwundern, daß das Waſſer in dem Strohm, wie moraſtig der Grund auch iſt, ſich dennoch trincken läſt. Das Waſſer ergieſſet ſich nirgends ſo häuffig übers Land, als in der Mitte und in den oberſten Provintzen des Reichs. Wenn der Strohm über die Ebene ſich ergieſſet, fänget der Reiß auch an nach dem Maaß, wie das Waſſer ſteiget, allmählig ſo zu wachſen, daß die Aehren immer über dem Waſſer hervorragen. Wenn das Waſſer bey ſeinem Ablauff nicht durch einen guten Nordlichen Paſſat-Wind ſtarck abwerts nach der See zugetrieben wird, entſtehen hier im Lande immer Kranckheiten von dem Geſtanck des nachbleibenden Schlammes und des verfaulten Ungeziefers.

Der Fluß *Mecon* entſpringt auch in der Tartarey, läufft durch *Laos* und *Cambodia*, und fällt auf dem neunten Grad Norder-Breite in die See. Noch haben ſie einen anſehnlichen Fluß *Tanaſſarim* genannt, welcher ſich auf dem 13 Grad Norder-Breite in die Bay von *Bengala* ergieſſet, und eine Inſul, Nahmens *Merguy*, und dabey einen der beſten Havens in Indien machet. Siam iſt,

iſt, wie andre Königreiche in Indien, nicht gar ſtarck bewohnt. Die vornehmſten Städte und Dörffer liegen entweder an der See-Küſte, oder an einem von dieſen Flüſſen, oder auch an eignen dazu durch das Land gegrabenen Canälen. Von *Judia* an bis gen Bancock aber liegen ſehr viele Dörffer an dem Strohm, in welchen doch die Häuſer nur ſchlecht, dagegen die Tempel und Wohnungen der Prieſter beſſer gebauet ſeyn. Unter Bancock trifft man nichts als Wälder, Moraſte, Bambos und Gabba Gabba an. Weil aber die Gebirge in dieſem Lande meiſtentheils mit Wäldern bedeckt ſeyn, und die Oerter, ſo von Höltzungen entblöſſet ſtehen, von der Sonnen Hitze ſehr verſenget werden, und zum Acker-Bau unbequem ſind, das niedrige Land aber inſonderheit zum Reiß-Bau, als der allgemeinen Speiſe der Einwohner geſchickt iſt, ſo darff man ſich nicht verwundern, daß es nur an den Ströhmen bewohnet wird. Die groſſe Menge von Hirſch- und Büffel-Häuten, welche jährlich zum Lande hinaus geſchleppet werden, beweiſen genugſam, wie groß die Wälder und Wildniſſen ſeyn müſſen. Denn weil es daſelbſt wegen der Tyger und der Moräſte ſehr mühſam iſt zu jagen, werden ſelbige nur vorne an den Wäldern gefangen.

Von den Ströhmen führet mich die Natur ſelbſt auf den Wechſel der Winde, Jahr-Fluht- und Regen-Zeiten, als welche mit den Ströhmen groſſe Verbindung haben. Im Januario ſtehet der Wind auf der Küſte von Siam im Oſten, und im Februario im Südweſten. Im Martio, April und May wehen ſie aus dem Süden. Im April gehet die Regen-Zeit an, und im Junio regnet es faſt immerfort. Im Julio, Auguſto und September wehen die Weſt-Winde, und die Ströhme ergieſſen ſich 9. bis 10 Meilen breit, und ungefehr 150 Meilen weit hinauf über ihre Ufer. Alle dieſe Zeit über, und inſonderheit im Junio gehen die Fluhten, ohngeacht des hochaufgeſchwollenen Stroms ſo ſtarck, daß ſie bis Siam kommen, welche Stadt 15 Meilen weit hinauf an dem *Meinam* lieget: ja ſie gehen unterweilen bis an Louvo hinauf, welches noch 12 Meilen weiter aufwärts liegt. Im October wenn die Regen-Zeit über iſt, wehet der Wind aus dem Nord-Weſten. Im November und December wehet er bey ſtetem trockenen Wetter aus dem Norden, das Waſſer kehret alsdenn in wenig Tagen wieder in ſeine Gräntzen, und die Fluthen ſind ſo niedrig, daß das Waſſer an der Mündung des Strohms gantz friſch und ſüß iſt.

In Siam haben ſie auf dem Meinam in 24 Stunden nur einmal Fluth und Ebbe, wann der Mond neu, oder voll iſt: Zu andern Zeiten aber wechſelt Ebbe und Fluth in 24 Stunden zweymal ab. Wenn die Winde im Weſten ſtehen, gehen die Ströme Oſtwerts, und dagegen Weſtwerts, wenn die Winde nach dem Oſten umlauffen. Auſſer den obgedachten Flüſſen ſind noch etliche

mehrere

mehrere in Siam, wie auch verſchiedene Canäle, durch welche man aus einem Strohm in den andern kommen kan. Es fehlet auch dieſen Völckern nur an einer gelinden Regierung: Denn ihr Land iſt ſowohl zur Schiffart als Handlung ſo gelegen, als eine Provintz in Indien nur ſeyn kan. Sie haben bequeme Haven, und mehr als in des groſſen Moguls Landen. Dieſes Königreich, die Maleyiſche Küſte mit dazugerechnet, erſtrecket ſich von der Linie bis an den Tropicum Cancri, und muß es alſo im Lande ſehr heiß ſeyn. Man hat aber hier, wie in andern Ländern unter den Tropicis zu der Zeit, wenn die Sonne über dem Kopfe ſtehet, und die meiſte Hitze verurſachet, vielen Schatten von dem wolckigten Gewitter. Es fällt alsdenn auch eine ſolche Sünd-Fluth von Regen, daß das flache Land, welches ſie bewohnen, gemeiniglich überſchwemmet, und dadurch die Hitze gemäßiget wird; keinen Winter aber kan man ſo nahe unter der Sonnen wol auch nicht vermuthen. Einige halten ihre Regen-Zeit, da die Sonne ihnen doch alsdenn am nächſten, für ihren Winter. Die kälteſten Winde aber wehen daſelbſt ſo wohl, als hier im December und Januario.

# Das andere Capitel.

## Von ihren Städten, Feſtungen, Palläſten, dem Königlichen Schloſſe, Wachten, Frauenzimmer, Gebäuden, Häuſern, und Haus-Rath des gemeinen Mannes.

Die Siammiſche Städte ſind nichts anders, als eine Menge von Hütten, die an einem Orte aufgeſchlagen ſeyn. Sie ſind meiſt mit höltzernen Befeſtigungs-Wercken, und nur bißweilen mit einer Maur von gebrannten, oder gehauenen Steinen umgeben. Man muß ſich deswegen an ihre gewöhnliche Groß-Pralerey, die ſie mit andern, inſonderheit Orientaliſchen Völckern gemein haben, nicht kehren, nach welcher in ihrer Sprache die eine Stadt Diamantene Mauer oder *Campeng-pet*, die andere Himmelberg u. ſ. w. genennet wird. Einige von dieſen Städten deren etliche ihre Nahmen von einer Fabel, oder von einer Reliquie eines Siammiſchen Heiligen empfangen haben, werden von den Siammern, und gar von ihren Königen und den Einwohnern von Pegu und Laos in Wallfahrten beſucht. Die Städte in Siam ſind in ſechs Claſſen vertheilt, nach den ſechs Claſſen der Nais, oder Oberſten des Volcks, die jeder nach der Menge ihrer Unterthanen anſehnlichere Titul führen. Eine jede Claſſe von Städten hat auch nach ihrem Range und Gröſſe, Gouverneurs vom höherm Range.

Siam die Hauptſtadt des Landes, welche auch *Odia* und von den Siammern *Scyathyia*, *Judia* oder *Juthia* genennet wird, liegt ohngefehr auf dem 14 Grad Norder-Breite an dem Fluß *Meinan*, in einem Lande, das ſo weit, als man es mit den Augen überſehen kan, flach und niedrig iſt. Sie hat drey Stunden im Umfange, und iſt mit Mauren und Thürmen befeſtiget. Es gehen unterſchiedliche Arme von dem Fluß Meinan um die Stadt herum, welche ihr beynahe die Geſtalt einer Inſul geben, ausgenommen an der Oſt-Seite, woſelbſt die Stadt durch einen Damm am feſten Lande anhänget. An der Süder-Seite, woſelbſt man aus der See zur Stadt kömmt, ſind zwey Bollwercke mit Canonen bepflantzet. Die eigentlich ſo genannte Stadt innerhalb der Mauren macht nur den ſechſten Theil aus. Der übrige Platz iſt mit 200 bis 300 Götzen-Tempeln oder Pagoden bebauet, welche mit eben ſo viel Klöſtern für die Talapoins umgeben seyn. Rund um ihre Tempel herum haben ſie ihre Begräbniſſe gebauet, auf welchen ſchöne Piramiden ſtehen, welche ſamt den Thürmern an den Pagoden ein ſehr ſchönes Anſehen machen. Inſonderheit weil etliche derſelben, wie *Hamilton* berichtet, vergüldet ſeyn, und bey Sonnenſchein die Augen blenden, und alſo nicht unbillig mit zur Stadt gerechnet werden. Die Straſſen der Stadt ſind geräumig und gerade. Einige derſelben ſind gepflaſtert, und Canäle dadurch gezogen, über welche etliche übel gebauete Brücken gelegt ſeyn, welches einigen Anlaß gegeben hat dieſe Stadt mit Venedig zu vergleichen. Ihre Häuſer ſind meiſtentheils von Bambos, oder hoch aufgeſchoſſenem Rohr gebauet, und ſtehen auf Stützen von 13 Fuß hoch über dem Grund, und das Untertheil wird gar nicht gebraucht. Die Häuſer ſind nicht an einander dicht an gebauet, und eine gantze Haushaltung, wenn ſie etwas zahlreich iſt, wohnet niemals unter einem Dache. Sondern eines jeden Erbe iſt mit einem Zaun von Bambos umgeben, und innerhalb dem Bezirck dieſes Platzes bauen ſie verſchiedene kleine Wohnungen hin, bald mehr, bald weniger, nach dem Stande der Perſonen, und nach der Anzahl ihrer Aufwärter und Sclaven. Sie halten ihr Vieh auch in ſolchen in der Höhe gebaueten Zimmern, um zu verhüten, wie man wohl dencken kan, daß es nicht zur Zeit der Uberſchwemmung von dem Waſſer weggeſpühlet werde. Es giebt etliche wenige Häuſer in der Stadt, welche die Fremden von Steinen erbauet haben, und der König hat deren auch etliche zum Dienſt der fremden Geſandten aufführen laſſen.

Des Königs Pallaſt ſtehet an der Nord-Seite, und iſt von Steinen gebauet, wie auch der Pallaſt zu Louvo nebſt verſchiedenen Pagoden. Der Pallaſt iſt mit dreyen Mauren umringt, und hat zwiſchen einen jedem groſſe Vorhöfe. Der innerſte Hof, wo der König wohnet, wird Vang genennet. In dieſem ſind verſchiedene Gärten, Wälder, Canäle, und dergleichen Luſt-Stücke

mehr.

mehr. Das gantze Schloß mit allen ſeinen Vorhöfen heiſt *Praſſat*. Die Siammer werffen ſich auf ihr Antlitz nieder, wenn ſie in den *Vang* ein- oder ausgehen, und gehen niemals anders, als von forne vor den Pforten des äuſſerſten Vorhofes vorbey. Auſſer dieſem hat der König noch zwey Palläſte in der Stadt. Weder die Königliche Schlöſſer, noch die Privat-Häuſer werden höher als ein Stockwerck aufgeführt; die Höhe aber des Giebels und der inwendigen Gemächer iſt doch ſehr unterſchieden, und mit dem Boden und dem Dach hat es gleiche Bewandniß. Das erſte Gemach im Hauſe nächſt an der Thüre iſt immer das niedrigſte, aus dieſem ſteigt man auf zwey oder drey Treppen in das andre, und von dannen in das dritte Zimmer, mit welchem das übrige Gebäude in einer Linie fortgehet. Nachdem nun die Zimmer höher werden, iſt das Dach auch höher. Der Königliche Pallaſt wird ſonſt der Güldene, oder Praſſat tong genannt, aber nur nach ihrer hochtrabenden Mund-Art, denn man findet nicht viel vergüldete Wände oder Gemächer darinnen. Die Treppen und Thüren können auch nicht prächtig heiſſen. Alle Magnificentz deſſelben beſtehet in den vielen Gebäuden, und wegen der glaſürten Dach-Ziegel gläntzenden Dächern auf denſelben, deren meiſtentheils immer eins höher iſt als das andere, im Königlichen Schloſſe wol biß zu Sieben in einer Reyhe, dagegen der Staats-Miniſter ihre Häuſer meiſt drey ſolche Abſätze über und hinter einander haben. Um den Königlichen Pallaſt herum liegen auch viele offene Gebäude, die mit einer niedrigen Wand, ſo hoch daß man ſich eben daran lehnen könte, umgeben ſind, die Säulen auf welchen das Dach ruhet, ſind in der Mauer befeſtiget, welches mit dicken Bäumen beſchattet, auch wol mit Waſſer umfloſſen iſt. In dergleichen Gebäuden müſſen insgemein Mandarinen und groſſe Beamten aufwarten. Auch werden fremde Geſandten darinn tractirt.

Von den Meublen können die Reiſenden nicht viel erzehlen, der Audientz-Sahl iſt zu Zeiten des Herrn la Loubere, Frantzöſiſchen Abgeſandtens getäffelt und roht laquirt, mit etlichen Spiegeln verſehen, und die Diehle mit Tapeten beleget geweſen. Die Becken, Schüſſel, Trinck-Geſchirre, und andere Gefäſſe ſind alle von getriebenem Silber verfertiget. Die Thore des Schloſſes (bey welchen herum es immer ſehr moraſtig iſt) werden immer geſchloſſen gehalten, und wenn jemand verlanget hinein gelaſſen zu werden, wird ſolches erſtlich an den Officier, der die Wache hat, durch den Pförtner gemeldet. Dieſer darff keinen, der bewapnet iſt, oder Arack und ſtarck Getränck genoſſen hat, hineinlaſſen, und muß dahero eines jeden Odem riechen, der hinein zu kommen begehret. Es wird auch niemand anders als zu Fuß hineingelaſſen, und kein Mandarin darff mehr als einen Sclaven mit hineinnehmen. Die Thore und andere Zugänge des Pallaſtes wimmeln

wimmeln von allerhand faſt nackten Geſellen. Zwiſchen den zwey erſten Pforten ſtehet eine Garde von dieſen unbewapneten Soldaten, welche der König auch als Büttel zu gebrauchen pfleget. Ihrer ſind nunmehro 600 an der Zahl; und obgleich die Waffen für ſie im Pallaſt in Bereitſchafft liegen, vertrauet man ihnen ſolche doch nur bey beſondern Vorfällen. Wenn ein Staat ſoll gemacht werden, bringt der König auch ſeine Sclaven ins Gewehr, und wenn ihrer nicht genug ſeyn, nimmt er der Bedienten ihre dazu, welchen er ein Kleid von rothem Neſſel-Tuch, eine höltzerne vergöldete Sturm-Haube, eine Flinte, Bogen und Lantze giebet. In alten Zeiten hatte der König eine Leib-Garde von 600 Japaneſern: als man aber merckte, daß ſie im Stande wären, dem gantzen Lande Geſetze zu geben, ſchaffte er ſie ab. Die Leib-Garde zu Pferde beſteht aus den Einwohnern des Königreichs Laos, und einer andern Landſchafft Mien oder Meng genannt, welche in zwey Banden, deren jeder ihr eigen Ober-Haupt hat, getheilet werden. Der König hat noch eine Leib-Garde zu Pferde, die aus 130 Mann beſtehet. Zwey Compagnie davon, jede zu 30 Mann ſind Mahomethaner aus Indoſtan, oder dem Reiche des groſſen Mogols, gebürtig. Eine Compagnie von 20 Mann beſtehet aus **Chineſiſchen Tartarn**, die mit Pfeil und Bogen bewapnet ſeyn. Zwey Compagnien, jede von 25 Mann, beſtehen aus Rasboots, oder **Indoſtianiſchen Heiden**, welche eben ſo als die **Mahometaner** gekleidet gehen, und wegen ihrer Tapfferkeit, die aber meiſt vom Gebrauch des Opii ihnen beywohnet, ſehr berühmt ſeyn. Die gantze Garde zu Pferde begleitet den König, wenn er öffentlich erſcheinet; es wird aber kein eintziger von dieſen Leuten jemahls innerhalb den Thoren des Pallaſtes gelaſſen. Der König giebt einem jeden von der Garde ſein Pferd und Gewehr, wie auch 540 Frantzöſiſche Livres jährlich zum Solde, und ein roth Kleid. Ihre Officirer bekommen 840 Livres zur Gage. Die **Chineſiſche Tartarn** dienen um 45 Gulden jährlich, und ihr Capitain bekommt 112 Gulden 10 Stüver.

Innerhalb der erſten Mauer vom Pallaſt ſind die Ställe vor etliche hundert mit koſtbarem Geſchirr prangende Elephanten, und vor des Königs Pferde, welche jedes einen beſondern Nahmen hat, der ihm vom Könige gegeben wird. Ein jeder Elephant hat unterſchiedliche Aufwärter, und wird nach dem Nahmen, den er führet, mit mehr, oder weniger Ehren-Bezeugung bedienet. Sie erſcheinen niemals, ohne in ihrem vollen Geſchirr, und mit allen Zierrathen. Dieſe Geſchöpffe ſind ſo gelehrig, und von ſo hurtigem Begriff, daß ich alſo rede, daß der gemeine Mann ſich einbildet, daß ſie von einer Durchlauchtigen Seele belebet werden, die vormals in einem groſſen Manne gewohnet hat. Von dem weiſſen Elephanten (der nach ihrem Wahn in Siam allein gefunden wird, wiewol er

nicht recht weiß, ſondern Fleiſchfärbig iſt, dergleichen anderer Orten eben auch gefunden werden) glauben ſie, daß er von der Seele eines, oder des andern Printzen des Landes beſeſſen werde: weswegen auch der König denſelben niemals reitet. Ein weiß Pferd halten ſie faſt eben ſo hoch, wie man aus dem groſſen Eſtime, den der König von Siam gegen ſein weiſſes Pferd bezeugte, ſehen kan: Er erſuchte den Herrn *Vincent*, einen Europäiſchen Medicum, das Pferd mit ſeinem Rath in einer Kranckheit zu bedienen: und weil ihm bewuſt war, daß der Medicus ſich ſolches zu einem Tort rechnen würde, ließ er ihm zugleich bedeuten: es ſey kein gemein Pferd, ſondern ſey von Vater und Mutter, die wie ihre Vor-Eltern bis ins vierte Geſchlecht weiß geweſen, erzielet worden. Nächſt den weiſſen äſtimiren ſie die ſchwartze Elephanten am meiſten, weil ſie nechſt den weiſſen am ſelteſten gefunden werden. Sie färben ſie auch wol an, wenn ſie von Natur nicht ſo ſchwartz ſind, als ſie ſelbige gerne haben wollen. Der weiſſe Elephant (denn ſie haben ſelten mehr, als einen) wird aus göldenen Schüſſeln, als ein Herr über alle übrigen bedient. Des Königs Fahr-Zeuge und Galeeren werden in einigen mit einem guten Obdach verſehenen Zeug-Häuſern gegen dem Pallaſt über verwahrt.

Der König läſt ſich gemeiniglich durch ein Fenſter in dem Audientz-Saal ſehen, welches aus einem andern Zimmer in den Saal hinein gehet, und ſo hoch über den Saal erhoben iſt, daß der Frantzöſiſche Geſandte ſich genöhtiget ſahe, drey Stuffen hinaufzuſteigen, um ihm das Schreiben des Königes von Franckreich zu überreichen, welches ihm, wie ſonſt mit allem was er empfängt geſchiehet, in einer güldenen Schüſſel überreichet wurde. In ſeinem Gemach oder Vorgemach, haben 44 junge Edel-Leute die Aufwartung, welche unter 4 Haupt-Leute in 4 Compagnien vertheilet ſeyn. Die eine Helffte derſelben werffen ſich zur lincken, und die andere zur rechten Hand auf ihr Angeſicht nieder, wenn Audientz gegeben wird. Durch ſelbige ertheilet der König ſeine Befehle an ſeine Miniſters. Dieſe Pagen haben auch ſonſt verſchiedene Bedienungen am Königlichen Hofe. Einige bereiten dem Könige Betel, einige nehmen ſein Gewehr in acht. Einige leſen ihm etwas vor, und haben die Aufſicht über ſeine Bücher. Denn der König, von welchem *Monſ. de la Lubere* redet, ſoll ſehr lehrbegierig geweſen ſeyn. Er hatte Befehl ertheilet, daß man den *Curtium*, und etliche andre Hiſtoriſche Wercke in die Siammiſche Sprache übertragen ſollte, und wuſte von der Beſchaffenheit unterſchiedlicher Reiche und Regierungen in Europa guten Beſcheid. Er wuſte, wie man von ihm ſchreibt, daß keinem Fürſten die Regierungs-Kunſt eingeblaſen wird: ſondern daß man ſolche durch fleißiges Leſen, und viele Ubung erſt lernen müſſe. Dieſer Printz hatte einen Miniſter, welcher ſich niemals

mals in ſeiner Gegenwart auf ſein Antlitz niederwarff, ſondern ſeine Augen immer auf den Fürſten richtete, um ſeine Befehle zu empfangen, welche er aus gewiſſen Zeichen gleich verſtund, und durch gleiche Zeichen den andern Bedienten kund that. Die Bedienten an der Schlaff-Kammer des Königs in Siam ſind lauter Weiber, und niemand anders darff ſelbige betreten. Sie machen ſein Bett, ſie kleiden ihn aus und an, bis auf ſeine Mütze, welche er ſelbſt auffſetzet. Denn niemand muß ſein geheiligtes Haupt anrühren, oder etwas darauf ſetzen. Seine Weiber machen ihm auch ſein Eſſen zurecht, welches ſo gar nach einem vorgeſchriebenen Gewichte ſoll geſaltzen und gewürtzet werden, und warten ihm bey der Tafel auf.

Eine von den Weibern des Königs hat die Ehre, Königinn tituliret zu werden: und dieſe iſt insgemein aus der Königlichen Familie. Der Frantzöſiſche Ambaſſadeur, der anno 1688 da geweſen, ſagt, daß die damahlige Königinn des Königs eigene Tochter geweſen, welche er mit ſeiner eigenen Schweſter erzielet: wie auch, daß andere Frauen des Königs ſie als ihre Fürſtin angeſehen, und daß ſie über die andern Weiber, und über die Verſchnittene, deren nicht über 10 bis 12, theils ſchwartze, theils weiſſe, an der zahl geweſen, zu befehlen gehabt, und alle beyde nach ihrem Gutdüncken beſtraffet habe. Sie nehmen die Töchter der Unterthanen zum Dienſt des *Vang*, oder königlichen Frauen-Hofes, mit Gewalt weg. Unterweilen geſchicht ſolches pur in der Abſicht, den Eltern, wo ſie reich ſeyn, ein Stück Geld abzupreſſen, mit welchem ſie ihre Kinder loß kauffen mögen. Die Königinn hat ihre eigene Elephanten und ihre Sänffte. Deren Sitz, oder vielmehr Kämmerlein, iſt mit Gardinen umzogen, damit ſie alles, niemand aber ſie, ſehen könne. Alles Volck gehet auch aus dem Wege, und fällt aufs Antlitz nieder, wenn ſie vorüber ziehet. Die Königinn hat ihre eigene, von den Königlichen abgeſonderte, Magazinen, Schätze und Schiffe, und handelt für ſich auf eigene Gefahr. Ja der Herr *Loubere* verſichert, daß Zeit ſeines Daſeyns ein Misverſtändniß zwiſchen dem Könige und der Königinn entſtanden, weil der König allen ausländiſchen Handel an ſich gezogen, wodurch ſeiner Gemahlinn ein groſſes von ihrem ſonſt gewöhnlichen Einkommen entgangen. Der Sohn der Königinn kommt nicht immer zur Erb-Folge im Reiche; ſondern ſolche kommt gemeiniglich auf den erſten Sohn des Königs, von welcher Frau er auch gebohren wird. Wo aber der König befindet, daß er die zum Regiment gehörige Qualitäten nicht beſitzet, hat er volle Macht, ſich einen andern Nachfolger zu erwählen. Wie denn alle Orientaliſche Nationen, ob ſie ſchon gerne einen Regenten aus dem Königlichen Hauſe nehmen, ſich doch insgemein gleichviel ſeyn laſſen, ob ſie den älteſten bekommen

oder

oder nicht, ob er ein Sohn von den Weibern vom erſten oder vom andern Range, oder gar von einem Kebs-Weibe ſey, wie man letztere zu nennet pfleget.

Ob die Weiber gleich die Aufſicht über des Königs Kleider gantz alleine führen, ſo hat er doch auch etliche Edelleute, die Bediente von ſeiner Kleider-Kammer ſeyn, unter welchen derjenige der vornehmſte iſt, der des Königs Schlaff-Mütze in ſeiner Verwahrung hat. Vor kurtzen hat noch ein Printz von Geblüt aus Cambodia die Stelle bekleidet, weil der letzte König ſeine Abkunfft auch dorther hatte. Denn er konte nicht darthun, daß er des alten Königs in Siam Verwandter wäre: weil ſein Vater ſich mit Gewalt auf den Thron geſchwungen hatte.

Alle Mandarinen, die zum Hoff-Staat gehören, und deren Bedienung erfordert, daß ſie in der Stadt wohnen müſſen, deren wohl 3000 an der Zahl ſeyn, müſſen nach *Hamiltons* Erzehlung täglich bey Hofe erſcheinen, und werden im Fall ſie auſſen bleiben, wo ſie nicht Urlaub gehabt, mit Stöcken geſchlagen, doch meinet man auch, daß ſie ſich daraus eine Ehre machen ſollen. Aus dieſem allen erhellet genugſam, daß diejenigen nicht gantz unrecht urtheilen, welche den Siammiſchen Hoff für den prächtigſten und anſehnlichſten unter allen ſchwartzen Völckern in Aſia halten.

Die freye Handlung, welche man vormals allen Leuten in Siam erlaubte, lockte eine groſſe Anzahl von Fremden dahin, und jede Nation wohnet in einer beſondern Gegend von der Stadt oder Vorſtadt, und hat ein Ober-Haupt oder Conſul aus ihren eigenen Mittel. Dieſen nennen die Siammer *Nai*, und ſelbiger muß mit einen vom Könige dazu geſetzten Mandarin, (alle Sachen ſeine Nation betreffend) abthun. Es wird aber nichts wichtiges ohne Zuziehung des *Barcalam* oder oberſten Staats-Miniſters geſchloſſen. Die **Mahometaner** aus Indoſtan hatten ſich vormahls hier recht wohl geſetzt. Denn weil der damalige Barcalam ein ſolcher **Mahometaner** war, kamen auch die vornehmſte Bedienungen und Land-Vogteyen in ihre Hände. Der König ließ auch etliche Moſqueen auf ſeine Koſten bauen, und ſchoß zu Begehung des groſſen Feſtes von *Haly* jährlich groſſe Unkoſten her. Die Siammer ebenfalls, welche zu den **Mahometanern** übertraten, wurden vor ihre Perſonen von ihren ſechs monathlichen Hof-Dienſten frey geſprochen. Als aber dieſer Barcalam in Ungnade verfiel, lag der Glaube ſeiner Lands-Leute mit ihm und allen Mahometanern übern hauffen, und ſie muſten vor ihre Freyheit von den ſechs monathlichen Hoff-Dienſten Geld geben. Doch behielten ſie ihre Moſqueen nebſt der freyen Ubung ihres Gottes-Dienſtes. Man rechnet, daß ſich anitzo zu Siam ungefehr 4000 Mohren aufhalten, und eben ſo viel **Indianiſche Portugieſen**, oder eine ver-

miſchte Nation von Indianern und Portugieſen, deren auf allen Küſten von Indien ſehr viele ſeyn. Es ſind auch nicht weniger Chineſer daſelbſt, und ungefehr eben ſo viele Maleyer, wie auch etliche Leute von andern Nationen. Die reichſten Kauff-Leute aber haben Siam verlaſſen, nachdem der König die Handlung an ſich gezogen hat. Ein wenig unter der Stadt haben die Holländer ihr Comtoir und Pack-Häuſer, die ſehr nett und bequem auf einem trockenen Grund gebauet ſeyn. Sie haben aber noch ein Pack-Haus, Amſterdam genannt, welches auf Bambos-Pfählern nicht weit von der Mündung des Strohms ſtehet.

Nach der Haupt-Stadt Siam und dem Königlichen Pallaſte wollen wir auch die übrigen anſehnlichen Städte des Landes beſehen. 1) *Menangfang*, die nordlichſte Stadt in dem eigentlich ſo genannten Siam, liegt auf den 22 Grad Norder-Breite an dem Strohm Meinam. 2) *Lacontas* liegt auf dem 21 Grad. 3) *Porſelouk* auf dem 20 Grad. 4) *Campeng-pet* auf dem 18 Grad. 5) *Prabat* auf dem 16 Grad ungefehr. 6) *Louvo* auf dem 15 Grad 30 Minuten, woſelbſt ſich der König gerne zur Jagd-Zeit aufhält. Alle dieſe Städte, *Louvo* allein ausgenommen, liegen an dem Fluſſe Meinam, oberhalb Siam. 7) *Bancock*, welches unterhalb liegt, mag für den beſten See-Haven in Siam angeſehen werden. Hier bekommen alle Schiffe Freyheit zu handeln, wie auch ihren Abſchieds-Paß, wenn ſie wieder abſegeln. 8) *Martaban*, an der Bay von Bengala auf dem 16 Grad Norder-Breite. 9) *Tanaſſarim*, ungefehr auf dem 13 Grad, und 10) *Ligor*, an der Weſt-Seite des Siammiſchen Meer-Buſens, auf dem 8 Grad liegen beyde ſchon auf der Halb-Inſul *Malacca*. Eine Meile innerhalb der Mündung von dieſem Strohm haben die Holländer ein Comtoir, welches von Steinen recht nach Holländiſcher Manier gebauet iſt. Die Stadt liegt zwey Meilen weiter hinauf. In derſelben ſind viele Pagoden mit hohen Thürmern und ſehr ſpitzen Pyramiden, daß ſie auf der Rhede faſt wie Maſten anzuſehen ſeyn. Man trifft hier viel Zinn an. Ungefehr 12 Meilen von hier in dem Gebiet von *Ligor*, liegt die Stadt *Sangor* an einem artigen Strohm. Da findet man auch Zinn, Elephanten-Zähne, und Gold; die daſige Waaren aber werden zu *Ligor* aufs Comtoir zu kauff gebracht. Was zu *Kui* fällt gehört dem König von Siam zu. 11) *Chantebon* oder *Liam* liegt an der Mündung eines eben ſo genannten Strohms auf dem 12 Grad Norder-Breite, an der Oſt-Seite des Meer-Buſens auf der Gräntze von Cambodia. 12) *Patane* auf dem 6 Grad 30 Minuten. 13) *Kweda* auf den 7 Grad. Und 14) *Malacca*, haben wir ſchon beſehen. 15) *Sincapoera* liegt auf dem erſten Grad Norder-Breite auf der Südlichſten Spitze des feſten Landes von Aſia, und giebet dem oſtlichen

Theil

Theil von der Straſſe von Malacca den Nahmen. 16) *Johor* Oſtwerts von *Siacapoera* auf dem erſten Grad 30 Minuten. Dieſe Stadt und das umliegende Gebiete hat ſich zwar wie bey Johor ſchon geſagt dem Könige von Siam entzogen. Allein die Holländer könten und würden längſt davon Meiſter ſeyn, wenn ſie wüſten, daß es die Unkoſten, eine Guarniſon daſelbſt zu halten, bezahlte und überdas für die Mühe lohnte. Die Reiſende reden noch von zwey andern Städten, welche Norden Siam liegen ſollen, *Cambori* nehmlich und *Corozena*, ihre Lage aber iſt nicht accurat aufgezeichnet. Die zwölf, oder 14 Provintzen deren Haupt-Städte wir genennet, werden jede von einem Oja oder Printzen als Stadthalter des Königs regiert. Ein *Oja*, oder wie es andere ſchreiben *Oo-ja*, hat einen *Opera* oder Unter-Gouverneur unter ſich. Uber dieſe hält jede Provintz einen *Oja* bey Hofe, der auf die Aufführung des in der Provintz regierenden Stadthalters ein wachſames Auge haben muß.

Ihr Feſtungs-Bau iſt ſehr ſchlecht. Eine geringe Mauer, ein Graben, auch wohl nur etliche ſchlechte Pfähler von Bambos, die ziemlich hoch, und dichte an einander gegraben ſeyn, werden für genugſame Befeſtigungs-Wercke um ihre vornehmſte Städte gehalten. Und wie die Feſtungen gebauet werden, machen ſie auch ihre andre Gebäude. Ihre Häuſer werden, wie wir in der Beſchreibung von Siam ſchon geſehen haben, auf 6 Stücken Pfeilern von Bambos gebauet, haben nur ein Stockwerck, und ſind ungefehr 13 Fuß über die Erde erhöhet. Die Diele wird von geſpaltnem Bambos verfertiget, und mit Matten gedecket: und die Wände ſind meiſtens von derſelben Materie gemacht. Sie haben keine gläſerne, ſondern nur einen höltzern Fenſterladen, welcher aufwerts aufgeſchlagen wird. Die groſſen Miniſters am Hofe haben Häuſer von Schreiner-Arbeit, welche man füglich groſſe Kaſten nennen möchte, es wohnet aber niemand darin, als der Herr des Hauſes, ſeine Frau und ſeine Kinder. Die Hütten ihrer Sclaven deren jeder ſeine für ſich und ſeine Familie beſonders hat, ſtehen auf demſelben Platz, welcher mit Bambos-Pfählern umzäunet iſt. Die Dächer der Häuſer ſind ſchieff, wie an unſern Scheuren, und werden von Palmen-Blättern oder Gabba-Gabba verfertiget. Anſtatt einer Treppe gebrauchen ſie eine Leiter in ihre Häuſer hineinzuſteigen, ihr Vieh aber muß über eine Brücke von geflochtenen Hürden hinauf klettern. Zur Zeit der Uberſchwemmung befeſtiget ein jeder ein Bot an ſeiner Thüre. Sie ſind auch ſehr geſchickt zum Rudern. Feuer brauchen ſie gar nicht weiter, als ihre Speiſen zu kochen, welches gemeiniglich auſſer dem Hauſe geſchiehet: und wenn ſie etwa zur Zeit der Uberſchwemmung im Hauſe Feur anlegen, nehmen ſie einen kleinen Korb voll Erde, ſetzen ſolchen auf einen Dreyfuß, und brauchen ihn alſo an ſtatt des Heerdes. Dieſe aber ſind

nicht die eintzigſte Art der Siammiſchen Häuſer, ſondern rund um die Stadt herum liegen noch verſchiedene Vor-Städte, deren etliche mehr aus Schiffen und Fahr-Zeugen, in deren jeden zwey bis drey Familien wohnen, als aus Häuſern beſtehen. Mit dieſen Häuſern darin wohl 2. 3 und mehr Familien wohnen, fahren ſie wenn das Waſſer hoch iſt, von einen Marckt zum andern, um ihr Brod zu gewinnen. Was ihren Haus-Rath anlanget ſo haben einige mit Matten bedeckte Betten oder Ruhe-Bäncke, die vor einen Menſchen allein breit genug ſeyn, darauf zu liegen; Denn ein jeder liegt hier alleine, die arme Leute allein ausgenommen, welche keine Betten haben, und auf der Diele liegen. Sie haben eben keine Gardinen um das Bett, ziehen aber wohl etwas vor, damit man ſie nicht kan ſchlaffen ſehen. Ihre Bett-Decken ſind nicht mit Federn ausgeſtopfft, ſondern unten liegt eine Matrazze von Cattun, und ein Bett-Lacken oben darüber, darauf legen ſie ſich, haben ein Küſſen unterm Haupte und eine Decke von Seiden-Wad über ſich. Weil ſie auf der bloſſen Diele ſitzen, brauchet ein jeder ein kleines lackirtes Bretgen mit einem Rande ohne Füſſe an ſtatt eines Tiſches. Sie haben auch Cabinetter und Kiſten mit Schub-Laden, nebſt Porcellanen, Kupffernen und irdenen Geſchirr. Dieſe ſind die vornehmſte Stücke ihres Haus-Geraths auſſer ihrem Handwercks-Zeug, denn weil ſie keine beſondere Handwercker haben, hält eine jede Familie ihr eigen Werckzeug. Sie haben keine eiſerne Nägel, und befeſtigen dahero alle ihre Balcken, Bretter, und Holtz-Werck mit höltzernen Pflöcken. Steinerne Häuſer haben ſie nicht, ohne was einige Fremde haben, und der König angefangen, aber nicht vollendet hat. Was ſie aber von Steinen bauen, ſolte beſſer und dauerhaffter ſeyn als unſere Mauren, indem ihr Kalck weit beſſer als der Unſere zugerichtet wird, da nach Herrn *la Loubere* Bericht in das Waſſer womit ſie ihn anmachen, die Rinde von einem gewiſſen Baume, auch Küh- und Büffel-Häute, ja ſo gar Zucker gekochet wird. Eine mit dieſer Tünche überſchmierte Mauer ſiehet aus, als ein polirter Marmor: Aber gleichwohl kan ihr Gebäude nicht lange beſtehen, weil ſie keinen feſten Grund legen, woran es den Mauren der Städte ſo gar gebricht. Sonſt ſind ſie in der Bau-Kunſt doch nicht gantz und gar unerfahren, denn man findet etliche Wercker, die nicht ſonder Kunſt verfertiget ſind. Eine Meile Nordwerts von *Judia* oder Siam ſtehet eine zierliche Piramide, welche *Pkah Thon* oder *Puka Thon* genennet wird, und zum Andencken eines Sieges über den König von *Pegu*, und der dadurch hergeſtellten Freyheit aufgerichtet. Es iſt etwa 40 Klaffter hoch, ſtehet innerhalb einer niedrigen Maur auf einem ebenen Platz, und beſtehet aus zweyen Stücken, die über einander gebauet ſeyn. Das unterſte Theil iſt viereckt, und an jeder Seite 150 Schritt lang und 12 Klaffter hoch. An jeder Seite ſtehen zwey Ercker, da-

hero

hero dann das Gebäude Polygonal wird. Es iſt mit vier Gallerien eine über die andere verſehen, welche mit nöthigen Mauren, die letzte allein ausgenommen, umgeben ſind: Die Mauren aber ſind an allen Ecken mit netten Pfeilern gezieret. Die Plätze zwiſchen den Gallerien ſind mit allerhand Zierrathen geſchmückt. Der mittelſte Ercker an jeder Seite präſentirt ſich, als der Giebel an einem Gebäude, und übertrifft die Neben-Ercker an Schönheit. Eine Treppe von 74 Stufen, jede 9 Zoll hoch, ſtehet in der Mitte des mittelſten Erckers an jeder Seiten, und endigt ſich bey einem freyen Platz, in deſſen Mitte das ander Werck-Stück welches recht viereckt iſt, ſtehet. Dieſer Platz iſt 36 Schritt in Quadrat groß, und hat nur einen Aercker in der Mitten. Der Gang aber, an welchen die Treppen anſchlieſſen, iſt fünff Schritt breit. Der Fuß von dieſem Stück iſt achteckigt, und meiſtens eben ſo geſtaltet, wie das unterſte Werck-Stück. Auf demſelben ſtehen etliche Pfeiler, dieſe tragen insgeſamt einen groſſen Stapel Kugeln, die immer nach gerade an Gröſſe abnehmen. Auf den Kugeln ruhet endlich eine viereckte Spitze, welche ſo ſpitz und dünne iſt, daß man ſich nicht genug verwundern kan, daß ſie ſo lange der Gewalt der Winde und des Wetters hat wiederſtehen können. Das andere Kunſt-Werck *Berclams*-Tempel genannt, beſtehet aus zweyen Vierecken, in deren jeden ein hauffen Tempel, Klöſter, Capellen, Columnen, Piramiden, und andere Gebäude zu ſehen ſeyn, welche alle mit einem Graben von einander geſchieden werden. Dieſer Tempel iſt überhaupt ein ſchön Gebäude, inſonderheit aber iſt das Haupt-Thor wegen des zierlichen Laubwercks und der Bilder ein ſchönes Stück ihrer Bau-Kunſt. Der Tempel hat vier gebogene Dächer, eines immer höher, als das andre. Das Portal iſt mit zwey Reihen von vier Pfeilern mit vergöldeten Capitalen unterſtützt, welche mit einem Geländer von Rotting an einander befeſtiget ſeyn. Die Thüren ſind ſehr nett geſchnitzt, und vergöldet. Im übrigen aber wiſſen die Siammer doch nicht, wie ſie ihre Gebäude äuſſerlich auszieren ſollen. Oder ſie geben ſich nicht die Mühe: Denn daß ſie die Dächer mit Kalin oder Siammiſchen Zinn, und mit glaſurten Dach-Ziegeln auszieren, das iſts alles.

# Das dritte Capitel.

## Von dem Genie, Farbe, Statur und der Kleidung der Siammer, wie auch von ihren Ceremonien, Viſiten, Gaſtmahlen, Speiſen, Luſtbarkeiten und Feſten.

DEr Herr *de la Loubre* meynet, daß die Leute in heiſſen Ländern dem Gemüth und Leibe nach, ſehr träg und langſam ſind. Er geſtehet zwar, daß ſie Geiſt und Leben hätten, aber ſo bald ſie ſich ein wenig angreiffen, verfliege ſolche. Hierauf kan man antworten, daß *China*, welches innerhalb der *Tropicorum* liegt, und deßwegen mit Fug ein heiſſes Land kan genennet werden, eine Ausnahme bey dieſer Regel macht, weil keine Nation arbeitſamer und eifriger in Ausführung ihrer Unternehmungen iſt, als eben dieſe. Er bekennet ferner, daß die Siammer eine Sache hurtig und accurat begreiffen können, und in ihren Antworten liſtig und fertig ſeyn. Alles, was ſie ſehen, machen ſie nach, und werden offt in einem Tage recht gute Künſtler. Sie kommen aber, ſagt er ferner, wegen ihrer übermachten Faulheit in keiner Kunſt oder Wiſſenſchafft zu einer rechten Vollenkommenheit, auch ſo gar nicht in der Chymie und Stern-Kunſt, von welcher ſie doch ſo viel Wercks zu machen ſcheinen. Die Siammer ſind weder geil noch unmäßig, ſchwatzen wird für kein Zeichen groſſer Klugheit gehalten: Und die vornehmſten ſind ſolche Feinde von der Trunckenheit, daß ſie für eine Schande halten Arack, oder Brandtwein zu trincken. Man hört auch gar ſelten von Ehebruch unter ihnen. Die Urſache ſoll dieſe ſeyn, daß die Weiber immer beſchäfftiget ſeyn, ihre Haushaltung zu beſorgen. Wie denn Wolluſt insgemein eine Frucht des Müßiggangs und des Uberfluſſes in Speiſen, Kleidern, Spielen, Comoedien und Viſiten der Manns-Perſonen iſt, wovon man in Siam nicht viel hält. Die Siammer ſollen auch nicht blut- und rachgierig ſeyn, ſie laſſen ſich auch nicht leicht in Duelle ein. Dahero ihre meiſte Streitigkeiten ſich mit Scheltworten, und ſelten mit Schlägen enden. Das Lügen, wird ſtrenge geſtrafft, iſt aber dennoch eben ſo gemein als in Europa. Ferner ſind ſie polit und höflich: dabey aber furchtſam, ohne Sorgen und nehmen nichts zu Hertzen. Sie können ihre Empfindlichkeit lange verbeiſſen, wenn ſie aber durch und durch böſe ſeyn, ſind ſie eben ſo unbeſcheiden als die Europäer. Uber den Gewohnheiten ihrer Vor-Eltern halten ſie ſehr genau, und haben keine Curioſität oder Luſt ihre Moden zu verändern, verwundern ſich auch nicht über die Raritäten aus andern Ländern, wie wir thun. Gegen diejenigen, welche ihnen Unterthänig-

terthänigkeit erweiſen, ſind ſie trotzig, dagegen demüthig gegen diejenigen, welche ſich als Herren gegen ſie betragen. Wenn ſie jemanden ihrer Freundſchafft verſichern wollen, trincken ſie mit ihm aus einem Geſchirr. Soll es aber noch feyerlicher geſchehen, ſo muß einer des andern Blut koſten. Sie ſollen weit ſtandhaffter seyn, als wir, und ein ſo beſtändiges Gemüth haben, als die Witterung in ihrem Lande iſt, welche ſich nur zweymahl im Jahr verändert, und unvermerckt aus dem regnigten in ein trocknes Wetter verwandelt, ohne daß man der Veränderung gewahr werden kan. Kurtz ſie haben das Glück recht gebohrne Philoſophi zu ſeyn, und von Natur eine ziemliche Herrſchafft über ihre Begierden zu beſitzen, über welche wir mit allen Lehren der Religion und Welt-Weißheit kaum Meiſter werden können. Ob wir ſie auch gleich beſchuldigen, daß ſie nicht curieus ſeyn, und keine rechte Wiſſenſchafft von einiger Diſciplin haben: ſo lachen ſie vielleicht über die Erfindungen, davon wir ſo viel Wercks machen, und die uns doch wenig Nutzen bringen. Sie lieben ihre Weiber und Kinder ſehr, und werden auch ungemein von dieſen wieder geliebet. Ihre Kinder ſollen ſehr ſittſam, von gelindem Naturell und ſo artig ſeyn, daß der König ſelbſt ſich ein Vergnügen daraus macht, mit Kindern zu ſpielen, bis ſie ſieben Jahr alt ſeyn. Wenn ſie aber anfangen verſtändig zu werden, und ihre kindliche Unſchuld allmälig ablegen, übergiebt er ſie andern. Die Zaghafftigkeit der Siammer ſchreibet *Loubere* unterſchiedlichen Urſachen zu. Vors erſtere ſind die Leute in den heiſſen Welt-Gegenden von ſehr ſchnellen Begriff, und haben dahero nach ſeiner Meinung weit mehr Einſicht in die ihnen bevorſtehende Gefahr, als die Einwohner der kalten Länder, deren Einbildungs-Krafft ein wenig ſchläffriger iſt. Ihre ſchlechte Koſt, die meiſt in Reiß und Kräutern beſteht, ſoll die andere Urſache ſeyn. Zum dritten erwecket die Lehre von der Wanderung der Seelen bey ihnen einen groſſen Abſcheu gegen alles Blutvergieſſen. Viertens, daß ſie unter einem abſoluten Herrn leben, und daß ihre Courage durch die beſtändige Preſſuren ihrer Fürſten gedämpffet und unterdrücket wird. Eine jede von dieſen Urſachen trägt Zweiffels ohne etwas dazu bey, man kan aber noch als Urſachen anführen (5) daß ſie mitten unter ſolchen Nationen wohnen, die in dem Stück von gleichem Naturell mit ihnen ſeyn, und (6) daß ſie nicht zur Tapfferkeit erzogen und in Gefahr abgehärtet werden. Daß die Porugieſen und Holländer in Indien eben ſo zaghafft als die Indianer ſeyn, rühret gar nicht daher, weil ſie in dem Lande gebohren worden, ſondern weil ſie in Indien erzogen ſeyn und leben, woſelbſt man ſelten Gelegenheit hat, ſeine Tapfferkeit gegen einen rechtſchaffenen Feind ſehen zu laſſen. Daß aber die Nationen in den heiſſen Ländern nicht durchgehends zaghafft ſind, iſt aus der Erfahrung allen Europäern, die mit ihnen handgemein geweſen, gnügſam, und offt mehr

als ihnen lieb oder gläublich geweſen, bekannt worden. Der Herr Salmon hat ſelbſt unterſchiedene Indianer geſehen, die bey nüchternem Muht, und ohne den Verſtand durch Wein oder Opium umnebelt zu haben, die gröſte Tapfferkeit, ſo wol im Geſicht der Feinde, als bey anderer Gelegenheit, bewieſen haben. Er erzehlet von etlichen, die nicht die geringſte Furcht blicken laſſen, da ſie in augenſcheinlicher Gefahr geſtanden, von wilden Thieren zerriſſen zu werden, und meldet anbey, daß ſolches in den Ländern etwas ſehr gemeines ſey. Er bemercket auch, daß ein Siammer, Chineſer und Indianer ſein Leben nichts achtet, wann er nur ſeine Rache ausüben kan. Wenn dieſe Leute in den Waffen und unter guter Kriegs-Diſciplin erzogen würden, ſo würde man gewiß unter einem Aſiaten und Europäer keinen groſſen Unterſcheid bemercken. Die Griechen, Carthaginenſer und Römer haben auch nicht in den kälteſten Ländern gewohnet, und haben ſich doch um die Herrſchafft der Welt wacker miteinander herum geſchlagen. In den neuern Zeiten ſollte es wol ſchwer fallen zu ſagen, welche von den vielen Nationen, aus welchen die groſſe alliirte Armee in den vorigen Jahren beſtanden, es der andern an Tapfferkeit zuvor gethan habe, und ob ein anderer Unterſcheid, als in der Stärcke und Geſtalt der Menſchen und Pferde zwiſchen ihnen geweſen. Es muß alſo, was bisher von der Siammer Genie meiſt aus des *Loubere* Urtheil geſagt iſt, nur überhaupt und von der Nation insgemein, nicht aber beſonders oder durchgehends von allen verſtanden werden.

Sonſt ſind die Siammer klein von Perſon, doch wohl gebildet, vielleicht daher, weil ſie nicht wie unſere Kinder in ihrer Kindheit in Windeln eingewickelt werden: Und daß dem Siammer Frauenzimmer keine Unzierde düncke, ohne Schnur-Bruſt zu gehen, ob ſchon die Brüſte ihnen, bis mitten auf den Leib hinunter hangen. Sie ſind ſchwartz von Farbe, und Männer ſowohl als Weiber haben ein ſehr breit Angeſicht, hohe Kinn-Backen, eine ſpitze Stirne und ſpitzes Kinn, welches verurſacht, daß ihre Geſichter mehr lang-viereckigt, als länglich-rund ſeyn. Sie haben kleine denckle aber gar nicht ſcharfe Augen. Sie haben hohle Wangen, einen breiten Mund, dicke und blaſſe Lefftzen. Ihre Zähne färben ſie ſchwartz, die Naſe iſt kurtz und rund an der Spitze, und die Ohren ſind groß, welches ſie für eine Schönheit halten. Wie auch dieſes daß ſie lange Nägel haben, die einen Daum breit oder zwey vorne über die Finger heraus gewachſen ſeyn. Ja die Täntzerinnen beſchlagen ſie wohl mit Kupffer. Sie haben dicke lange Haare, welche die Weiber ſo wohl als die Männer ſo kurtz abſchneiden, daß ſie ihnen nicht die Ohren bedecken. Beyde, Männer und Weiber, kämmen ſie aufrecht über dem Kopf in die Höhe. Die Männer ſcheren ihren Bart kahl ab, und laſſen nicht einmahl einen Knebel-Bart

ſitzen

ſitzen. Sie baden ſich zwey, drey und mehrmahlen des Tages meiſtentheils in dem Strohm. Die Vornehmſten haben auch, wegen der Crocodilen und anderer Unthiere, im Waſſer abgezeunte Waſch-Plätze. Es hat ſich auch wohl eher begeben, daß der Fluß Meinam mit einer Art gifftiger Schlangen oder Eidexen angefüllet geweſen, von deren Biß viele Menſchen geſtorben; ſo daß der König deßwegen das Waſchen im Strohm alsdenn verboten hat. Sie ſprechen niemanden zu, ehe und bevor ſie ſich gewaſchen haben. Unterweilen ſteigen ſie, wie wir in das Waſſer hinein, doch immer mit einem Schurtz-Tuch um den Leib: Zu andern Zeiten aber gieſſen ſie das Waſſer auf den Kopff, und halten damit eine Stunde lang nach einander an. Hernachmahls ſalben ſie ſich, und ſchmieren an gewiſſen Orten des Leibes eine wohlriechende Salbe hin, wovon ihre Lippen ſo blaß werden, als ſie ſonſt von Natur nicht ſeyn würden.

Die Kleidung der gemeinen Leute in Siam beſteht aus einem Stück Cattun, welches ihnen bis an die Knie herab hänget, und um ihre Lenden herum gegürtet wird. Dieſes Kleid nennen die Portugieſen Pagne. Ein Mandarin trägt auch ein Hembd von Neſſel-Tuch, ohne Hals- und Hand-Bündgen mit weiten Ermeln. Dieſes Hembde ziehen ſie aus, und wickeln es um den Leib, ſo bald ihnen jemand, von höhern Rang begegnet: wiewohl ſolches doch bey der Audientz eines Abgeſandten nicht geſchehen ſoll. Im Winter tragen ſie ein breit Stück geſchilderten Leinwand über den Schultern, als einen Mantel, und wickeln auch wohl die Arme drein. Der König von Siam trägt auch ein ſolch Hemd aber ein ſehr enges Kleid darüber von Sattin mit göldenen oder ſilbernen Bluhmen mit ſehr engen Ermeln, die ihm bis an die Hand reichen, dergleichen Kleid aber darff niemand tragen ohne wem es der König verehret. Sie tragen Pantoffeln mit ſpitzen aufwerts gebogenen Schnautzen: von Hoſen aber machen ſie gar kein Werck. Der König verehret den Befehlhabern über ſeine Armee unterweilen ein Kriegs-Kleid, welches vorne zugeknöpfft wird, und bis ans Knie hinunter hänget. Deſſen Ermel aber weit ſeyn, und nicht weiter als bis an den Ellenbogen reichen. Der Printz und alle ſein Gefolg, ſo wohl auf der Jagd, als in der Armee ſind roth gekleidet. Der König trägt eine Mütze, die wie ein Zucker-Hut zugeſpitzet, und mit einem Rand oder Krone von köſtlichen Steinen rund umher gezieret iſt. Die Mützen ſeiner Bedienten ſind mit einer Krone von Gold, Silber oder Metall umgeben, woran man ihren Rang und Character erkennen kan: und alle dieſe Mützen werden unter dem Kinn mit einem Band feſt gemacht. Sie tragen ſie aber nur, wenn ſie vor dem Könige erſcheinen, oder in den Gerichten ſitzen, und bey andern auſſerordentlichen Vorfällen; denn ſonſten laſſen ſie ſich ſolche von einem Sclaven auf einen über deſſen Kopff ragenden Stock vortragen, der mit einem Fuſſe verſehen, damit ſolche wenn ſie ſtille ſtehen, bey ih-

nen könne niedergelaſſen werden. Wann ſie in jemandes Haus kommen, für dem ſie einige Hochachtung hegen, ziehen ſie ihre Pantoffeln aus. Sie haben auch Reiſe-Hüte: ihrer wenige aber geben ſich die Mühe ihr Haupt zu bedecken, wenn gleich die Sonne noch ſo heiß ſcheinet. Die Weiber ſchlagen auch ein Kleid oder Panje um ihre Lenden, welches ihnen bis an die Waden hinunter henget. Die Männer ziehen die Enden von dieſem Panje zwiſchen die Beine durch, und befeſtigen ſie vorne und hinten in ihrem Gürtel, welches macht, daß diß Kleidgen den Hoſen faſt ähnlich iſt. Weil ſie keine Taſchen im Kleide haben, knüpffen ſie alles, was ſie bey ſich tragen, z. E. ihre *Pinang*-Doſe in den vorderſten Zipffel ein. Die reichen Weiber haben noch ein ander Kleid, mit welchem ſie die Bruſt bedecken, und die Enden über ihre Schultern ſchlagen. Den übrigen Leib laſſen ſie bloß, weil ſie kein Hembde, wie die Männer tragen, und ihr Haupt bedecken ſie auch mit nichts anders, als mit ihrem eigenen Haar. Die Kinder gehen nackt bis ins 4 oder 5 Jahr. Sie färben ihnen aber die Haut gelb mit Gorkumey, weil ihnen entweder dieſe Farbe ſonderlich gefällt, oder auch weil ſie ſolches für geſund halten. Die gemeinen Leute gehen faſt nackt, und haben weder Schuhe noch Pantoffeln: ſie entkleiden ſich nicht, um ſich zu baden oder zu ſchlaffen, ſondern legen nur ein ander *Panje* an. Die Weiber baden ſich und ſchwimmen in dem Strohme, wie die Männer, behalten aber immer ihr Panje dabey an, und werden wegen ihrer Sittſamkeit gerühmt. Unzüchtige Lieder ſollen in den Geſetzen verboten ſeyn. Doch geht es auch hier ſo gantz rein nicht her, wiewol der gröbſte Mißbrauch doch verboten iſt: doch ſie laſſen ſich aus China anſtößige Bilder von Porcellan genug bringen, welche nicht beſſer als unzüchtige Lieder ſind. Panjes von feinem Leinwand, welche ein groſſes Anſehen geben, oder auch von brodirter Seide, dürffen diejenigen alleine tragen, welchen der König ſolche geſchencket hat. Die Weiber tragen ſo viel Ringe an den dreyen hinterſten Fingern beyder Hände, als ſie darauf ſtecken können: und anſehnlicher Leute Kinder tragen bis in ihr 5 oder 6 Jahr goldene Ringe über den Händen und Enckeln; ſie tragen auch wie Birnen geſtallte Ringe in den Ohren. Niemand trägt andre Waffen, als die der König ihm giebt, und dieſe beſtehen in Critſen und Schwerdtern, welche unterweilen vergöldet, und mit Edel-Steinen beſetzt werden. Erſtere tragen ſie an der Seite, letztere aber haben einen Stiel von der Länge eines Mannes, dahero laſſen ſie ſelbige durch die Sclaven vor ſich hertragen, und neben ſich niederſetzen, wenn ſie ſich ſetzen.

Diejenigen, welchen die Erziehung der Jugend anvertrauet iſt, gewehnen ſie an, ſittſam zu ſeyn, und ihrer Obrigkeit alle nur erſinnliche Ehrerbietigkeit zu erweiſen, insbeſondere aber, daß ſie ſich alles wilden Weſens und der

Schwatz-

Schwatzhafftigkeit enthalten, damit ihnen ſolches hernach in dem Königlichen Pallaſt und andern Häuſern der Groſſen nicht ſchwer wird, allwo allezeit ein tiefes Stillſchweigen gehalten wird. Die Siammer ſind auch ſo bedachtſam etwas anſtößiges zu erzehlen, daß ſie niemals von ſelbſt eine gantz bekannte Wahrheit vortragen werden, wenn ſie vermuthen, daß ſolche einem von der Geſellſchafft nicht anſtehen werde. Sie ſcheinen mehr geneigt zu ſeyn, etwas zu lernen, und ſich von denen, die es beſſer verſtehen, unterrichten zu laſſen, als ihre eigne Gedancken vorzutragen, ohne darum erſucht zu ſeyn. Es wird für eine Grobheit gehalten, wenn jemand klüger, als die gantze Geſellſchafft ſeyn will: ſo weit iſts gefehlet, daß ſie jemand einer Unwiſſenheit beſchuldigen ſolten. Dabey ſind ſie aber auch leichtgläubig, reden gerne von Wundern und abentheurlichen Begebenheiten als gewiſſen Warheiten, der üblen Gewohnheit der Großſprecherey zu geſchweigen. Ihre Sprache iſt weit geſchickter als einige andere, Ehren-Titel und Bezeugungen nach dem unterſchiedlichen Rang faſt einer jeden Perſon, auszudrücken, ſie reden eben wie die Chineſer niemals in der erſten Perſon von ſich, ſo daß die Wörter **ich** und **ihr**, aus dem täglichen Umgang faſt gäntzlich verbannet ſind, ſonderlich wenn ſie ein Frauenzimmer anreden, gebrauchen ſie einen ehrerbietigen Zunahmen, z. E. eine Jungfrau nennen ſie allezeit junge Jungfrau, wie alt ſie auch ſeyn: des Königs Tochter wird **Junger Himmel** genannt, diejenigen, welche von geringerm Stande ſeyn **Junge Juwele**, **Junge Bluhme** u. ſ. w. Eine Jungfrau hört alſo niemals, daß ſie ſchon über die Blüthe ihrer Jahre hinweg iſt. Es wird unter ihnen für eine Unhöflichkeit gehalten, wenn man in Gegenwart eines anſehnlichen Mannes, oder auch ſeines eigenen Ober-Herren ſtehet. Deswegen ſetzen ſich die Sclaven auf ihre Ferſen, neigen das Haupt ein wenig vorwerts, und halten ihre gefaltene Hände beſtändig vor der Stirne. Wann ſie vor einem vornehmen Manne vorbey gehen, neigen ſie den Leib, falten die Hände, und erheben ſie bis ans Haupt, und zwar immer höher, je gröſſere Ehrerbietung ſie einem erweiſen wollen. Wenn ein geringerer einen vornehmern beſucht, tritt er mit gebückten Leibe ins Hauß, fällt auf ſein Antlitz nieder, und bleibt hernach auf den Knien liegen, ohne ein Wort zu ſprechen, bis derjenige, den er beſucht, ihn erſtlich anredet: denn das iſt bey ihnen ein Geſetz. Wenn aber ein vornehmer Mann einen geringern beſucht, bleibt er aufrecht ſtehen, der Herr im Hauſe empfängt ihn an der Thüre, und begleitet ihn auch wieder bis dahin. Der Haus-Herr preſentirt auch ſeinen Gäſten gleich, wenn ſie ins Haus treten, Betel und Arek, welches ſie, ſo wie ſie bey allen Dingen thun, mit beyden Händen empfangen. Sie tractiren auch mit Thee, und unterweilen wird auch Reiß und Fiſch aufgetragen. Die Siammer haben zwar, wie ſchon angemercket worden, nur ein Stockwerck im Hauſe,

aber die Zimmer immer Treppen-weiſe in die Höhe, und das hinterſte, als das allerhöchſte iſt das anſehnlichſte. Ob gleich ihre Häuſer auf Pfählern ſtehen, brauchen ſie doch den Platz, der darunter liegt, zu keinem Dinge, weil niemand gerne unter den Füſſen eines andern ſeyn will. Der Herr *de la Loubere* erzehlet auch, daß als die Siammiſche Geſandſchafft in Franckreich war, das Geſinde von dem einen Mit-Geſandten in dem Stockwerck das gerade über dem Zimmer des erſten und vornehmſten Geſandten, und alſo oben über den Brieff ihres Souverains an den König von Franckreich logiret worden, und ſie ſolches erfahren, ſeyen ſie darüber in die äuſſerſte Beſtürtzung gerahten, und, als wenn ſie toll wären, herunter ins Haus gelauffen, ſich die Haare ausgeriſſen, und ſich erbärmlich angeſtellet, daß ſie an einer ſolchen Miſſethat ſchuldig geworden. In Siam ſo wohl, als in Europa, wird ſonſt die rechte Hand für die Oberſtelle gehalten; und derjenige Platz in einem Zimmer iſt bey ihnen auch der oberſte, der gerade gegen der Thür über ſtehet, und welcher allen Fremden erſt angeboten wird. Wenn jemand unverhofft in eine Geſellſchafft kömmt, verurſacht ſolches eine ungemeine Bewegung; denn ein jeder muß den Ort einnehmen, der ihm nach ſeinem Rang gebühret. Die Poſitur des Leibes iſt bey ihnen auch nach dem Reſpect, den ſie einem jeden erweiſen ſollen, unterſchieden. In gewiſſen Fällen mögen ſie aufrecht ſitzen, in andern müſſen ſie den Leib ein wenig beugen. Unterweilen iſt es ihnen erlaubt einen Fuß ein wenig voraus zu ſtrecken, zur andern Zeit wiederum dürfen ſie ſolches mit beyden thun, und noch dazu die Beine Creutz-weiß über einander ſchlagen. Und wer in einer Compagnie nicht in der Poſitur bleibet, die ihm geziemet, wird übel abgeführt. Sie haben nicht ſo viel Gemeinſchafft und Umgang mit einander, als die Leute in Europa. Die Geſprächſamkeit und freundlicher Umgang mit Leuten von geringerm Stande wird in dieſem Theil der Welt für eine Schande und Zeichen der Niederträchtigkeit gehalten; andere Dinge hingegen, die bey uns für ein Zeichen einer ſehr ſchlechten Erziehung paßiren würden, werden dort nicht geachtet z.E. das Hojanen in einer Geſellſchafft: Niemand ſucht ſolchen vorzukommen, oder zu Verbregung deſſelben die Hand für den Mund zu halten. Ich dencke aber, daß man ſolches nicht von denjenigen verſtehen müſſe, die um den König ſeyn: denn in ſeiner Gegenwart auszuwerffen, zu huſten, oder Betel zu kauen, ſoll ein Verbrechen ſeyn, das nicht kan pardoniret werden. An andern Orten brauchen ſie Spey-Töpffe, um die Matten und Decken, auf welchen ſie ſitzen, nicht zu verunreinigen. Weil ſie aber keine Schnup-Tücher gebrauchen, machen ſie ſich keine Schwierigkeit oder Bedencken, den Schweiß von ihren Angeſichtern mit den Händen in Gegenwart vornehmer Leute abzuwiſchen. Sie bezeugen ihre Ehrerbietigkeit auch dadurch, daß ſie die Hände bis ans Haupt erheben, grüſſen

auch

auch einander im vorbeygehen alſo; wenn ſie dahero einen Befehl oder einen Brieff von jemand empfangen, für welchen ſie Hochachtung haben, halten ſie ihn erſtlich vor den Kopff, und laſſen ihn eine Zeitlang daſelbſt liegen. Der König von Siam ſagt la Loubere habe ſolches mit dem Brieffe des Königs von Franckreich ſelbſt gethan, und weil der König von Franckreich dem Siammiſchen Geſandten ſtehend Audientz gegeben, ſey der Frantzöſiſche wiederum in Siam ſtehend zur Audientz gelaſſen, und ihm nicht angemuthet worden nach der Landes-Manier auf ſeinen Ferſen zu ſitzen.

Ich hoffe, daß es dem Leſer nicht entgegen ſeyn werde, wenn ich hier ſo kurtz, als möglich, die Audientz der Holländiſchen Geſandten bey dem *Berclam*, oder Primier Miniſtre, beſchreibe, welcher offt belobter Hr. *Kæmpfer* beygewohnet hat, weil ſolche ſehr dienlich iſt, die Ceremonien und Höflichkeiten der Siammer zu erläutern. Vier Opras oder Mandarinen vom andern Rang kamen zwiſchen 7 und 9 Uhr an dem Tage der Audientz in netten Prowen die Holländer abzuholen. Dieſe wurden, nebſt ihrem Gefolge, in dem Holländiſchen Comtoir mit Brandtwein und Confituren tractiret. Nachdem gieng die Proceßion an: Vorne an fuhr der vornehmſte *Opra*, und ihm folgten die andern nach. Ferner kam die Prowe mit den Briefen, welche in Maleyiſcher und Holländiſcher Sprache geſchrieben, und jeder in einem mit Gold geſtickten Beutel verwahret lagen. Dieſe Beutel hatte man nach Landes-Manier in eine mit Perlen geſtickte Pinang-Doſe geſteckt, und ſolche auf einem Stuhl unter einem mit Fleiß dazu gemachten Himmel gelegt, vor welchem der Dollmetſcher auf einer Tapete ſaß. Darauf folgten die Bediente von dem Holländiſchen Comtoir, in einer kurtzen Prowe, unter einem Himmel von roht und weiſſem Tuch ſitzende. In dieſer Ordnung fuhren ſie nach dem Hauſe des Berclams hin, und wie ſie daſelbſt angelanget waren, traten ſie an Land, und giengen zu Fuß nach dem Hofe zu, woſelbſt er damals Audientz gab, welcher unſauber und garſtig genug war. Hier funden ſie gleich gegen den Eingang über ein gantz geräumiges Zimmer, als eine Kirche, mit einer ſteinernen Treppe und zwo Thüren, zwiſchen welchen ein Fenſter-Rahmen mitten inne ſtand. In dieſem Saal, der inwendig weit und groß genug, aber voller Staub und Spinnen-Gewebe war, ſollten ſie zur Audientz gelaſſen werden. Das Dach ruhete auf ſieben Pfeilern an jeder Seite, und war mit Laub-Werck artig geſchildert, ſonſten war dieſes das dritte Dach im Hauſe. Zwiſchen den Pfeilern waren groſſe Oefnungen, die mit Fenſtern, doch ſonder Glaß, konten geſchloſſen werden. Es waren auch etliche Stöcke von Bambos zwiſchen den Pfeilern befeſtiget, auf welchen etliche Tapeten hiengen, hinter wel-

chen des Berclams Bediente ohne einige Ordnung ſaſſen und lagen. In dieſem Saal ſaß auch der **Unter-Berclam**, nebſt dem Königlichen Stall-Meiſter, dem Berclam zu beyden Seiten, und hatten jeder ein gülden *Bœſets* oder Pinang-Doſe vor ſich, welche der König ihnen verehret, wenn er ſie, nachdem er alle mahl vorher die Stern-Gucker um Raht gefragt, zu Mandarinen macht, und ihnen den Titul beylegt, den ſie führen ſollen. Dieſe Doſen ſind viereckt, und werden, nach dem Rang der Mandarinen von Gold oder Silber verfertiget. Obgedachte Herren hatten noch etliche Mandarinen nach der Reihe an beyden Seiten neben ſich ſitzen, deren einige güldene, andere ſilberne *Boeſets* hatten. Vor ihnen ſaſſen die Bediente der Compagnie, zwiſchen zwo Reihen von Mandarinen, und hatten eine Pinang-Schüſſel, die am Rande mit Jaſmin-Blumen beſtreuet war, vor ſich. Der Berclam, welcher des Königs Perſon vorſtellete, ſaß in einem kleinen Zimmer alleine, am öberſten Ende des Saals, hinter einer bordirten Tapete, ungefehr drey Fuß hoch öber dem Grund, ſo daß man nur ſeinen Ober-Leib ſehen konte, und hatte an jeder Seite einen vergüldeten Sonnen-Schirm bey ſich ſtehen. Hinter ſich hatte er zwo Europäiſche Schildereyen an der Wand hängen, welche mit Laubwerck umgeben waren. Zween güldene Critſen und ein Staats-Schwerdt lagen auch an jeder Seite auf einem Küſſen. Nachdem ſie nun einige Fragen, die der Berclam an ſie ergehen ließ, beantwortet hatten, wurden die Briefe aus dem Beuteln hervor gezogen, und, nachdem ſie durch die Hände verſchiedener Mandarinen paßirt waren, öffentlich laut verleſen. Dieſe Audientz daurte beynahe drey Viertelſtunden, worauf des Berclams Sohn die Geſandten mit groſſem Gepränge wieder nach Hauſe begleitete. Die Holländer muſten, als ſie in des Berclams Zimmer traten, auch ihre Schuhe ausziehen.

Wenn ſie dem Könige auf ſeine Anrede an ſie antworten, geſchicht ſolches allezeit mit dieſen oder dergleichen Complimenten: **Hochmächtigſter Herr von mir eurem Sclaven! erlaubet mir, daß ich euer Königliches Wort empfangen möge, es in mein Hertz drücke, und auf die Scheitel meines Haupts bringe.** Sonſt haben ſie noch unendlich viel vorgeſchriebene Ceremonien und Höflichkeits-Pflichten; Dieſes aber iſt genug, um dem Leſer einen Begriff von dieſes Volcks Ceremoniel zu geben.

Weil die Siammer, wie man ſagt, ſich am beſten auf die Elephanten-Jagd verſtehen ſollen, und dazu mehr Liſt, und weniger Gewalt, als andere, gebrauchen, wollen wir ihre Manier, die Elephanten zu jagen, aus des *P. Tachardt*, der einer ſolchen Jagd mit beygewohnet, ſeiner Reiſe-Beſchreibung vorſtellen:

Die

Die Siammer umzäunen zur Elephanten-Jagd einen groſſen Platz an dem Ende eines Waldes mit dicken Palliſaden, welche etwas tieffer als einen Fuß lang in den Grund hineingeſchlagen, und ſo dicht zuſammen geſetzt werden, daß zwar ein Menſch, aber kein Elephant dazwiſchen durchlauffen kan. Dieſe Palliſaden werden in zwey Reihen geſetzt, daß ſie wie ein Amphitheatrum mit beyden Enden nach dem Buſch hin eine groſſe weite Oefnung machen. Hernach ziehen ſie ſich allmählig enger zuſammen, und endigen ſich bey einem engen Gang, der ſo ſchmal iſt, daß ein Elephant ſich nicht darinn umwenden kan. Dieſer Gang iſt mit verſchiedenen Fall-Thüren verſehen, welche ſehr leicht niederfallen. Eine ſolche Kralle, wie man dieſes Werck zu nennen pfleget, iſt nicht weit von *Louvo*. Die wilden Elephanten aber in die Enge von dieſer Kralle hinein zu locken, gebrauchen ſie ein zahmes und wohl abgerichtetes Weiblein von den Elephanten. Selbiges führet ihr Führer, der mit Laub und Bäumen wohl bedeckt darauf ſitzet, damit die wilden ihn nicht ſehen können, in den Wald hinein. Daſelbſt locket das Weiblein die wilden Elephanten durch ihr Geſchrey zu ſich. Wenn dieſe ſich nun daherum ſehen laſſen, lencket der Führer das Weiblein allmählig nach der Kralle hin. Die wilden folgen denn nach, und werden alſo mit Liſt in den engen Gang hinein gelocket. Unterweilen ſtutzen ſie wol, und wollen, wenn ſie näher kommen, nicht in den engen Gang hinein, aber alsdenn treibt man ſie mit Schreyen, Schieſſen und Stechen vollends hinein, und wenn ſich die gereitzten Beſtien ſuchen an ihren Beleidigern zu rächen, ſo entwiſchen dieſe zwiſchen den Palliſaden hindurch, an welchen die Elephanten manchmahl ihren Grimm dermaſſen auslaſſen, daß ſie ihre Zähne darüber zerbrechen. Wenn endlich der Elephant mit Liſt oder Gewalt in den engen Gang hinein getrieben, laſſen ſie die Fall-Thüren plötzlich hinter und vor ihm zufallen. Er fängt alsdann entſetzlich an zu wüten, zu brüllen, zu heulen, und ſich ſehr ungebärdig zu ſtellen. Die Siammer aber begieſſen ihm den Leib mit Waſſer, um ihn bey der groſſen Erhitzung zu erquicken, und ſpritzen ihm auch Oel in die Ohren, ihn zu beſänfftigen, und laſſen neben dem allerhand zahme Elephanten von männ- und weiblichen Geſchlecht zu ihm gehen, welche ihn mit ihren Rüſſeln careſſiren müſſen, bis er ſich endlich ein wenig befriedigen läſſt. Alsdenn binden ſie ihm um die Hinter-Pfoten und den Leib Stricke, und ziehen ihn aus dem engen Gange heraus, begieſſen ihn aber unterdeſſen immer mit Waſſer, um ihn zu erquicken. Hierauf bringt man einen zahmen Elephanten mit ſeinem Führer zu ihm, welcher bald vor-, bald rückwerts um ihn herum gehen, und ihm zeigen muß, daß er nichts zu befürchten habe. Alſo lockt er ihn aus dem engen Gang durch die vorwerts wieder geöffnete Pforte hinaus; allhier binden ſie dem wilden Elephanten einen zahmen an jeder Sei-

te

te feſt, einen andern vorne an, der ihn fortziehet, und ihm den Weg zeiget; ein anderer aber muß ihn von hinten zu mit dem Kopff fortſtoſſen, bis er endlich an einen ſtarcken Pfahl kömmt, der ſich herum drehen läſſt. An dieſen binden ſie den wilden Elephanten an, und laſſen ihn bis auf den andern Tag auswüten: wornach ſie ſich unterweilen gleich reiten, wenigſtens aber doch von zahmen Elephanten leiten laſſen. Sie halten auch unterweilen Spiel-Gefechte mit Elephanten, laſſen ſie aber nicht ſo nahe zuſammen kommen, daß ſie einander das Leben nehmen können: Wie es denn auch in Siam überhaupt nicht Mode iſt, der Menſchen oder Thiere Leben zur bloſſen Luſt in Gefahr zu ſetzen. Vom Hahnen-Gefecht machten ſie vormahls viel Weſens: die Prieſter aber erſonnen ein Mittel, ihnen ſolches zu verbieten; Denn ſie ſagten, es ſey ein rechter Todtſchlag, einen Hahn zu tödten, und droheten den Liebhabern von dieſer Ergetzlichkeit, daß ſie in jener Welt auf einem eiſernen Roſt würden gebraten werden, welches die Leute davon abſchreckte. Sie ergetzen ſich auch an Comödien. Ihre Comödianten ſind meiſt Chineſer, und weil ſie ihre Sprache nicht verſtehen, ergetzen ſie ſich faſt nur an ihren Minen und Gebärden. Wiedenn auch ihre Marionetten-Spieler ſtillſchweigend agiren. Dahero es mit allen ihren Spielen, wie mit ihren Seil-Täntzern, nur was gemeines iſt. Hingegen ihre Taſchen-Spieler, Poſſen- oder Poſituren-Macher, ſind nach des Herrn *de la Loubere* Urtheil die beſten in der gantzen Welt. Er erzehlet eine von ihren Künſten, über die er ſich nicht wenig verwundert: Es ward ein Bambos-Rohr auf die Erde, und auf daſſelbe noch drey andere mit ihren Enden geſetzt, ans oberſte Ende des Dritten aber ward ein Tonnen-Band gehangen. Auf dem innern Rande dieſes Reiffens ſetzte der Gauckler ſeinen Kopff, ſteckte die Beine in die Lufft, und blieb wohl eine Stunde lang in der Poſitur ſtehen. Hernach ſetzte er ſeinen einen Fuß an denſelben Ort, wo der Kopff geſtanden war, und tantzte auf Indianiſche Manier, nehmlich ohne zu ſpringen, mit allerhand Beugungen und Poſituren des Leibes. Wobey am meiſten zu bewundern war, daß er bey dem allen die Bambos-Pfähle mit einer genauen Balanz des Leibes dergeſtalt in ihrem Gleichgewicht zu halten wuſte, daß keines daraus weichen konte.

Sie feyren jährlich ein groß Feſt, wann das Waſſer nach der Uberſchwemmung zu ſincken anfängt. Alsdenn ſieht man den Strohm des Abends gleichſam mit ſchwimmenden Laternen bedeckt, welche ſie in ihrem Schifflein bey ſich führen: und auf ſolche Weiſe legen ſie etliche Nächte nach einander ihre Danckſagung und Gebete bey dem Waſſer ab, für die Fruchtbarkeit, welche dies Element der Erden mitgetheilet hat, auch (wie Herr *Kæmpfer* hinzu füget)

füget) damit nach dem gäntzlichen Abfall des Waſſers kein Sterben unter Menſchen und Vieh erfolgen möge. Im Herbſt zünden ſie wiederum allerhand Freuden-Kertzen an, um dem Himmel ihre Erkenntlichkeit für die Früchte der Erden zu bezeugen. Alsdenn aber brennen die Lichter nicht nur in ihren Böten, ſondern die Häuſer und Straſſen der Stadt werden auch illuminiret, und hin und wieder verſchiedene Feuer-Wercke angeſteckt. Die Siammer ſo wohl, als einige andere Morgenländiſche Völcker ergötzen ſich auch mit dem Kinder-Spiel, einen Drachen auffliegen zu laſſen. Selbſt der König begiebt ſich wohl in den Winter-Monathen des Nachts aus ſeinem Pallaſte, und läſſet einen ſolchen mit einer Kertze verſehenen und alſo leuchtenden Drachen auffliegen, wobey ſeine Mandarinen Wechſelchs-weiſe das Band halten müſſen. Sie haben noch drey andre Arten von Ergötzlichkeiten und Spielen, nehmlich *Koon*, *Laykoon* und *Rabam*. Der *Koon* iſt ein Tantz, dabey ſie ſich der Violen und anderer Inſtrumenten bedienen. Die Täntzer ſind maſquirt und ſtellen allerhand Mißgeburthen und Teufel vor, und ſcheinen mehr ein Gefecht als einen Tantz zu halten. Der *Rabam* iſt ein Tantz von Mannes- und Frauens-Perſonen, der nicht kriegeriſch iſt, ſondern modeſt, ohne viel Hüpffen und Springen, mehr mit langſamen Schritten, aber ſehr vielen Wendungen der Arme und des Leibes geführt wird. Die Täntzer in dem *Rabam* und *Koon* haben hohe vergöldete Mützen, als Zucker-Hüte: und falſche kupfferne Nägel an den Fingern, die Muſicanten die dabey aufwarten, beſtellen auch die Leichen-Muſiquen. Diejenige Manns-Perſonen, welche allein die *Laykoon* (beſtehend in Abſingung allerhand Lieder von den Geſchichten ihres Landes) agiren, treten auch in ihren Tempeln auf, wenn ein neues Bild von dem *Sommona Codon* aufgerichtet wird. Bey ſolchen Feſten divertiren ſie ſich auch mit Ringen, Fechten, und einem Wettlauff von Ochſen, welche in einer runden Lauff-Bahne von 250 Ruthen herum lauffen müſſen. Mitten in der Bahne ſitzen die Richter auf einem erhabenen Platz, und die äuſſerſte Gräntzen ſind mit Palliſaden beſetzt. Unterweilen lauffen nur zwey Ochſen mit einander, und ein jeder wird von einem Kerl zu Fuß geleitet. Gemeiniglich aber ſtellen ſie zwey Geſpann Ochſen vor einem Pfluge gegen einander auf, und denn muß einer hinter her gehen, und den Pflug alſo aufhalten, daß er die Erde nicht berührt. Eine von ihren allgemeinſten Luſtbarkeiten beſtehet darin, daß ſie mit ihren Böten in die Wette rudern: als worinn ſie ſich von Jugend an fleißig üben. Das Spielen lieben ſie ſo ſehr, daß ſie ihre eigne und ihrer Kinder Freyheit mannigmal dabey zuſetzen. Das Schach-Spiel iſt eines von ihren vornehmſten Spielen, wird auch bey ihnen nicht viel anders als bey uns geſpielt. Von Charten aber und Würffeln wiſſen ſie nichts.

Der neue und volle Mond ſind bey ihnen Feſt- oder lieber Faſt-Tage. Denn weder das Volck noch die Prieſter eſſen alsdann bis Nachmittages nicht das allergeringſte. Die gemeinen Leute enthalten ſich an den Tagen des Fiſchens; nicht als ob ſodann alle Arbeit verboten wäre, ſondern vermuthlich, weil ſie das Fiſchen mehr als andere Arbeit ſündlich achten. Das Volck pflegt auch an dieſen Tagen den Prieſtern oder Talapoins Opffer zu bringen, dieſe tragen denn die Opffer ihren Götzen mit beyden Händen vor dem Altare oder einen darzu gemachten Kaſten vor, verwenden aber ſolche alsbald in ihren eigenen Nutzen. Dieſe Opffer beſtehen in Geld, Leinwand und geſchlachtetem Vieh, denn davon eſſen die Talapoins; ſelbſt ſchlachten ſie aber nichts lebendiges, dürffen auch ihren Götzen kein blutiges Opffer vorhalten. So behalten ſie den Schein groſſer Heiligkeit, und bekommen gleichwohl Fleiſch geopffert und zu eſſen. Der gemeine Mann aber büſſet mit ſolchem Opffer nicht allein das bey Abſchlachtung des Opffers vergoſſene Blut, ſondern auch ſeine ſonſt begangne Sünden. Auſſer dem Neuen und Vollen Mond feyren ſie auch den erſten Tag von einem jeden Vierthel mit Beſuchung ihrer Pagoden. Sie haben noch ein Feſt, welches etwa ein Feſt der Einweihung ihrer Tempel heiſſen möchte. Und über alle dieſe zehlet Kämpfer nachfolgende: Als das Neu-Jahr oder *Sonkraen*, wie ſie es nennen. *Kitimbak* oder *Ktimbak*, welches ſo viel heiſt, als der Aufzug zu Lande, weil der König alsdenn eine Wallfahrt zu Lande nach dem Tempel zu *Nomuthat* thut. *Ktinam* oder die Wallfahrt zu Waſſer, da der König zu Waſſer, wenn ſolches am höchſten iſt, nach dem prächtigen Tempel zu *Banibin* fähret, daſelbſt opffert, und dem Waſſer anbefiehlet ſich zu ſetzen oder zu verlauffen. Sie haben auch zwey Feſte, an welchen ſie den zahmen Elephanten die Köpffe waſchen, wovon das Feſt den Nahmen Sabutſioian führet. Das Volck wohnet allen Feſt-Tagen in ihren beſten Kleidern bey, und ein jeder läſt zum Beweiß ſeines Eiffers in Liebes-Wercken etliche wilde Thiere loß, die ſie von denen, welche ſie zu dem Ende fangen, kauffen.

Die vornehmſten Speiſen der Siammer beſtehen in Reiß und Fiſchen. Die See verſorget ſie mit kleinen aber recht guten Auſtern, Land- und See-Schild-Kröten, Krebſen und verſchiedenen andern herrlichen Sorten von Fiſchen, die in Europa nicht bekannt ſind. Die Fiſche, ſonderlich Aale ſind in den Ströhmen und ſüſſen Gewäſſern daſelbſt auch überflüßig, ſie machen aber von ſelbigen nicht viel Weſen. Den Balachaun, der von kleinen verdorbenen Fiſchen gemacht wird, haben wir bey Tonquin beſchrieben; er wird aber auch in Siam ſehr hoch gehalten. Und ſie eſſen überhaupt lieber übel-geſaltzene und gedörrete auch ſtinckende, als friſche Fiſche. Ra-

tzen, Mäuſe, Heuſchrecken, Eidexen und ander Ungeziefer eſſen ſie eben ſo wohl, als die Chineſer. Ja man ſagt gar, daß ſie nichts auf friſche Eyer geben, die faulen aber gerne eſſen, und ſich wohl ſchmecken laſſen, welches aber doch niemanden zu glauben aufgedrungen wird. An einem Pfund Reiß, das man für 1 Dreyling oder zwey Pfennige kauffen kan, hat ein Siammer den gantzen Tag genug zu eſſen; und wenn er für noch einen Dreyling geſaltzene Fiſche dabey hat, iſt er ſehr wohl vergnügt. Eine Kanne Arack gilt nicht über 2 Lß. oder 1 Gr. oder 15 Pfennige. Daher hört man in den Häuſern der geringen Leute, die für nichts weiter, als für ihren Unterhalt ſorgen des Abends nichts anders, als einen Geſang und Getümmel frölicher Leute. Ihre Suppen kochen ſie von purem Waſſer mit etlichen Specereyen, Knoblauch und ſüſſen Kräutern. Sie machen auch viel Weſens von einer Sauſe, die ſo dünne als Senff, von kleinen ſchlecht geſaltzenen und halbverfaulten Krebſen gemacht wird. Sie nennen ſelbige Capi, und ſie kömmt den Nukemum der Chineſer ſehr gleich. Sie haben weder Nüſſe noch Oliven, und brauchen kein ander Oel als von Cocos-Nüſſen zum Eſſen; man kan auch kein beſſers in der Lampe zu brennen finden. Wenn ſolches aber etwas geſtanden hat, können die Fremden es nicht genieſſen: die Einheimiſchen aber eſſen zu allen Zeiten davon. Dieſer uns eckelhafft vorkommende Geſchmack der auch bey denen Tartariſchen und faſt allen Morgenländiſchen Nationen ſich findet, kan einem gleichwol nicht unglaublich fürkommen, wenn man bedencket, daß auch bey uns vielen Leuten eckelt, wenn ſie ſehen Schnecken, Fröſche, Schlangen zurichten, und rohe Muſcheln und Oeſters eſſen, und daß nichts auf der Welt einem Menſchen ſo eckelhafft ſey, welches ihm nicht durch die Gewohnheit und öfftern Gebrauch wenigſtens erträglich, wo nicht gar angenehm werden ſolte: wie auch, daß die Dinge, von welchen wir vormals viel Weſens gemacht, uns zuletzt gar eckelhafft, und wiedrig werden können, wenn wir uns erſt anders gewohnet haben.

Sie melcken die Weiblein von den Büffeln, und dieſe Milch ſoll, wie man meynet, mehr Sahne (Room) ſetzen, als die Milch von den Kühen: ſie machen aber keinen Käſe, und wenig Butter, welche daſelbſt wegen der Hitze nur ſchwerlich ſteiff werden kan, die man aber von Suratte und Bengala bringet, iſt ſchlecht genug, und faſt geſchmoltzen. Sie eſſen ſelten Fleiſch; wenn ſie es aber ja einmahl genieſſen wollen, halten ſie ſich am meiſten an das Gedärme und Eingeweide; Blutloſe Thiere und Ungeziefer, ſo man auf ihre Bazars zu kauff bringet, ſind das eintzige Fleiſch, ſo ſie gebraten eſſen. Ihre getrocknete Fiſche werden auf allerhand Art angerichtet, aber auf einerley Art zubereitet. Ihre Land-

Vögel und alles Fleiſch von Schlacht-Vieh iſt zähe und trocken: ja die Europäer ſelbſt die in Siam wohnen, eſſen es mit der Zeit nicht mehr. Es giebt in Siam keine gute Wein-Trauben. Die Reben, welche in des Königs-Garten zu Louvo gepflantzt ſeyn, bringen eine kleine und bittere Frucht. Strohm-Waſſer iſt ihr gewöhnlicher Tranck, und weil auf dem platten Lande, welches am meiſten bewohnet wird, nur wenige Quellen ſind, trincken ſie ihr Waſſer gerne mit etlichen wohlriechenden Kräutern abgezogen. Strohm-Waſſer iſt ihr gewöhnlichſter Tranck, aber nicht geſund zu trincken, ehe und bevor man es etliche Tage mehr oder weniger, nach dem der Strohm hoch angelauffen iſt, hat ſtehen laſſen. Wenn das Waſſer abläufft, ſind ihre Ströhme voller Moraſt, und das Waſſer kan vollends nicht getruncken werden, es habe dann einen Monath oder wenigſtens 3 Wochen lang in einem Oel-Topffe geſtanden, welche es aber ſo friſch trincken, denen erwecket es die rothe Ruhr, und andere Kranckheiten. Das Waſſer, ſo der König trinckt, wird in einer groſſen Ciſterne, der im freyen Felde ſteht, vom Regen geſammlet, und beſtändig durch Soldaten bewacht. Bey Louvo liegt auch ein groſſer Fiſch-Teich oder See, die wohl drey Stunden im Umkreiß hat, und die reiche See genennet wird, aus welcher, weil die See tieff iſt, und das Regen-Waſſer ſich wohl ſetzen kan, auch daher geſund geachtet wird, der König zuweilen trincket.

Bey ihren Gaſtmahlen trincken die Siammer Thee, und brauchen ſolchen als ein Mittel wider Kopff-Schmertzen. Wenn ſie fünff bis ſechs Taſſen getruncken haben, gehn ſie zu Bette, alles Ungeſunde überhaupt auszuſchwitzen. Wie denn Schweiß-treibende Artzeneyen wo nicht die eintzigen doch gemeinſten bey ihnen ſind. Sie nehmen kleine Stücken Candis-Zucker beym Thee-Trincken in den Mund, und keinen in ihre Taſſen. Sie bereiten auch wol zuweilen den Thee nur mit kalten Regen-Waſſer und trincken ihn alſo. Die Siammer tràncken wol gerne Wein und ſtarck Getränck; obgleich ſolches in ihrer Religion verboten iſt, weil aber ihr Land nicht ander ſtarck Getràncke als den Arack hervor bringet, mögen ſie den oben ihnen gegebenen Ruhm der Nüchternkeit behalten, welcher ſonſt ziemliche Ausnahme leyden dürffte. Das Toback-Rauchen iſt eines mit von den vornehmſten Geſchäfften der Manns-Perſonen in Siam: und die vornehmſte Frauens-Perſonen ſelbſt haben ſich darin verliebt. Sie können auch den ſtärckſten Toback rauchen, ohne dabey übel zu werden. Die **Mahometaner** in Siam trincken Coffe, die **Portugieſen** Chocolade, die **Engeländer** hier, wie an andern Orten in **Oſt-Indien**, Arack-Punch. Die Siammer machen viel Wercks von allerhand Baum-Früchten, und eſſen ſolche offt und ohn Unterſcheid der Zeit

des

des Tages. Von den Früchten, die man in Europa kennet, haben ſie keine auſſer den Pommerantzen, Limonien, Citronen und Granat-Aepfeln. Sie haben auch Bonanos oder Indianiſche Feigen. Dieſe und die Pommerantzen von einer oder andern Art ſind das gantze Jahr hindurch zu haben.

Aus dem was bishero geſagt worden, kan man die Lebens-Art der Siammer einiger maſſen abnehmen: wir müſſen aber noch etwas von ihrem täglichen Geſchäfften und Handlung hinzufügen. Weil die Männer in des Fürſten Dienſten viel Zeit hinbringen, müſſen ihre Mütter, Weiber und Töchter ſie meiſt unterhalten. Wann ſie aber auch davon frey ſind, thun ſie doch nicht viel anders als liegen, ſitzen, eſſen, ſpielen, Toback-rauchen und ſchlaffen. Die Weiber wecken ſie des Morgens um 7 Uhr auf, und geben ihnen Reiß und Fiſch. Darauf ſchlaffen ſie wieder. Des Mittags nehmen ſie abermal eine Mahlzeit ein, und ſchlaffen nach dem Eſſen wiederum aus. Des Abends wird wieder geſpeiſet, und hernachmahls gehen ſie zu Bette. Die Zeit aber, welche ſie nicht auf den Schlaff wenden, vertreiben ſie in Compagnie und beym Spiel, das Weib muß indeſſen den Acker bauen, fiſchen, arbeiten, kauffen und verkauffen, um ihre Koſt zu verdienen. Mit Pferden wiſſen ſie nicht umzugehen. Mit Jagen beſchäfftigen ſich die Eingebohrnen auch wenig. In Waffen üben ſie ſich ebenfalls nicht. Dürffen es auch nicht thun, ehe und bevor der König es ihnen erlaubet, Waffen ſchencket, und gleichſam wehrhafft machet. Ihre Muſqueten ſchieſſen ſie niemahls ſtehende ab, ſondern legen ſich dabey auf ein Knie nieder. Sie haben keinen geſchickten Gang, und ſtehen kaum gerade auf den Füſſen, und ſelbſt ihre Schild-Wachten ſaſſen vormals allezeit auf der Erden.

# Das vierte Capitel.

## Von ihrer Handlung, Kauffmanns-Waaren, Handwerckern, Müntzen, Gewichte, Maaß und Schiffarth.

DEr König hat ſelbſt den gröſten Theil der Handlung an ſich gezogen, und ſich ſo dabey erniedriget, daß er durch ſeine Kauffleute in ſeinen eignen Kram-Buden ſeine Waarren in Kleinigkeiten wieder abſetzen läſt. Er verkaufft ſeine Unterthanen alle ihre Cattunene Kleider. Er eignet ſich alles Metall in den Bergwercken zu, welches er an die Ausländer verhandelt. Salpeter, Bley, Sappan-Holtz gehört dem Könige, und Schieß-Pulver, Schwefel und Gewehr kan man nur in des Königs Magazinen bekommen. Die Jeſuiten verſi-

chern uns, daß der König von Siam Schiffe nach Suratte, Bengala, Mocca und andere Oerter, um daſelbſt zu handeln, ſende. Und *Savary* füget Japan, China, Cambodia, Cochin-China, und faſt alle Küſten von Indien noch bey. Weil aber ſeine Siammer nur ſchlechte See-Leute ſeyn, bemannet er ſie meiſt mit Europäern und Chineſern.

Die Holländer machen in Siam die gröſte Parade in der Handlung. Sie haben daſelbſt ein groſſes Gebäude aufgerichtet, in welchem ſie einen Directeur ihrer daſigen Handlung, und etliche geringere Bediente halten. Sie haben auch ein auf Pfeilern gebautes Comtoir nicht ferne von der See, welches Amſterdam genennet wird. Ihre hieſige Handlung beſteht vornehmlich in Hirſch-Häuten und Rochen-Fellen, welche ſie nach Japan ſenden, beſonders führen ſie das Zinn, mit Ausſchlieſſung aller andern allein zum Lande hinaus, und vertreiben es mit groſſem Gewinnſt, theils an etlichen Oertern in Indien, theils in Europa. Die Waaren, welche auſſer dieſen in Siam noch fallen, ſind Reiß, Gummi-Lack, ſchwertz-oder naß-Lack, Weyrauch, Oel, Caſsia, (welche bey den Medicis wegen ihrer Krafft, in China aber und Cambodia deswegen beliebt iſt, weil ſie gelb färbet,) ſchwartzer Candies-Zucker, Sappan-Holtz, Elephanten-Zähne, Arack, Küh- und Büffel-Häute, Cambodiſche Nüſſe, Gutta-gamba, Boetsjock, (welches vielleicht die von den Chineſern und andern Orientaliſchen Völckern ſo hochgeachtete Artzeney Taffonſa iſt) Vogel-Neſter (welche aus Tonquin und Cochin-China hieher gebracht und ferner verführet werden. Hier fällt auch ſchlecht Gold, Silber, Bley, einige Edelgeſteine, als Diamanten, Sapphieren, Agat; Auch Magnet-Steine, Eiſen, Stahl, Salpeter, Indigo, allerley Zimmer-Holtz, Djati Balcken, Aquill- oder Schlangen-Holtz, Saltz und etwas Pfeffer. *Savary* ſetzt dazu Rotting, Honig, Wachs, Birn-Stein, Muſcus, Benzoe, Seide, Pferde-Häute, Büffel- und Rinozeros-Hörner, Myrrhen, Vogel-Felle mit Federn, Pfauen-Schwäntze u. ſ. w.

Die Waaren, welche in das Land hineingeführet werden, ſind Lacken, Cattunen-Garn, Flitter-Gold, gemein Leinwand, Salempouris, ſchmale Surattiſche Sitzen, gebleichte Mader- und Drongispacken von Jafnapatnam, Gold-Leder, Spiegel, Caliatur-Holtz, und allerhand Gewürtz. Der König macht unterweilen einen Kauff mit den Holländern, daß er ihnen alle Felle und Rauch-Werck, die im Lande fallen, um einen geſetzten Preiß verkauffen will. Seine Unterthanen ſind alsdenn verpflichtet, ihm alle ſolche Sachen erſt zu verkauffen: aber den braunen Zucker, Zucker-Candies, und Birn-Stein mögen die Kauff-Leute und Unterthanen unter ſich verhandeln. Die Engelländer pflegten auch eine Loge oder Comtoir in Siam zu haben: ſelbige aber iſt von den Siammern

mern geplündert, und das Volck niedergemacht worden. Die Frantzoſen haben ſie ebenfalls wieder weggejagt. Vormals kamen zu Siam jährlich wohl 1000 Schiffe der Handlung halber an, itzunder aber kommen kaum etliche wenige Holländiſche Barcken. Wiewol doch aus einer Nachricht von dem Zuſtand der Handlung in Siam, welche Anno 1690 den Herrn General-Staaten iſt vorgelegt worden, erhellet, daß die **Mahometaner** auf der Küſte von **Coromandel** noch damals einen groſſen Handel mit Leinwand dahin getrieben, ſo daß ſie dadurch den Gewinn der Compagnie auf ſolche Waaren ſehr verringert. Man findet auch, daß die Chineſer von Canton noch ziemlich dahin handeln. Ja P. *Tachard* ſagt, daß ſie in Indien den gröſten Handel treiben, und wo die Liſte richtig iſt, welche *Savary* uns von den Waaren gegeben, die ſie in Siam abſetzen, ſo haben ſie ehmahls viel verkaufft, und kan nicht ſo gar aufgehört haben. Daß auch verſchiedene Nationen noch dahin handeln, iſt aus den verſchiedenen Quartieren, die ſie daſelbſt, wie ſonſt in Indien bewohnen, genugſam abzunehmen. Uberhaupt aber iſt doch die Handlung um ein groſſes ſchlechter als vorhin, und bleiben viele weg, weil niemand gerne mit dem Könige wil zu thun haben, als welcher ſeinen eigenen Vortheil allzuſehr ſuchet. Weil auch die Früchte des Landes und die Arbeit ihrer Handwercker nicht groß iſt, und die Ausländer weder unter ſich, noch mit den Einheimiſchen handeln dürfen, ehe und bevor der König die beſten Waaren ausgeſucht hat, ſo ſtehet nicht viel mit der Handlung in Siam zu gewinnen. Und wenn die Siammer gleich die freye Handlung hätten, ſo werden ſie doch durch die ſchweren Hof-Dienſte und Schatzungen ſo gedruckt, daß ſie in vielen Provintzen kaum Geld genug zu ihrer Nohtdurft, und alſo viel weniger was rechts in die Handlung zu ſtecken, haben; und wenn ſie auch was hätten, ſo müſſen ſie es vergraben, damit es verborgen bleibe. Das Geld, das an Königlichen Schatzungen einkömmt, was nicht von den Printzen und Groſſen untergeſchlagen wird, kommt in des Königs, und nicht wieder in der gemeinen Leute, Hände. Denn beſondere Handwercks-Leute gibts nicht, die dem Könige wieder was abverdienen und unter das Volck bringen könnten, ſondern der König gebraucht die Helffte ſeiner Unterthanen ſechs Monaht lang im Jahr zu allerhand Arbeit ohne Unterſcheid: wo denn jemand in aller Arbeit, wozu man ihn gebrauchen wil, unerfahren iſt, hat er Stock-Schläge zu erwarten, ſo daß hier in Wahrheit Noht Künſte lehret, oder Künſtler machet. Aber eben darum bemühet ſich auch niemand, in ſeiner Profeßion etwas vor andern zu wiſſen und zu verſtehen, damit er nicht befürchten dürfe, ſein gantzes Leben lang in des Königes Dienſte behalten zu werden. Das andere, welches ihren Fleiß, ſich zu nähren, hemmet, iſt die böſe Regierung, welche niemand ſeiner Mittel in

Ruhe

Ruhe genieſſen läſſt, wenn er gleich etwas vor ſich zu bringen capable iſt, ſondern, ſich alſobald ſeiner Güter bemeiſtert, wenn ſie nur meynet, daß er reich ſey. Sie ſind ſchlechte Zimmer-Leute. Denn weil ſie keine Nägel haben, gebrauchen ſie höltzerne Pflöcke, verſtehen aber doch recht wol, das Holtz-Werck zuſammen zu fügen. Sie haben auch Bild-Hauer unter ſich, deren Arbeit aber ſehr kahl ausſiehet. Die Ziegel, die ſie brennen, ſind gut; der Kalck, oder Cement, ſo ſie zurichten, iſt trefflich, und weil die Materialien gut ſind, ſo iſt ihre Mäurer-Arbeit nicht die ſchlimmſte. Sie wiſſen auch wohl, wie ſie das Metall gieſſen ſollen, und ihre Götzen, die ſonſt recht ungeſtallte Figuren von Stein und Leem ſeyn, mit ſilbernen, güldenen und kupfernen Platen beſchlagen und bekeiden ſollen. Die Gefäſſe an Degen und Dolchen, und verſchiedene von des Königs Meublen, ſind mit dergleichen Platen bezogen; ſie wiſſen aber nicht, wie ſie ſolche poliren, und mit köſtlichen Steinen beſetzen ſollen. Auf das Gold-Schlagen verſtehen ſie ſich wol, und können ein Schiff ſehr nett vergülden. Weil ſie ſchlechte Schmiede ſind, gebrauchen ſie nichts als gegoſſen Eiſenwerck. Ihre Pferde werden nicht beſchlagen, ſie haben aber ſaubere Sättel und Geſchirr, ob ſie gleich die Gerberey nicht verſtehen. Sie verfertigen ein wenig Cattunen Leinwand, und ſchildern ſolches ſehr grob. Sonſt machen ſie gar kein Zeug, weder wollen, noch leinen, noch Tapezereyen; ſie können aber zierlich mit der Nadel wircken. Die Kunſt, mit Oel-Farbe zu ſchildern, verſtehen ſie nicht, und wiſſen keinem Dinge ſeine rechte Geſtalt und Proportion zu geben, ſondern ſie lieben monſtreuſe Figuren, und ſollen an allem, was in der Mahlerey und Poeſie extravagiret und ausſchweiffet, ihre gröſte Luſt haben. Sie bilden Dinge, die niemals in der Welt geweſen seyn, und geben Menſchen und Thieren, nach Art der Chineſer, eine pur unmögliche Proportion. Doch die Götzen-Bilder in des Berclams Tempel, ſollen, nach *Kæmpfers* Bericht, nicht ſo gantz ungeſtalt ſeyn. Europäiſche Künſtler und Handwercker ſind bey den Indianiſchen Potentaten ſehr angenehm: aber weil ſie ihnen, ſo lange ſie dar und in ihren Dienſten ſeyn, ſelbſt genug zu thun geben, ſo iſt ihnen ſelten erlaubet, für ſich etwas zu arbeiten, welchen Zwang die wenigſten Künſtler leiden wollen.

Der gemeine Mann iſt meiſtentheils mit der Fiſcherey beſchäftiget. Sonſt mag auch wol die Einfalt der Sitten, und die Geringachtung des Uberfluſſes, am meiſten aber vielleicht ihre Faulheit, ſie verhindern, einige Handwercke anzugreiffen, mit welchen die Europäer ſich forthelffen. Sie ſind insgemein ſo ehrlich, daß auf dem Marckte oder in Kramläden der Verkäufer ſelten das Geld, ſo er empfängt, und der Käufer ſelten die Waaren zählet,

let, die ihm nach der Zahl geliefert werden. Wenn ſie dahero ſehen, daß die Europäer alle Kleinigkeiten, die ſie kaufen, ſehr genau nachzählen, lachen ſie ihrer Sorgfalt und Mißtrauens. Ihre Märckte fangen des Abends um 5 Uhr an, und dauren bis gegen 8 oder 9. Sie brauchen keine Ellen-Maaß, ſondern kauffen Neſſel-Tuch und Leinwand Stück-weiſe. Und die Armen, die bey Ellen und Quartieren kauffen, brauchen ihren eigenen Arm zum Maaß-Stabe. Beym bauen, und ihre Wege und Fahrt-Waſſer zu meſſen, brauchen ſie doch einen Maaß-Stab, der etwa eine halbe Ruhte hält. Man bemercket die Meilen auf den Wegen mit Steinen. Mit den Schalen von den Cocos-Nüſſen meſſen ſie Getrayde und naſſe Waaren: weil ſelbige aber von ungleicher Gröſſe ſind, meſſen ſie deren Gehalt, nach der Anzahl *Kouris*, oder kleinen Hörnerchen, die wir Mohren-Zähne nennen, und dort als Scheide-Müntze gebraucht werden. Einige Cocos-Schalen halten 1000 *Kouri*, andere 500, andere mehr oder weniger, nachdem ſie groß ſind. Sie haben auch ein gewiſſes von Weiden geflochtenes Maaß, *Sat* genannt, Korn damit zu meſſen; wie auch eine Kruke zu den naſſen Waaren. Weil aber der Gehalt von beyden nicht recht gerechnet und feſt geſetzet iſt, muß der Käufer ſie erſt mit einer Cocos-Nuß meſſen. Ihr gewöhnliches Gewicht beſteht in Gold-Stücken, welche offtmahls falſch, oder auch zu leichte ſeyn. Sie haben weder güldene noch kupferne Müntzen. Das Gold rechnen ſie unter die Kaufmanns-Waaren, und halten es 12 mahl ſo hoch, als das Silber am Werth. Die *Kouri's* findet man vornehmlich auf den Maldiviſchen Inſuln, ſüdwerts von Indien, und ſind, Kleinigkeiten dafür einzukaufen, in allen daſigen Ländern gangbar; ihr Preiß iſt, nachdem ſie rar oder häufig ſeyn, unterſchiedlich, und gehen zuweilen wol 6- bis 800 auf einen Pfenning. Alles Silber-Geld in Siam wird aus Holländiſchen Müntzen gemacht, die darzu expreſs geſchlagen werden. Der Herr *Kæmpfer* hat die Müntzen der Siammer am genaueſten beſchrieben, gleich wie Herr *Lockier* ihr Maaß, Gewichte und vom Jahr 1704 gar eine Preiß-Courante aller daſelbſt fallenden Waaren mitgetheilet hat. Weil wir nun dieſe letzten ſchon erzählet haben, der Preiß aber ſich allezeit wol gar viel verändert, und der Leſer ſich doch von allen keinen deutlichen Begriff machen, auch keinen Nutzen davon haben kan, wenn er nicht ſelbſt dahin kommt und handelt, ſo wollen wir dieſe weitläufftige Beſchreibung hier vorbey gehen.

Weil die Holländer Malacca beſetzt, und allen Fremden die Handlung dorthin wegern, ſo könnten Engelländer und andere Nationen nichts daſelbſt negotiiren, und überhaupt würde die Handlung der Fremden in gantz

Indien ſchlecht ſeyn, wenn die Gouverneurs und andere hohe Bedienten der Holländiſchen Compagnie nicht durch die Finger ſähen, und ſelbſt mit allerley Nationen, zu ihrem eigenen Nutzen, handelten.

Dieſer Erzehlung, die man bey Herrn *Salmon* ausführlicher findet, widerſpricht zwar Herr *D. van Goch*, und meynet, es würde nicht ſchwer ſeyn, das Gegentheil gründlich zu zeigen; er läſſet es aber dabey bewenden, und wir wollen eben ſo thun. So viel iſt gewiß, daß die Holländer in gantz Indien ſich am meiſten ausgebreitet, und aller Orten, wo was zu thun iſt, befeſtigte Comptoire und Logen haben, oder die Paſſagen mit ihren Armirten Fahrzeugen belegen, und ſo viel möglich für ihre Handlung allein verſichern. Auch iſt gewiß, daß dem ohngeachtet viel Enterlopers, von Holland aus ſelbſt zwar die meiſten, aber auch von andern Nationen nach Indien mit gutem Vortheil handeln, und offt mit trefflichen Ladungen zurück kommen. Welches wenigſtens ſo viel und wichtig nicht geſchehen könte, wenn nirgends in beſetzten Hafens und verſicherten Fahrwaſſern durch die Finger geſehen, und zu ſo viel Lorrendrayereyen ſtille geſchwiegen würde. Wie aber ſolches allenthalben geſchicht, ſo gehets auch alle Nationen an, doch die am meiſten dabey verliehren, ſind am wenigſten zu beklagen, weil ſie dennoch bey allem Unterſchleiff und Verluſt am meiſten gewinnen.

Es ſcheinet auch die Holländiſche Oſt-Indiſche Compagnie verſtehe gar wol, daß die Handlung ſo wenig als das Glück ſich laſſe Feſſel anlegen. Man ſiehets an allen feſten- und Reſidentz-Städten, die mit Soldaten ſtarck beſetzt ſind, wie ſie es mit dem Commercio nimmer hoch bringen, ob ſie auch zur Handlung noch ſo ein bequeme Lage haben. Z. Ex. doch Exempla odioſa ſunt. Es iſt auch gewiß, wenn die Holländiſche Oſt-Indiſche Compagnie an allen Orten, wo ſie ſich feſt geſetzt, alles allein hätte wollen begeitzen, ſie würde an vielen Orten alles oder das meiſte verlohren haben. Sie verſtehet ihre Intereſſe gar wol, und hat allezeit gerne geſehen, daß ihre Bedienten vom gröſſten biß zum kleinſten in ihren Dienſten was für ſich bringen. Daher hat ihr von Anfang an, nimmer Volck gefehlt, wenn ſie auch die gröſten und ſtärckſt bemannten Flotten hat müſſen dahin ſchicken. Und eben damit hat ſie es auch ſo weit bracht, und die Portugieſen und Spanien für ſich herausgetrieben. Laß andere nur verſuchen ſie wieder auszutreiben, es würde nicht ſo leicht ſeyn, wie *la Loubere* meynet, ſondern man würde wohl erfahren, daß die Holländiſchen See- und Kriegs-Bedienten, ob ſie ſchon in Oſt-Indien gebohren, ſich beſſer wehren würden, und zwar eben darum, weil ſie nebſt ihren Herren zugleich, was dabey zu gewinnen oder zu verlieren haben. Die Siammiſche Schifffahrt iſt wie ihre Handlung eben darum nicht weit her, weil der König alles allein thun will, er hat nur 5 oder 6 Schiffe,

ſe, welche er gebraucht mit zu handeln: Wiewol wo alles wahr iſt, was man von der groſſen Kauffmannſchafft berichtet, die er treiben ſoll, ſo müſſen ihrer weit mehr ſeyn. Er ſendet ſolche unterweilen aus, von ſeinen Nachbarn, die ihm zu nahe gethan haben, ſich Recht zu verſchaffen: Doch haben die Haupt-Officirer meiſtens Befehl niemand zu tödten. Auſſer dieſen hat er noch 40 bis 50 Galeeren, eine jede ungefehr mit 60 Mann beſetzt, welche ſich bey ſtiller See in dem Golfo von Siam gebrauchen laſſen, ſonſt aber nirgends Dienſte thun können. Auf ihren Ströhmen haben ſie artige kleine Barquen oder Balons. Selbige ſind 8 biß 10 Ellen lang, (*Loubere* hat 16 bis 20 Toiſe, Salmon Fuß, van Goch Ruthen) und aus dem Stamm eines eintzigen Baums verfertiget. Erſtlich höhlen ſie den Baum aus, und erweitern ihn durch die Krafft des Feuers, hernach erhöhen ſie die beyden Seiten mit aufgeſetzten Brettern, und ſetzen die Vor- und Hinter-Steven daran, welche auswendig ſehr hoch umgekrümmet werden, derhalben Kämpfer ſie halbe Monden nennet. Des Königs Staats- oder Leib-Balons ſind mit Bildſchnitzer-Arbeit gezieret, vergüldet, mit Perlmutter eingelegt, oder ſonſt künſtlich bearbeitet. Er ſoll derer auch wol von ſolcher Gröſſe und Weite haben, die mit 100 bis 120 Ruder-Knechten beſetzt ſind. Geringere Bediente haben deren 16 biß 20. Woraus man aber doch ſchon ſo viel erſiehet, daß der eine Baum, aus welchen ſie ſollen gemacht ſeyn, nur den Kiel daran ausmachen könne. Wiewol ſie auch durch die vielen Ruderer, die der Staat darauf erfordert, ſo beladen werden, daß ſie faſt dem Waſſer gleich gehen. Ihre Ruder oder Schauffeln ſind daher ſehr kurtz. Der Vorruderer hat ein längeres, ſitzt auf den Vorſteven, doch wegen des engen Raums nicht mit Creutz-weiß geſchrenckten Beinen, ſondern er ſtrecket ſie auf ein Stück Holtz über Bord hinaus. Sie ſingen beym Rudern, und halten nach ſolchem Geſang den Tact und Schlag. Der Steur-Mann ſtehet bey den Hinter-Steven, und ſteuret ebenfalls mit einem Ruder. Auf den Staats-Balons iſt nur ein Stuhl oder Seſſel, aber ſo breit als das gantze Fahrzeug, und da ſitzt nur eine Perſon mit ihrem Gewehr, dem Säbel nehmlich und einer Picke. Den Rang der Perſon, ſo in dem Balon ſitzet, kan man an ihrem Sonnen-Schirm, der nach ihrem Range mehr oder weniger erhöheten Seſſel, und an dem Himmel über dem Haupte, wie ſelbiger vergöldt oder gefärbet iſt, erkennen. Derjenige, der auf dem Balon commandirt, ſitzt vor dem, den ſie fahren, aber etwas niedriger. Des Königs Leib-Balon hat 4 Commandeurs zwey vorne und zwey hinten. Wenn ein Mandarin auf dem Waſſer iſt, da der König vorbey paſſirt, fällt er in ſeinem Balon auf ſein Angeſicht, und kein Balon rührt ſich, ehe und bevor der König aus dem Geſicht iſt. In den gemeinen Balons halten ſie nur wenige Ruder-Knechte. In dieſen haben ſie eine Hütte von Bambos in der Mitten, in welcher eine Familie

wohnen kan, auch ein Gemach mit einem niedrigen Dach für die Sclaven. Viele Siammer haben gar kein ander Hauß. Weil ihre Fahrzeuge leicht und ſpitz ſind, und von vielem Volck geführt werden, fahren ſie auch gegen den Strohm ſehr ſchnell.

# Das fünffte Capitel.

## Von der Natur und Beſchaffenheit des Erdreichs, dem Acker⸗ und Gärten⸗Bau, Pflantzen, Thieren, Mineralien, und von der hier zu Lande üblichem Manier zu reiſen.

DEr Erdboden in Siam hat wechſels⸗weiſe Lagen von Lehm oder fetter und anderer Erde, welche die ſtarcke Waſſer⸗Fluthen von den Gebürgen herunter ſpühlen. Denn das Land iſt von allen Seiten mit Bergen umringt, und liegt in einem ſehr groſſen und weitläufftigem Thal. Sie haben ſelten einen ſteinigten Grund, und man wird ſchwerlich einen Flint⸗Stein im Lande finden. Der Moraſt, welchen der Strohm nachläſt, wenn er ſincket, machet die Erde fruchtbar, ſo weit als ſie iſt überſchwemmet geweſen. Alles Erdreich, das da höher liegt, trocknet aus, und wird von der Sonnen verbrannt, ſo bald als die Regen⸗Zeit vorbey iſt. Und ob auch gleich einige Ländereyen von Natur fruchtbar genug ſeyn möchten, ſind ſie doch der Dürre, dem häuffigen Ungeziefer und anderem Ungemach unterworffen, ſo daß die Erndte zum öfftern fehl ſchlägt, und in ſolchen Jahren erfolgen gemeiniglich viele klebende Kranckheiten. Sie haben jährlich zweymahl Erndte, aber nicht von einem Stück Landes. Sie pflügen mit Ochſen und Büffel⸗Ochſen, und regieren ſie mit einem Strick, der ihnen durch die Naſe⸗Löcher gezogen wird. Ihr Pflug iſt ſchlecht, hat keine Räder, ſondern nur ein Pflug⸗Schaar, und Pflug⸗Stertze. Iſt alſo dem Pfluge, ſo wir in Deutſchland einen Hacken nennen, nicht ungleich, aber alles daran iſt an ſtatt der Nägel mit Bändern und Pflöcken befeſtiget. Sie laſſen den Reis durch das Vieh aus den Hülſen austreten, an ſtatt daß ſie ihn ausdreſchen ſolten. Und um ihn von Staub und Spreu zu reinigen, werffen ſie ihn nur von einem erhabenen Ort auf die Erde hinunter, da denn der Wind die Spreu von dem Korn abſondert und wegführet. Die Schale aber auch von den Körnern vollend abzukriegen, ſtoſſen ſie ihn in einem höltzernen Mörſer, biß er zum Kochen bequem iſt. Die Siammer bereiten ihr Land zur Saat, ſo bald als die groſſe Uberſchwemmung abgeloffen iſt, und das Land genugſam gedünget hat. Den Reiß aber pflantzen ſie kurtz ehe und bevor das Waſſer anfängt zu ſteigen, und wie das Waſ-

ſer allmälig ſteiget, wächſt der Reiß auch allmälig mit demſelben fort, ſo daß die Aehren immer über das Waſſer hervor ragen. Wenn das Waſſer niederſinckt, hebt ſich ihre Erndte an; doch müſſen ſie auch unterweilen in Böten ausfahren das Korn abzuſchneiden, wenn das Waſſer ſich nicht balde genug ſetzen will. Sie ſäen auch Weitzen und Reiß in verſchiedenen Provintzen des Landes, die nicht überſchwemmet werden. Dieſer wird für ſchmackhaffter gehalten, und kan auch länger dauren, als der andre. Sie müſſen aber ſolche Felder continuirlich aus den Teichen oder Graben, ſo durch die Felder gezogen ſind, bewäſſern. Der König in Siam legte in alten Zeiten ſelbſt die Hand an den Pflug, und ſolches geſchahe jährlich an einem gewiſſen Tage, ſo wie die Nachbahren in Tonquin und China auch thaten. Jetzund aber wird dieſe Ceremonie jährlich durch einen Miniſter in des Königs Gemach verrichtet, und ihr Gott *Scommona Codom* zugleich mit einem groſſen Opfer verehrt, und angeruffen, daß er zu ihrer Arbeit Gedeyen geben möge.

Die Siammer üben ſich ſo wohl im Garten- als Acker-Bau, haben auch Hülſen-Früchte und Wurtzeln, die aber gröſtentheils von dem unſrigen ſehr unterſchieden ſeyn. Das Land trägt auch Knoblauch, (der aber in ſo heiſſem Lande viel von ſeiner Schärffe verliehrt) Erd-Aepfeln und Radieß, aber keine Zwiebeln, rothe, weiſſe und gelbe Rüben, Paſtinack, Kohl, Latuc und andere Salat-Kräuter. Ihre Kürbiſſe ſind nicht ſo ungeſund als die unſrigen, daher eſſen die Leute ſie roh, ohn einiges Ungemach davon zu haben. Nach der Uberſchwemmung bedecken ſie die Pflantzen und Kräuter wider die Hitze der Sonnen, ſo wie wir gegen die Kälte thun. Von den in Europa bekannten Baum-Früchten wachſen in Siam auch keine als Pommerantzen, Limonien, Citronen und Granat-Aepfel. Man kan das gantze Jahr hindurch friſche Pommerantzen bald von dieſer bald von jener Sorte haben: die meiſten andre Baum-Früchte aber haben ihre gewiſſe Zeit im Jahr, da ſie reiffen. Sie haben auch Indianiſche Feigen, Bonanos, Goijaves, Jaques, Durions, Mangoes, Mangoſtans, Tamarinden, Ananas und Cocos-Nüſſe. Pfeffer und Zucker-Candies zur Genüge. Und weil ein groß Theil ihrer Nahrung in Garten-Gewächſen beſtehet, legen ſie auch die Gärten in ſolcher Menge an, daß man ſelbige einige Meilen lang hinter einander an dem Fluß Meinam zwiſchen Bancock und Siam liegen ſiehet. Was die Bluhmen anlanget, ſo haben ſie Tuberoſen, Nelcken und etliche Roſen, die aber nicht ſo gut als die Europäiſchen riechen, Jeſminen, Amaranthen und Tricolets, ſonſt aber keine andere Sorten von Europäiſchen Bluhmen; hingegen viele die nur hier zu Lande wachſen, und wegen ihrer ſchönen Farben und angenehmen Geruchs lieblich genug ſeyn. Einige derſelben geben nur bey Nacht-

Zeit ihren Geruch von ſich, weil die groſſe Hitze bey Tage denſelben zerſtreuet. Sonſt bemercket *Loubere*, daß die Bluhmen und Früchte in Jndien überhaupt einen ſolchen ſtarcken Geruch haben, daß die wenigſten Ausländer einen Geſchmack daran finden, biß ſie ſich recht daran gewöhnt haben.

Die bergigte Gegenden in dieſem Lande liegen gröſtentheils unbebauet, und ſind mit Höltzungen bewachſen. Der *Bambos*-Baum oder das Rohr, welches ſie ſehr viel gebrauchen, wächſt auch am häuffigſten, und kömmt am beſten fort in den moraſtigen Gegenden, und an den Ufern der Ströhme und Seen, ſo wie bey uns das Rohr-Schilff und die Binſen, welchen dies Gewächs, wenn es noch jung iſt, nicht ungleich iſt. Es wächſt aber entſetzlich hoch, und wird ſo hart, daß man es zu allen Dingen gebrauchen kan. Wann es noch jung und zart iſt, ſchneiden ſie es in die Peckel, und gebrauchen es zur Speiſe. Es ſchieſſet hohl und Glieder-weiſe auf. Es hat aber viele Zweige und ſpitzige Dornen, welche man an unſerm Rohr nicht findet. Aus jeder Wurtzel ſchieſſen verſchiedene Stämme heraus: daher o nicht leicht ein Gehöltz dichter wächſet, und ſchwerer zu paſſiren iſt, als eben ein ſolcher Bambos-Buſch; das Holtz iſt hart und mühſam zu ſchneiden, als leicht zu ſpalten. Die Siammer ſollen es gebrauchen, Feuer mit zu ſchlagen, und es hat gleich wie ander Rohr ein ſüſſes Zuckerhafftigs Marck. Zum Schiff-Bau und zu Maſten haben ſie auch gut Holtz. Es fehlet ihnen auch zum Haus-Bau und andern Gebrauch nicht an Holtz, worunter eine Art iſt, welche ſich gar nicht will ſpalten laſſen, obs wohl ſonſt ſo weiß und leichte iſt, daß es vor Föhren-Holtz iſt gehalten worden, aber mit unrecht weil ſeines gleichen in Europa nicht zu finden. Marien- oder Mangi-Holtz iſt zur Bekleidung der Schiffs-Wände ſehr bequem. Die Siammer haben ferner einen ungemeinen Uberfluß an Cattun-Bäumen, und inſonderheit eine Art, welche Capoc- oder ſehr feine Cattun-Wolle träget, die aber ſo kurtz iſt, daß man ſie nicht ſpinnen, ſondern nur Matrazzen und Polſter damit zu ſtopffen gebrauchen kan. Sie ziehen auch ein Oel oder Safft aus etlichen von ihren Bäumen, mit welchen ſie Kalck als Cement zubereiten. Aus andern Bäumen ziehen ſie Lack und Gummi. Den Caneel-Baum findet man auch daſelbſt, es iſt ſolcher aber etwas kleiner als der Ceiloneſiſche. Sappan- und ander Färber-Holtz, wächſt auch häuffig daſelbſt. Sie haben auch einen Baum Tonhoe genannt, aus deſſen Rinde ſie Papier machen, ſo wie ſie auch mit dem Cattun thun. Das Aloes- oder Aquila-Holtz, (heiſſt auch wol Calamback- Agnola- Paradieß-Holtz oder Aſpalathum, und bey den Alten hieß es Agallochum) trifft man hier eben ſo wohl an, als in Cochin-China, es iſt aber ſo gut nicht. Von dieſem Holtze müſſen

müſſen wir ein für allemahl wenigſtens die vielerley Meynungen und Nachrichten von ſeiner Natur, Würckung und dem Ort, da es wächſt mit einrücken, ob ſie wol bey den Medicis ſo mannigfaltig und ungewiß ſind, daß man wegen Mangel ſolcher Zeugen, die es auf ſeinem Stamme mit Augen geſehen haben, faſt nicht weiß, was man dem Leſer davon als Wahrheit berichten ſoll. Einige meinen, das Aquila-Aloes- und Calamback-Holtz wären drey beſondre Sorten, die aber aus einem Baum geſchnitten würden, und zwar in der Ordnung, wie ſie oben hergerechnet ſtehen. Andre hingegen wollen behaupten Aloes-Aquila- und Calamback-Holtz wären nur drey unterſchiedliche Nahmen einer eintzigen Sorte von Holtz, welche die Alten Agallochum ſollen genennet haben, ſo aber heutiges Tages, alle drey oben erzehlte Nahmen, und in den Indianiſchen Sprachen inſonderheit den letztern führet. Einige geben der beſten Sorte von dieſem Holtz den Nahmen Calamback, die ſchlechtern aber benennen ſie mit den übrigen Nahmen. Andere wiederum geben der beſten Sorte obige drey Nahmen, das ſchlechtere aber nennen ſie Aſpalathum oder leicht Paradieß-Holtz, ſo wie ſie das erſtere auch ſchwer Paradieß-Holtz nennen. In alten Zeiten glaubte man, es wüchſe in Arabien. Anitzo ſagt man uns, es werde in den Wäldern in Siam, Cochin-China und China gefunden. Andre hingegen ſagen es komme das Paradieß-Holtz wenigſtens das ſchwere und beſte von Sumatra, Chiampa und Cochin-China, welcher Meinung *Bontius* beyſtimmet. *Dampier* erzehlet im Gegentheil, daß die Cochin-Chineſer das Aloes- oder Aquila Holtz aus der Bay von Siam in gantzen Schiff-Ladungen abholeten. Er wüſte zwar nicht, ob es daſelbſt wachſe, er habe aber gehört, daß es nur Treib-Holtz ſey, ſo von der See ans Land geworffen worden. *A. Bogaert* ſagt es in ſeiner Hiſtoriſchen Reiſe nach Siam, das *Banna*, eine kleine mit vielen Flecken umringte Stadt in Siam, die an den Grentzen vor dem Cambodiſchen Gebürge lieget, alles Aquila-Holtz liefere, ſo in Siam verhandelt wird. Der Baum, von welchen es genommen wird, ſoll, wie etliche berichten, einem Oel-Baum an Farbe und Geſtalt gleich ſeyn. Was Bontius davon ſchreibet, leſe man bey ihm nach, und ſehe ſelbſt zu, ob man daraus klug werden und Warheit darin finden könne. Und weil man auch ſaget, daß man wegen der Sümpffe, Moräſte und wilden Thiere nicht ſonder viel Mühe und Gefahr an die Oerter hinkommen könne, woſelbſt das Aloes-Holtz wächſet, wenigſtens kein eintziger erfahrner Kenner jemals daſelbſt geweſen, und es mit Augen geſehen hat, ſo bleibt man wol noch in der Ungewißheit. Die Indianer brauchen das Calamback-Holtz bey ihren Götzen-Opfern und den Todten, damit zu räuchern, wie auch bey groſſen Feſtins vornehmer Leute, um eine angenehme Lufft im Zimmer zu machen.

Vielleicht

Vielleicht iſt es den Liebhabern der Spicereyen nicht unangenehm, wenn wir auch von dem Gummi von Cambodia, als von welchem die Meynungen eben ſo unterſchieden ſind, dasjenige vor Augen legen, was davon gefunden wird; Ich zweiffle nicht, daß der Herr *Valentyn* unter dieſem Namen den getrockneten Safft verſtehe, welchen die Mahler ſowol, als die Medici gebrauchen, und unter dem Namen *Gutta Cambodia*, *Gutta* oder *Ghitta Gamba*, *Jemou*, *Jamou*, *Louam Cambodia*, und ſo weiter bekannt iſt. Es werden dreyerley Bäume angegeben, davon dieſes Gummi oder Hartz kommen ſoll: Im *Horto Malabarico*, wie auch bey dem *Acoſta*, findet man den erſten *Carcapuli* genannt: *Linſchot* hat den andern und *Bontius* den dritten beſchrieben; Dieſer ſaget: In den Javaniſchen Wäldern wächſt eine Art von Wolffs-Milch, welche ſich an die Bäume hencket, und bis über den Wipffel der allerhöchſten hinauf wächſt. Wenn man die zerquetſchet, flieſſet eine weiſſe Milch heraus, welche, wenn ſie trocknet, in eine ſolche Materie, als die *Gutta Gamba* iſt, verwandelt wird. Das Gewächs, aus welchem man in Cambodia die Gutta Gamba ziehet, und welches daſelbſt ſehr häuffig gefunden wird, ſoll dieſem ſehr ähnlich ſeyn, auſſer daß es nicht ſo hoch wächſt, und der Safft ein wenig gelber iſt. Die Siammer ſagen, die Gutta Gamba ſey der Safft von einem Baum, der weder Blätter noch Blüthe, und dennoch eine ſtachlichte Frucht trage, welches man andern Leuten vielleicht eher, ihnen aber darum nicht wol glauben kan, weil ſie wie alle Orientaliſche Völcker an Fabelhafften und abentheurlichen Erzehlungen ein groſſes Gefallen haben. Der Herr Kämpfer fand in Siam nicht ferne von der Stadt Judia, einen mercklichen Baum, der den Aepfel-Bäumen nicht unähnlich war, und ſchmale Blätter, aber ſehr weit ausgebreitete Aeſte hatte. An den äuſſerſten und dünneſten Enden der Zweige hingen Vogel-Neſter einer kleinen Art denckel-gelber Vögel, die den Canarien-Vögeln nicht unähnlich ſeyn. Dieſe wiſſen ihre Neſter von dürrem Graſe und dergleichen Materialien ſo künſtlich an die Zweige anzuflechten, daß ſie als eine Bouteille mit einem engen Hals daran behangen bleiben. Die Oeffnungen ſind immer gegen Weſten gekehrt, ſo daß der Süd-Wind keinen Regen hinein ſchlagen kan. Noch iſt an dieſem Baum zu bemercken, daß der Stamm und die dickſten Aeſte voll ſind von Beulen und Gewächſen unterſchiedlicher Geſtalt und Figur, welche von den Siammern als eine Artzeney in vielen Kranckheiten gebraucht werden. Von ihren Elephanten iſt an einem andern Ort geredet worden, auſſer dieſen haben ſie auch Naſe-Hörner, Leoparden, Tyger und Affen.

Herr Kämpfer erzehlet von den Siammiſchen Affen: Es ſoll derſelben eine groſſe Menge ſeyn von zweyerley Sorten, nehmlich kleine graue, und groſſe ſchwar-

ſchwartze. Bey Tage gehen ſie längſt dem Strande ſpatzieren, und klettern und hüpfen zum Spiel und Zeit-Vertreib auf die Bäume: des Abends aber ſetzen ſie ſich, wie die Krähen, haufenweiſe oben auf die Bäume, um einen ſichern Ruhe-Platz vor wilden Raub-Thieren zu haben. Die Weiblein halten ihre Jungen feſt vorne an der Bruſt, und laſſen ſie nicht loß, wenn ſie gleich geſchoſſen werden. Es hat auch ſeine richtige Urſachen, warum ſie ſich hier ſo häuffig aufhalten, denn ſie finden daſelbſt ihre überflüßige Nahrung auf den groſſen Bäumen, Tjaak genannt, welcher grün-gelbe Blätter trägt, und eine Frucht hat in der Gröſſe eines Apfels, der aber ein wenig flacher von Figur iſt, und ſehr übel ſchmeckt. Den Affen aber ein Lecker-Biſſen iſt.

Pferde, Schaffe und Ziegen ſind zwar auch hier, aber in ſehr geringer Anzahl, und eben ſo unangenehm zu eſſen als ihre Ochſen oder Büffel, als welche auch nur zum Acker-Bau gebraucht werden. Ihre Schweine ſind klein aber fett, und haben das geſundeſte Fleiſch, das man daſelbſt zu eſſen antrifft. Haaſen findet man, doch ſehr wenig, und Caninichen trifft man gar nicht bey ihnen an. Ein Stück Rind-Vieh gilt auf dem Lande nicht mehr als 10 Stüver, und in der Stadt ungefehr einen Thaler. Ein Schaaf gilt hingegen 4, und eine Ziege drey mahl ſo viel, ein Ferckel ſieben Stüver, ein Dutzent Hühner 20 Stüver, und ein Dutzent Endten, die hier gut und im Uberfluß ſind einen Reichsthaler. An Wildpret haben ſie auch keinen Mangel, ob gleich viel von den Raub-Thieren vernichtet wird. Die Siammer tödten die Hirſche allein um des Fells willen, welches ſie an den Holländern verkauffen, die damit nach Japan handeln. Sie haben zweyerley Art Hühner, eine iſt unſern Hühnern gantz gleich, die andre hat ſchwartze Federn, Fell und Kamm, das Fleiſch aber iſt weiß. Pfauen und Tauben gehen hier wild, ihre Reb-Hühner ſind grün, und ſelbige ſo wohl als die zahmen Hühner und Tauben niſteln in den Bäumen um zur Zeit der Uberſchwemmung ſicher zu ſeyn. Sie haben ſehr ſchöne Schneppen, und die Turtel-Tauben ſind mit allerhand ſchönen Federn gezieret. Peruquetten und andere kleine Vögel halten ſich auch in groſſer Menge daſelbſt auf. Wild Gevögel iſt auch in gröſten Uberfluß verhanden, die Siammer aber fangen und tödten ſie nicht. Die Mahometaner hingegen laſſen ſich etliche Falcken zur Vogel-Jagd aus Perſien bringen. Die Vögel in Siam ſind durchgehends, wie anderwerts in Orient, hübſch von Federn und ſehr ſchön anzuſehen, aber ihre Stimme iſt unangenehm zu hören. Man hat auch eine Sorte, welche anderer Vögel und der Menſchen Stimmen nachmachen. Eine jede Sorte hat auch ihr beſonderes Geſchrey, keine aber hat eine liebliche Stimme. Es giebt Sperber ſo zahm ſind, daß ſie in die Häuſer kommen, das Ungeziefer wegzufangen. Die Krähen und Geyer ſind eben ſo zahm, weil die Leute

ſie in ihren Häuſern zur Luſt, und aus Liebe aufziehen, und wo wir dem Herrn de la Loubere glauben ſollen, ihre Kinder, wenn ſie vor dem dritten Jahr ſterben, dieſen Vögeln zu freſſen geben. Denn es ſoll in dieſen Ländern nechſt der Verbrennung kein Begräbniß ehrlicher ſeyn, als wenn man von den Raub-Vögeln gefreſſen wird. Es wird alſo ſchwerlich jemand daſelbſt für einen Fluch halten, wenn man ihm dergleichen Begräbniß wünſchet.

Siam iſt von Ungeziefer entſetzlich geplagt. Eideren, Schlangen, Scorpionen, Tauſend-Beine, ſind hier in groſſer Menge, und die Ameiſen und Mücken machen ihnen ungemeine Quaal. Wiewol einige in der Regen-Zeit verderben. Die weiſſen Ameiſen freſſen ſich durch die Bänder der Bücher hindurch: deswegen pflegen die Römiſchen Mißionarii ſelbige mit einem Firniß zu beſtreichen um ſie vor den Ameiſen zu bewahren. Sie haben auch geflügelte Ameiſen, welche um der Uberſchwemmung zu entgehen, ihre Neſter auf den höchſten Wipfeln der Bäume machen, und ihren Vorrath daſelbſt zuſammen bringen. Aus den Neſtern dieſer Thiere macht man den Gummi-Lack, der aus Siam gebracht wird, und faſt wie Wachs ausſiehet. In ihren Gewäſſern krimmelt noch eine groſſe Menge von kleinerm Ungezieſer, welches uns unbekannt iſt. Sie haben eine Art von glänzenden Fliegen mit vier Flügeln, wie die Heuſchrecken, welche im dunckeln viel Licht von ſich giebt. Dieſe ſterben aber ſo bald, als nach verfloſſener Regen-Zeit der Nord-Wind zu wehen anfängt. Dieſe glänzende Fliegen haben zwey glänzende, und zwey rauhe Flügel, und mit letztern bedecken ſie die erſten, wenn ſie fliegen. Wann ſie bey Nacht auf einem Baum in groſſer Menge ſitzen, ſind ſie wie eine feurige Wolcke anzuſehen.

Dieſes Land wird für die göldene Halb-Inſel, Cherſoneſus aurea der Alten, ja wohl gar für Salomons Ophir gehalten, der Herr *de la Loubere* bemercket, daß es in Alten Zeiten ſehr reich an Gold-Minen müſſe geweſen ſeyn, und die groſſe göldene Götzen-Bilder, wie auch andre gegoſſene göldene Wercke, nebſt den alten verfallenen Berg-Wercken, die allhier täglich entdecket werden, bezeugen genugſam, daß man in vorigen Zeiten aus den Minen Gold gehoben habe. Denn ſonſt wäre es nicht müglich geweſen, ſo viel Gold zuſammen zu bringen, als auf ihren Götzen-Bildern und den vergöldeten Dächern, Mauren, Zierathen und Geräthen ihrer Tempeln hafftet. Dabey aber bemercket *Loubere* auch, daß der vorige Anno 1688 verſtorbene König nicht capable geweſen ſey, eine Gold- oder Silber-Ader, die etwas einträglich geweſen, zu entdecken, ob er gleich unterſchiedliche Europäer, und unter andern einen Spanier der lange Zeit in den Berg-Wercken von Mexico theil gehabt, dazu gebrauchet. Dieſer fand nach aller Arbeit und Mühe nichts weiter,

weiter, als etliche Kupffer-Minen, die mit ein wenig Gold und Silber vermiſcht und von ſchlechten Werth waren. Die Siammer machen auch durch Zuſatz von etwas Gold ein Metall, ſo ſie Tamback nennen. Der Herr *Vincent*, ein Europäiſcher Medicus, hat den Siammern vor nicht gar langer Zeit eine Mine von recht gutem Stahl, auf der Spitze eines ſehr hohen Gebürges gezeiget, welche ſchon vorhin war geöffnet geweſen. Derſelbe zeigte ihnen auch eine Mine von Cryſtall, eine von Antimonio, eine von Amaril nebſt einer Stein-Grube von weiſſem Marmor. Derſelbe Herr *Vincent* ſagte auch zu einigen, er habe eine, ſeiner Meynung nach, ſehr reiche Gold-Mine gefunden, aber dem Könige nicht entdeckt. Er vermeldet auch, daß unterſchiedliche Talapoins und andere ins geheim zu ihm gekommen, um die Scheide-Kunſt von ihm zu lernen, welche ihm Proben von ſehr reichhaltigem Ertzt mitgebracht. Aus den Zinn- und Bley-Gruben haben die Siammer ſchon lange Zeit überflüſſige Ausbeute gehoben. Dieſes Zinn, welches die Portugieſen Calin nennen, iſt nicht ſehr rein, dennoch machen ſie die Thee- und Canaſters-Doſen daraus, welche aus Oſt-Indien kommen. Sie verbeſſern es aber dadurch, daß ſie einen gewiſſen Stein, den ſie Calmis-Stein nennen, darunter ſchmeltzen. Dieſes harte Zinn nennen ſie Tutanack. Einige wollen, daß ſie Eiſen-Minen haben, und das Eiſen zu gieſſen wiſſen, andere aber leugnen es. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo ſind ſie elende Schmiede, und haben weder Näh- noch Knöpff-Nadeln, weder Nägel noch Schneide-Meſſer: ſondern ſie machen ihre Näh-Nadeln von Bambos, und brauchen an ſtatt der Nägel, Pflöcke, eſſen auch wie die Chineſer an ſtatt der Meſſer mit zweyen Stöcklein. Bey der Stadt Louvo iſt ein Berg von Magnet-Steinen, und auf der Inſul Jonſelam (an der Malackiſchen Weſt-Küſte ein anderer von gleicher Art. Letzterer aber verliehret ſeine Krafft in drey bis vier Monathen. Man findet auch einige Agathen, Sapphiere und Diamanten in ihren Gebürgen; weil aber die Königliche Bediente alle ſolche Sachen ihrem Herrn zum beſten wegnehmen, hat der gemeine Mann keine Luſt ſie aufzuſuchen.

Auſſer den Elephanten reiten ſie auf Ochſen und Büffeln, denn ſie brauchen weder Pferde noch Maul-Eſel oder Eſel zum reiten. Die Mohren haben einige Camele, welche aus andern Ländern gebracht werden. Die Weiblein unter den Elephanten brauchen ſie viel zu Laſt-Thieren. Die Männlein werden zum Kriege erzogen. Ein jeder hat die Freyheit Elephanten zu jagen, um ſie zu gebrauchen, aber nicht ſelbige zu tödten. Ihre Sänfften, in welchen ſie reiſen werden auf eine Baare geſetzt, und von vier oder acht Mann getragen, die ein oder zwey an jeder Stange der Baare gehen, andere lauffen beyher dieſelben abzulöſen. Dieſe

Sänfften haben unterweilen hinten und an beyden Seiten Lehnen, wie unſere Lehn-Stühle. Sie ſind insgemein oben offen, und die Siammer ſitzen mit creutzweis über einander geſchlagenen Beinen darauf. Der König erlaubet nur einigen vornehmen Leuten, daß ſie ſich in Sänfften dürffen tragen laſſen. Die Europäer haben Erlaubniß ſich auf Palankins oder Ruhe-Betten mit einem Himmel darüber tragen zu laſſen.

# Das ſechſte Capitel.

## Von ihrer Gelehrſamkeit, Sprache und den Characteren ihrer Schrifft.

Wenn ihre Kinder ſieben bis acht Jahr alt ſind, ſenden ſie ſelbige in ein Kloſter zu den Talapoins in die Schule, deren Tracht ſie auch annehmen müſſen; Können ſolche aber auch wieder ablegen, wenn es ihnen gefällt. Sie werden hieſelbſt von der Koſt, die ihre Freunde ihnen geben, unterhalten, und diejenigen, welche von anſehnlichem Geſchlechte ſeyn, haben einen oder zwey Sclaven zu ihrer Aufwartung. Sie werden daſelbſt im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, und *Hamilton* berichtet, daß man ſchwerlich einen Siammer finden ſoll, der nicht ſchreiben könne. Sie lernen auch einige Gründe der Sitten-Lehre, nebſt den Geheimniſſen ihrer Religion; werden aber weder in den Geſetzen und Geſchichten des Landes, noch in einigen Speculativiſchen Wiſſenſchafften unterrichtet.

Ihre Verſe beſtehen in einer gewiſſen Anzahl von Sylben und Reimen, ſind aber ſehr ſchwer in andere Sprachen accurat zu überſetzen. Ein Theil ihrer Lieder iſt Hiſtoriſch, einige handeln von den Regeln der Sitten-Lehre. Etliche ſcheinen ſehr unzüchtig und verliebt abgefaſt zu ſeyn, wenn man ſie in andere Sprachen überſetzet; wiewohl *Loubere* meynet, daß ſie in der Grund-Sprache nicht eben ſo arg lauten ſollen.

Die Rede-Kunſt wird bey ihnen nicht dociret, denn niemand hat ſie nöthig, weil ein jeder ſein eigner Advocat iſt, und ſeine Klage nebſt ſeinem Beweiß auf einer Tabelle fürſtellet, worauf die Obrigkeit ein Urtheil fället.

Ihre Complimenten und bey Solennitäten gebräuchliche Formuln, werden alle aufgeſchrieben, und auswendig gelernet, alſo daß ſie keine Gelegenheit haben die Rede-Kunſt zu lernen und zu gebrauchen.

Lange Reden ſind ihnen auch zuwider, und es wird für eine Verachtung angeſehen, jemanden mit langen Reden aufzuhalten. Daher der Frantzöſiſche Geſandte gar ein zweydeutig Lob vom König erhalten, als er einſt eine lange, obwohl nach den beſten Orientaliſchen Stylo abgefaſten Harangue für ihn gehalten, denn er hatte ſie als auf Kohlen ſtehend, angehört, und zu Ende geſagt, der Geſandte müſſe ſehr Wortreich ſeyn. Die Schmeicheley im Reden iſt ihnen hingegen wie angebohren, und ſie flattiren, als wenn ſie abſolut betriegen wolten. Und Fremde können ihnen auf dergleichen niederträchtige Art nicht wieder antworten, dürffen auch nicht, denn ſie werden gleich ſtoltz und inſolent; dagegen, wenn man ſie Herriſch, kühn und trotzig anredet und tractiret, bleiben ſie bey ihrer gelinden ſchmeichlenden Art. Daher der König ſeine Unterthanen ſelbſt mit ſeinen Affen vergleicht, ſagende: Sie zittern und beben ſo lang ich ſie in der Kette habe, aber ſo bald ich ſie loßlaſſe, fragen ſie nicht mehr nach mir.

Die Geſetze des Landes lernen ſie nicht eher, als wenn ſie zu einen Poſten befördert werden, und alsdann gibt man ihnen eine Abſchrifft von den Geſetzen und ein Verzeichniß von den Verrichtungen, die zu ihrem Ambt gehören.

Ihre Wiſſenſchafft in der Artzeney-Kunſt iſt ſehr ſchlecht. Der König hält Chineſiſche, Peguaniſche und Siammiſche Aertzte. Er hatte auch einmahl einen Frantzöſiſchen Miſſionarium zum Medico, an welchen die übrigen täglich von dem Zuſtande ſeiner Geſundheit Bericht abſtatten, und die Medicamenta, ſo er bereitet hatte, von ihm empfangen, und an den König überbringen muſten. Von der Chirurgie wiſſen ſie gar nichts, und müſſen Europäiſche Chirurgos gebrauchen, wenn ſie ſich nur die Ader wollen öffnen laſſen, welches bey ihnen vor gar kurtzer Zeit erſt bräuchlich worden. Sie öffnen unterweilen die Leiber der Todten, aber nur den leichtgläubigen Pöbel zu betriegen, denn ſie geben vor in den Magen groſſe Stücken Fleiſch von 8. bis 10 Pfund gefunden zu haben, welches nach ihren Vorgeben von Zauberey herrühren ſoll. Die Recepte von ihren Medicamenten verändern ſie gar ſelten, und bleiben immer bey denjenigen, die ſie von ihren Vorfahren empfangen haben, mit welchen ſie allerhand Schwachheiten curiren.

Ihre Kindbetterinnen halten ſie in dieſen heiſſen Ländern doch einen Monat lang beſtändig vor einem guten Feuer, um ſie zu reinigen, davon ſie wol des Todes ſeyn möchten, weil die Häuſer nur ein Lufft- und Rauch-Loch haben. Wann ſie aber wieder aufſtehen, dancken ſie dem Feuer, und bey den Gaſtmahlen, ſo ſie alsdann machen, op-

fern ſie demſelben, daß es ſie ſo wohl gereiniget. Sie müſſen auch im Kindbette lauter warme Speiſen eſſen, und warm trincken.

Wenn es ihnen zu ſchwer fällt eine Kranckheit zu heben, ſagen ſie gleich, ſelbige rühre von einer Bezauberung her. Sie ſollen dem Patienten wol weiß machen, daß ſie eine gantze Hirſchhaut im Leibe hätten, die ſie durch die Krafft ihrer Medicamenten austreiben wolten und müſten. Herr Salmon ſetzt hier darzu: So lange Narren in der Welt ſind, ſolche Dinge zu glauben, wird es auch nicht an Schwätzern fehlen ſie zu betriegen. Bey den meiſten Kranckheiten reiben ſie den Leib des Krancken mit den Händen. Man ſolte meinen, daß ein ſanfftes Streicheln und Reiben nicht viel zur Geſundheit beytragen könne, (einige Medici aber urtheilen gleichwol anders davon.) In Indien iſt es wenigſtens ſehr gebräuchlich, ſich die Haut fein ſanfft reiben und ſtreichlen zu laſſen; wenn die Leute auch gantz geſund, und wohl auf ſeyn, geben ſie doch ihren Sclaven etliche Stunden lang genug damit zu thun. Ihre Medici brauchen auch unterweilen abführende, aber keine das Brechen erweckende Medicamenten. Ihre meiſte Kranckheiten ſchwitzen ſie aus, man ſagt, daß ſie ſo gar im Fieber das Bad recommendiren ſollen. Es iſt auch mercklich, daß die Patienten in Indien nichts anders, als Konge, oder eine Krancken-Suppe von Waſſer und Reiß eſſen, biß ſie wieder geſund ſind. Dieſe Diät thut wohl mehr zur Geneſung als alle ihre Medicamenten. Die gewöhnliche Kranckheiten ſind vornehmlich folgende: die Rohte Ruhr, welche doch die Fremden öffter, als die Einheimiſchen anzufallen pfleget, die hitzige Fieber, denen die Siammer viel unterworffen ſeyn, und darinn das Gehirn ſtarck angegriffen wird. Flüſſe und trockener Huſten ſind nirgends ſo gemein als hier. Man hört aber hier, ſo wie in andern hieſigen Ländern, ſelten von der Schwindſucht, hectiſchen Fieber, Podagra, Steinbeſchwer, Gicht, Scorbut und Waſſerſucht. Die Kinder-Blatter graſſiren hier mannigmahl ſehr ſtarck, und ſind faſt ſo tödtlich als anderwerts die Peſt. Diejenigen, welche an dieſer Kranckheit ſterben, werden zu Verhütung des Anſteckens Anfangs begraben und in die Erde verſcharret; aber nach dreyen Jahren, graben ſie die Leiber wieder aus, um ſelbige zu verbrennen, und mit einem ehrlichen Leich-Begängniß zu beſtätigen. Sie ſind vielfältig mit Krebs-Schaden und lauffenden Wunden geplagt. Die Roſe wütet auch ſtarck unter ihnen, wie nicht weniger die Frantzoſen: Man weiß aber nicht ob die Kranckheit dar im Lande alt ſey, oder ob ſie erſt neulich von Frembden hineingebracht worden.

Ihre Aſtronomie iſt unvollkommen. Der Miſsionarius P. Richard berichtet doch, daß ſie die Mond-Finſterniſſen recht gut ausrechnen: in den Sonnen-Finſterniſſen aber noch ſehr unerfahren ſeyn. Denn als der Pater vorher ge-

ſagt

ſagt hatte, daß eine gewiſſe Sonnen-Finſterniß um ſieben Uhr des Morgens ohngefehr würde eintreten, und daß die völlige Zuſammenkunfft der Sonnen und des Mondes eine Stunde ſpäter geſchehen müſſe, frug der Stern-Seher Ihn, ob er ſich nicht verrechnet habe; denn er ſtehe in den Gedancken, daß die Sonnen-Finſterniß und der Neu-Mond allemahl recht juſt zu einer Zeit einfallen müſten. Sonſt theilen ſie die Sterne aufm Thier-Kreiß in dieſelben Geſtirne, und geben den Geſtirnen eben ſolche Figuren und Nahmen in ihrer Sprache als die Europäer. Doch iſt nicht ohne, daß ſie in Placirung dieſer Figuren nicht gar zu accurat in allen Kleinigkeiten ſeyn. Sie theilen auch den Himmel auf gleiche Weiſe in Graden ein, und rechnen auf dem Thier-Kreiſſe dreyßig Grad vor jedes in demſelben befindliche Himmels-Zeichen.

Was ſonſt von dieſer Völcker ſo gar groſſen Dummheit und Unwiſſenheit in Käntnis der Natur bey denen Scribenten geleſen wird, e. g. daß ſie dar bey Sonn- und Mond-Finſterniſſen einen Drachen, der ſolche Lichter freſſen will, verjagen wollen, mag nur vom gemeinen Volcke verſtanden werden, welches auch in Europa von dergleichen Dingen nicht viel weiß.

Wenn alſo die Geographie bey ihnen eben ſo ſchlecht beſchaffen iſt, als die Aſtronomie, und daß ſie glauben, die Erde ſey viereckt, und der Himmel ruhe auf deren vier Ecken als auf eine Grund-Feſte, ſo iſt das eben nicht zu verwundern, denn es iſt noch ſo lange nicht daß die Europäer ſelbſt auch nicht geglaubt haben, daß die Erde rund, oder doch rund um könne bewohnt und beſegelt werden. Wie unerfahren aber auch ihre Sternſeher in Känntniß der Natur ſind, ſo ſind ſie doch bey den Abergläubigen Siammern unentbehrlich, maſſen ohne ihren Raht faſt nicht das geringſte gethan wird. Ihre Ausſprüche werden als Göttliche angenommen bey klein und groß, vom Niedrigſten bis zum Höchſten. Der König ſelbſt hat ihrer ſtets eine Menge am Hoffe und um ſich, die Er in allen Dingen um Raht fraget, und Er wird nicht das geringſte thun, oder einen Fuß aus ſeinem Pallaſte ſetzen, wenn ſie ſagen, es ſey eine unglückliche Stunde. Beſtätiget aber die Erfahrung ihre Wahrſagungen nicht, ſo werden ſie als Leute, die in ihrer Kunſt geſchlegelt, und den König betrogen haben, angeſehen, und zuweilen wacker abgeprügelt, nicht als ob die Kunſt falſch ſey, oder daß ſie ſolche nicht verſtünden, ſondern daß ſie dem Könige nachläßig gedient, und aus Faulheit nicht recht geforſchet und genau zugeſehen.

Sie geben auch viel auf Vorbedeutungen und Ahndungen. Das Heulen der wilden Thiere und das Geſchrey der Affen ſind, nach ihrer Meynung, lauter Zeichen von zukünfftigen Dingen. Kriecht eine Schlange über

den Weg, oder fällt etwas unvermuhtet im Hauſe nieder, ohne daß man die Urſache weiß, woher ſolches gekommen, ſo erwecket es eben ſo einen groſſen Schrecken, als wenn abergläubiſchen Leuten in Europa ein Haaſe über den Weg läufft, oder ein Saltz-Faß umfällt. Wenn dergleichen etwas vorfället, gehen ſie nicht weiter von der Stelle, wie ſehr die Noht ſie auch dringet, und wie wichtig die Sache auch immer ſeyn mag. Sie haben aber noch eine curiöſere Art zu wahrſagen. Erſtlich verrichten ſie allerhand abergläubiſche Ceremonien, um die Götter gleichſam zu gewinnen, daß ſie ein richtig und gut Omen beſcheren ſollen, und gehen hernach in die nächſte Stadt oder Flecken, und geben auf die erſte Worte, die ſie von ungefehr auf der Straſſen hören, genaue Achtung, appliciren ſie auf den vorhabenden Fall, und ſehen ſie vor ſo unfehlbar an, als ob GOtt ſie geredet hätte. Der gröſte Theil aber ihres Aberglaubens beſtehet in der Austreibung der böſen Geiſter: Wenn ſie zum Exempel ein Medicament zurechte machen, beſtecken ſie den Rand des Gefäſſes mit kleinen Papieren, auf welchen allerhand Magiſche Wörter geſchrieben ſeyn, um dadurch zu verhindern, daß die Pætpaylaons und Faries, welche gewiſſe Arten von Geiſtern ſeyn ſollen, nicht mit der Krafft des Medicaments durchgehen. Sie bilden ſich auch ein, daß einer von ſolchen Geiſtern einem jeden Frauenzimmer die Jungfrauſchafft benehme, und hernachmahls den monatlichen Gang verurſache. Aus gleicher Furcht vor den Geiſtern kleben ſie auch, wenn ſie zur See gehen, ſolche mit Magiſchen Characteren beſchmierte Papierchen an den Maſt, Seegeln und Thau-Werck, um die Winde alſo durch Zauberey nach ihrem Willen zu lencken. Woraus man ſiehet, daß ſie ſich auf die Zauberey nur ſchlecht verſtehen; Sie ſind aber deſto abergläubiger, alles für Zauberey zu halten, was ſie nicht aufs erſte Anſehen begreiffen: denn das Wahre und Falſche zu prüfen, und zu unterſcheiden, werden ſie nicht angewieſen, ſind auch zu commode darzu, und über das gantz und gar nicht geneigt zu widerſprechen, oder über etwas zu diſputiren.

Sie haben auch viel mit Liebes-Träncken zu thun, welche bey denjenigen, denen ſie ſolche beybringen, eine ſehr böſe Wirckung thun, obgleich keine Zauberey dabey gebraucht wird. Faſt gleiche Bewandniß hat es mit einem ſolchen Beſchwerungs- oder Zauber-Trancke, den ihre Talapoins denen, ſo einen Eyd ſchweren, oder welchen ein Amt anvertrauet wird, mit vielen harten Beſchwerungen und Flüchen eingeben, welche treffen ſollen, wo ſie nicht die Wahrheit reden, oder dem Könige ungetreu ſeyn werden.

Wenn ſie auf Liebes-Avanturen ausgehen, nehmen ſie Bang und Opium ein, ob ſie gleich ſonſt die feigſten Memmen ſeyn, ſchenen ſie doch alsdenn

keine

keine Gefahr: Wenn aber die Würckung des Opii vorüber iſt, werden ſie gantz matt und krafftlos, und vielleicht weit verzagter, als ſie vorhin geweſen. Wenn ſie in Krieg gehen, brauchen ſie auch nicht leicht Opium, wie andere Morgenländer gerne thun, ſondern halten den der in der Dumheit oder Raſerey des Opii das Leben verlieret für einen Selbſt-Mörder.

In der Muſic verſtehen ſie eben ſo wenig, als in andern Wiſſenſchafften. Sie ſpielen und ſingen nicht nach Noten, und wiſſen gar nicht, was ein Concert vor ein Ding iſt. Ihre meiſte Inſtrumenten klingen auch ſehr rauch, heiſer, und ſind unangenehm zu hören. Sie brauchen inſonderheit etliche kleine übellautende Trommeln, und blaſen eine Trompete dabey, die noch weit ärger klingt. Sonſt haben ſie helllautende Hautbois, eine kleine ſchlecht-klingende Violin mit dreyen Saiten, kupfferne Becken, und allerhand Art von Trommeln. Dieſe Inſtrumenten werden alle mit eins gerühret, wenn der König ausgehet, oder öffentliche Solennitäten vorfallen, doch ſoll das Geraſe auf dem Strohm nicht uneben anzuhören ſeyn, ſonderlich von ferne: Und vielleicht je weiter davon je beſſer.

In Siam werden zwey Sprachen geredet; in der gemeinen oder Siammiſchen Land-Sprache haben ſie 37 Buchſtaben, und in der Baliſchen oder Hoff-Sprache 33, welche alle mitlautende Buchſtaben oder Conſonantes ſeyn. Denn zu den Vocalibus und Diphthongis, deren in beyden Sprachen eine groſſe Anzahl iſt, haben ſie beſondere Characteren, deren etliche vor, andere hinter, etliche oben, andre unter die Conſonantes geſetzt werden: Aber alle dieſe auf ſo verſchiedene Art geſetzte und geſtellte Diphthongi und Vocales, werden alle nach den Conſonantibus ausgeſprochen. Wenn eine Sylbe mit einem Vocali anfängt, ſetzen ſie doch einen ſtummen Buchſtaben davor, welche den Platz eines rechten Conſonantis bekleidet, aber nicht ausgeſprochen wird. Die Siammiſche Ausſprache iſt ſchwer; denn es kömmt wie bey den Chineſern, ſehr viel auf den Klang und Thon der Wörter an, dahero läſt ihre Rede auch als wenn es ein Geſang wäre. Sie beſtehet meiſtentheils aus einſylbigen Wörtern, und hat keine Conjugationes oder Declinationes. Die Baliſche iſt unter ihnen eine todte Sprache, welche von der Jugend bey den Talapoins in den Klöſtern gelernet wird. Die frembde Wörter in ihrer Religion, Gottesdienſt und Geſetzen, die Nahmen der Aembter, und die zierlichſten Redens-Arten in der gemeinen Siammiſchen Sprache ſind aus der Baliſchen entlehnet, und ihre beſten Lieder ſind auch in dieſer Sprache verfertiget. Sie ſchreiben von der Lincken zur Rechten wie wir. Sie haben nur wenig Bücher, weil ſie von der Buchdruckerey nichts wiſſen.

Ihre Hiſtorie geht nicht gar weit in die alten Zeiten zurück, und was ſie noch von der Hiſtorie wiſſen, iſt ſo mit Fabeln verdunckelt, daß man das wenigſte vor gewiß annehmen kan.

Die Chronologie der Siammer iſt zweyerley: Die erſte oder älteſte Epocha fängt von Anno 544 vor Chriſti Gebuhrt an, und von dieſer haben ſie die Tradition, daß ihr Abgott Sommona Codom damahls ſey gen Himmel erhaben worden. Die jüngere Epocha fängt mit 638 nach Chriſti Gebuhrt an. Warum aber diß Jahr ihnen ſo merckwürdig worden, daß ſie mit ſelben eine neue Zeit-Rechnung angehoben, findet man unter ihnen nicht angezeichnet. Inzwiſchen muß es ihnen doch lauter Confuſion machen, wenn ein König dieſe, und der andere jene Epocha erwehlet und braucht, wie die beyden letzten Regenten gethan. Nach Maßgebung dieſer Anmerckungen von ihren Epochis haben die Aſtronomi bey ihnen gewiſſe Zahlen feſtgeſetzt, mit deren Beyhülffe ſie ordentliche Tabellen verfertigen, um die Stellung der Planeten auf das künfftige Jahr voraus zu finden, und alſo ihren Calender zu verfertigen.

Sie theilen das Jahr in drey Jahr-Zeiten, nemlich in den Winter oder kalte Monathen, welche mit unſern Winter- und Jenner-Monath übereinkommen; den kleinen Sommer, oder den Anfang der Hitze, der ihren Frühling ausmacht, und mit dem Februario, Martio und April übereinkommet, und letztlich den groſſen Sommer oder die Zeit der groſſen Hitze, welche aus den ſieben übrigen Monathen beſteht, zu welcher Zeit die Blätter daſelbſt für Hitze von den Bäumen abfallen, ſo wie bey uns in der Kälte. Solches iſt aber wol nur von etlichen Bäumen, oder wol gar ſo zu verſtehen, daß ſie von jungen Blättern abgeſchoben werden, denn die meiſten Bäume daſelbſt bleiben immer grün. Sie nennen ihre Jahre nicht, wie wir bey einer gewiſſen Zahl, ſondern nach ihren eignen Cyclo oder Zeit-Kreiß von ſechtzig Jahren. Einem jeden ſolchen Zeit-Kreiß geben ſie einen beſondern Nahmen, alſo daß dieſe 60 Jahre wieder in 5 Theile jedes zu 12 Jahren, deren jedes ſeinen eignen Nahmen hat, abgetheilet wird. Sie haben ein doppeltes Neu-Jahr wie die Juden, das erſte nach dem Calender des Hoffes und der Gelehrten. Solches beginnet im Frühlinge mit dem erſten Neu-Mond, der kurtz vor oder nach dem Æquinoctio einfällt. Das andere Neu-Jahr iſt für den gemeinen Mann, und fällt neun Monath nach dem erſten ein, folglich im November oder December nach unſern Calender. Ihre Monathen ſind wechſels-weiſe 29 und 30 Tage lang, der Schalt-Monath aber hat nur 30 Tage. Sie geben ihnen keine beſondre Nahmen, ſondern zehlen ſie nach der Ordnung, der erſte, der andere, der dritte. Ihre Jahre haben zwar ordentlich nur 12 Monathe, ſie fügen aber um den Lauff des Sonnen-Jahrs mit den

Mon-

Monden gleich zu machen, um das dritte Jahr den 13ten Monath hinzu, nachdem der Neu-Mond kurtz vor oder nach dem Æquinoctio im Frühling eintritt. Sie haben kein Wort in ihrer Sprache das eine Woche bedeutet, ſie nennen aber die ſieben Tage der Wochen nach den ſieben Planeten, wie die Europäer. Der Herr Kämpfer aber berichtet, daß ſie auch eine doppelte Benennung der Tage haben, vielleicht nach der Hoff- und gemeinen Sprache. Sie theilen den Tag in 12 Stunden, und zehlen ſolche vom Aufgange der Sonnen an. Die Nacht theilen ſie in drey Nacht-Wachen, und jede Nacht-Wache wiederum in drey Stunden.

Sie haben aber keine Schlag- oder Sonnen-Uhren die Zeiten abzutheilen, ſondern weil der Tag bey ihnen Sommer und Winter faſt gleich lang iſt, ſo können ſie die Zeiten des Tages leicht unterſcheiden, über dis haben ſie ein kupffern Becken, unten im Boden mit ein klein Löchlein, ſo ihnen ſonderlich des Nachts ſtatt einer Uhr dienet, den ſolches ſetzen ſie auf ein Gefäß mit Waſſer, welches denn unter hinein ſincket, und wenns voll iſt, ſincket, da denn einer von der Wacht, oder wer dazu beſtellt iſt, die Zeit ausruffet oder doch bemercket, und das Becken ausleeret und wieder auffſetzet.

Die Gelehrſamkeit bringt hier keine Ehre, Rang oder Amt. Und kein Menſch hat in Siam was voraus für den andern, wie gelahrt er auch wäre; ohne wenn und ſo lange er ein Amt hat. Man ſiehet daher offt den Sohn oder Sohns-Sohn des gröſten Miniſters in den Bergwercken arbeiten. Der König läſt ſich zwar bißweilen die Luſt ankommen ſeine Höfflinge zu tentiren, ob ſie in ihrer Wiſſenſchafft und der Baliſchen Sprache geübt ſind, aber es folgt eben kein præmium für Wohlgeübte, wohl aber Straffe und Stockſchläge für ſchlecht beſtehende; ja ſie werden eher aus ſchlechten Uhrſachen abgeſetzt, als befördert, ſonderlich wenn ſie bey Hofe was zu thun haben, da ſie leicht was verſehen dürffen; ſo werden ſie zwar offt mit einer guten Baſtonade pardoniret, und ſind hernach ſo gut, ja offt angenehmer, als vorhin. Daher ſie ſolche Züchtigung wol vor eine Ehre halten, und damit als eines väterlichen Andencken ihres Königes groß thun, und ſich ſolche, wenn ſie mit guter Manier können, mit Fleiß zuziehen, weil es offt eine Stuffe zu höhern Ehre iſt. Aber offt folgt auch eine völlige Ungnade, Verſtoſſung vom Ampt, und wol gar der Todt darauf. Der König viergiebt zwar wie andere groſſe Herren, Hohe Titul ohne Ampt und Beſoldung, ſie werden aber eben nicht durch Gelehrſamkeit erworben, ſondern rühret hauptſächlich von ihren pralhafften Naturell her. Daher einer der über 500 Mann zu befehlen hat, leicht ein Commandeur von 10000 Mann heiſſet, ſo doch nur ſo viel als einen vornehmen Mann bedeutet.

Uberhaupt wenn ſie etwas rühmen und erheben wollen, thun ſie es mit uneigentlichen Worten, welche allezeit gröſſere und höhere Dinge bedeuten, als

wovon die Rede iſt; und ehe die Europäer ſolches bemercket, haben ſie viel Unwahrheiten in ihre Erzehlungen, und in die Hiſtorie dieſer Völcker gebracht.

# Das ſiebende Capitel.

## Von dem Hoffe, Reichs-Folge, Staats-Wechſel, Königlicher Macht, Einkünfften, Hoff- und andern Bedienten.

DIeſes Königreich hat manchen Staats-Wechſel ausgeſtanden, aber aus Mangel mehrerer Nachrichten, da die Einwohner des Landes ſelbſt nichts aufgezeichnet haben, können wir nicht weiter zurück gehen, als ohngefehr 1547, denn um die Zeit ſoll der König, ſo damahls regierte, von der Königin ſeiner eigenen Gemahlinn mit Gifft ſeyn hingerichtet worden. Die Urſache ſoll geweſen ſeyn, daß da ihr Gemahl in einen Krieg verwickelt, und ſelbſt zu Felde geweſen, ſie indeſſen Ehebruch getrieben, und davon ſchwanger worden, da ſie nun fürchten müſſen, daß es offenbar, und ſie hart geſtrafft werden möchte, habe ſie ſolchem vorzukommen, das prævenire geſpielet. Hernach ſoll ſie ſo gar ihren eigenen Sohn umgebracht haben, entweder, daß ſie ſich von demſelben einer Beſtraffung und Rache wegen ſeines Vaters beſorget, oder daß ſie nur nach der Regierung geſtanden. Wie ſie denn auch Anno 1548 auch wircklich Mittel gefunden ihrem Galan die Krone aufzuſetzen. Dieſe Verrätherey blieb nicht lange ungerochen, denn dieſes ſaubere Paar ward im Januario 1549 in einem Tempel wieder ermordet, und ein anderer Fürſt, der ein Oheim und Bruder, von den beyden nächſt vorgehenden Königen war, ward aus dem Kloſter wieder hervorgezogen, und auf den Thron geſetzet.

Im vorigen Seculo entſtund wieder eine Rebellion, der vornehmſte Meutmacher war nicht einmahl vom Königlichen Geblüte; Er belagerte aber ſeinen unglückſeeligen Souverain, und trieb ihn alſo in die enge, daß er in einen Tempel fliehen muſte, ſein Leben zu retten. Von dannen ſchleppete er ihn wieder heraus, und zwang ihn, ſich ſelbſt des Reichs und der Krone verluſtig zu erklären; nicht um einiger Miſſethat willen, ſondern weil er ſeinen Pallaſt und ſein Reich verlauffen hatte, da doch der Rebelle mit Heers Macht vor dem Throne fertig geſtanden, die Stadt zu erobern, und ob er gleich alſo reſignirt hatte, tödtete er ihn hernach doch noch. Dieſer Tyrann regierte etwa 30 Jahr. Nach ſeinem Tode bemächtigte ſich ſein Bruder der Regierung. Denn der Sohn welcher ſeinem Vater wol hätte folgen ſollen, war damahls

mahls noch nicht im Stande, mit ſeinem Vetter um die Crone zu fech-ten. Deswegen reterirte er ſich in ein Kloſter, und nahm das Kleid eines Talapoins an, an welchen ſich niemand vergreiffen darff; bis daß er ſich mächtig genug befand, ſeinen Vettern mit Hülffe der Portugieſen vom Throne zu werffen, welches auch ohne groſſes Blut-Vergieſſen geſchahe, indem der Uſurpateur von einem Portugieſen mit einer Muſqueten-Kugel erſchoſſen ward, als er ſich eben aus ſeinem Pallaſt auf einen Elephanten begab, und ſich reteriren wolte.

Anno 1688. da der Herr *de Loubere* daſelbſt war; und das folgende Jahr 1689. ging die bekandte groſſe Veränderung vor, da des damaligen Königs Schweſter Sohn *Petraatia*, deſſen Töchter und Schweſtern auch des Königs Gemahlinnen waren, dem ungeachtet den König vom Throne ſtieß. Dieſe Gewalthat ward folgender geſtalt veranlaſſet: Ein gewiſſer Conſtantin Faulcon, ein Grieche, von anſehnlicher, andre meinen, von ſchlechter Abkunfft, hatte ſich durch ſeine Natürliche Gemühts- und Leibes-Gaben, nachdem er unterſchiedliche Jahre unter allerhand Nationen, und insbeſondere unter den Engelländern herumgeſchwermet, von den geringſten Schiffs-Bedienungen ſo hoch empor geſchwungen, daß ihm die wichtigſten Affairen des Hoffes zu Siam anvertrauet worden, und ein jeder es mit ihm halten muſte, der etwas bey Hoffe ausrichten wolte. Diß ſein Anſehen nun zu befeſtigen, oder, wie andre meinen, üm nach Abſterben ſeines zuletzt Waſſer-ſüchtigen Fürſten, ſich gar auf dem Thron zu ſetzen, hatte er den König, unter dem Vorwand, ſein Reich durch gute Ubung der Leute in den Waffen ſtärcker zu machen, ſchon vor etlichen Jahren dahin gebracht, daß er eine eigne Geſandſchafft an den König von Franckreich ſandte, und ihn um etliche Kriegs-Leute, Mathematicos und Künſtler bitten ließ, welche ſeine Unterthanen in den Wiſſenſchafften üben ſollten, und dieſer groſſe König hatte ihm ſolche auch gerne geſandt. Als dieſe aber in Siam ankamen, ſpielte Faulcon es dahin, daß Bancok, der Schlüſſel des Landes auf Europäiſche Weiſe befeſtiget, und die Frantzoſen zur Guarniſon hineingelegt wurden; Als die Sachen alſo ſtunden, und die zunehmende Waſſerſucht des Königs ihm mit einem baldigen Tode drohete, nahm Faulcon ſich vor, zum Schein oder im Ernſt, den *Monpi Tonſa*, einen Menſchen, den der König an Sohns ſtatt angenommen hatte, auf den Thron zu ſetzen, und den *Petraatia*, der damals Oberſter-Befehlshaber der Armee war, und ſeine Söhne nebſt des Königs Brüdern, als vermuthlichen Kron-Erben, aus dem Wege zu räumen. Der Frantzöſiſche General *des Furges*, war deswegen auf expreſſen Befehl des Königs, welchen ſie unter einem andern Vorwand ausgebracht hatten, ſchon im Anzug nach Louvo, woſelbſt

der König damahls reſidirte, begriffen, und der rechte Vater des Monpi Tonſa hatte ſchon einige tauſend Mann in ſeine Dienſte genommen, als plötzlich der Anſchlag entdecket, Monpi Tonſa und einige von ſeinen Anhängern, wider Willen des Königs gen Hofe entbothen, ſämtlich in Ketten gelegt, und der erſte zwey Tage hernach enthauptet, ſein Kopff aber mit dieſen Worten dem Faulcon vor die Füſſe geworffen wurde, ſehet, da habt ihr euren König. Sein Vater muſte eben deſſelben Todes ſterben, und endlich Faulcon auch, nachdem ſie ihn zehn Tage lang entſetzlich gehöhnet, und mit Hunger geqvälet hatten. Sein Cörper ward hernach nur obenhin in die Erde verſcharret, aber von den Hunden wieder ausgegraben, und endlich zerriſſen. Der Frantzöſiſche General und ſeine Leute defendirten und reterirten ſich nicht ohne mit untergelauffene Gewaltthätigkeiten, muſten aber auch ſehr viel darüber leiden, und kamen endlich mit einen leidlichen Accord wieder zum Lande hinaus, weil nun Petraatia alle Gewalt im Reiche in Händen hatte, und des Königs Schwachheit täglich zunahm, machte er ſich unter dem Vorwand, daß des Königs Bruder mit Faulcon unter der Decke geſpielet, auch über dieſelben her, und ließ ſie, nachdem er ſich ihrer Perſonen bemeiſtert, mit Stöcken von Sandel-Holtz in einem benachbarten Tempel zu Tode prügeln. Dieſe Todes-Art ward aus Religiöſen Schein erwehlet, nehmlich damit kein Geblüt vom Königlichen Stamm möchte vergoſſen werden: Wobey merckwürdig iſt, daß dieſer König etliche ſeiner Verwandten auf gleiche Art hatte hingerichtet. Unter allen dieſen Händeln ſtarb der König von Hertzeleid, und Petraatia ließ ſich es recht wohl gefallen, daß er nunmehro den Thron beſteigen konte, nachdem alle rechtmäßige Kron-Erben beyſeit geräumet waren. Dieſer alſo trat anno 1689 das Reich an, und ließ ſich einen König von Siam, Tanaſſerim, Succketa und Porſelaek, wie auch einen Beſchirmer von Cambodia, Johor, Pattany und Kweda tituliren. Dieſer ſtarb anno 1703, und hatte ſeinen älteſten Printzen zum Nachfolger. Gegen dieſem ſoll ſeit dem, der Gouverneur von Ligor aufgeſtanden ſeyn, und ſich zum Könige aufgeworffen haben, wie es aber damit zugegangen oder abgeloffen, iſt noch in Europa nicht recht bekandt.

Die Familie der Könige von Siam, welche neulich zur Regierung gekommen, wütet, wie aus obigen erhellet, eben ſo ſehr gegen ihre eigene Glieder, als gegen Frembde. Sie laſſen ihre eigne Freunde Hunger ſterben, oder bringen ſie um, doch ſonder Blut-Vergieſſen, weil ſie vorgeben, ſich ein Gewiſſen zu machen, eines Menſchen, zumahl vom Königlichen Hauſe, Blut zu vergieſſen. Unterweilen aber ſind ſie doch ſo gnädig, daß ſie ihnen nur die Augen ausbrennen, oder ſie zu Krüppeln machen, um zu verhindern, daß ſie ſich einige Gedancken, den Thron zu beſteigen, in den Sinn kommen laſſen. Man hat überhaupt bemercket, daß

daß die Aſiatiſchen Potentaten nur dadurch ihre Macht zu befeſtigen trachten, daß ſie den Unterthanen eine Furcht und Schrecken ſeyn; niemahls aber ſuchen, ihre Gunſt zu gewinnen. Deswegen ſie auch in einem beſtändigen Mißtrauen leben, wieder alle, die um ſie ſeyn; Wenn einer auch nur von ohngefehr, eine Canone abfeuret, und es dem Könige zu Ohren kommet, macht er ſchon ein Capital-Verbrechen daraus. Der König war vormahls gewohnet, ſich vier oder fünffmahl im Jahr in ſeiner Pracht ſehen zu laſſen. Er pflegte auch alle Jahr mit groſſen Solennitäten zu pflügen, und das Erdreich zuerſt zu brechen, und ebenfalls nach verſtrichener Regen-Zeit mit öffentlicher Solennität, dem Strohm zu befehlen, daß er wieder in ſein Ufer kehren ſolle. Itzunder aber wird ſolches alles, durch einen dazu verordneten Deputirten, verrichtet. Denn der König läſt ſich voritzo nur zweymal im Jahr, mit ſeiner Hoff-Staat öffentlich ſehen, nemlich, wenn er ſeine Allmoſen unter die Talapoins austheilet. Wenn er ausgehet, reitet er entweder auf einem Elephanten, oder er wird auf einer Sänffte getragen; zu Pferde aber ſitzt er gar ſelten, ob er deren gleich 2000 Stück auf ſeinem Stalle hält. Man nimmt ſich wohl in acht, daß der König ja von niemand zu Fuſſe gehend erblicket werde, deswegen tritt Er entweder aus einem Ercker ſeines Gemachs, oder ſonſt von einer bequemen Höhe, unmittelbar auf den Elephanten, und wird nicht von andern hinauf gehoben.

Es dürffen die groſſen Miniſters, auſſer bey Hochzeiten und Leich-Begängniſſen, einander nicht anſprechen. Und alsdenn ſind ſie doch auch noch verbunden gantz laut, und allezeit in Gegenwart anderer Leute mit einander zu reden, um allen Conſpirationen gegen die Regierung vorzukommen. Ein jeder iſt auch verbunden, bey Lebens-Straffe es anzuzeigen, wenn er vernimmt, daß gegen die Regierung etwas angeſponnen werde. Es giebt auch viele Spionen daſelbſt, welche dem Könige alles hinterbringen, was in Geſellſchafften vorfällt. Im Gegentheil iſt es auch ſehr gefährlich, unangenehme neue Zeitung zu bringen, oder dem Könige zu verſtehen zu geben, daß es in ſeinem Regiment elend und ſchläffrig daher gehet. Es darff auch keiner von ſeinen Bedienten ſagen, daß die Ausführung ſeiner Befehle unmöglich ſey, ſondern ſie thun ſo viel als ſie können, und ſuchen was mißlungen iſt, zu entſchüldigen. Wenn ſie dem König nohtwendig eine böſe Zeitung bringen müſſen, thun ſie ſolches allmälig, und mit ſo glimpflichen Worten, als nur immer möglich iſt: Denn es fehlet ſehr ſelten, daß er nicht den, ſo ihn damit, wie es heiſt, beleidigt, zuweilen ſtrenge genug ſtraffen ſolte. Wenn der Beweiß auch zweiffelhafft iſt, läſt er unterweilen beydes den Kläger und Verklagten vor die Tyger

werffen,

werffen, und treibt mit ihren todten Cörpern, wenns in ſeiner Gegenwart geſchicht das Geſpött. Der gemeine Mann iſt unter dieſer Regierung in vielen Stücken glücklicher, als die Obrigkeitliche Perſonen. Je weniger jemand bey dem Könige bekandt, und je weiter er vom Hoffe entfernet iſt, je ruhiger kan er leben; Die Herrſchſucht iſt hier ſehr gefährlich, und die Sclaverey geht, wie an den meiſten Höfen im Schwange: nicht nur weil die Regenten eigenſinnig und veränderlich ſind, ſondern auch weil ſie alle Leute anreitzen Spionen und Verräther abzugeben. Die Miniſters brauchen auch viele Kunſt-Stücke, um zu verhindern, daß dem Könige etwas zu Ohren komme. Man hat aber dennoch Exempel, daß ihrer viele aus unbekannten Urſachen, vermuthlich durch heimlich Angeben, in Ungnade verfallen ſeyn.

Die Orientaliſche Printzen lauffen immerfort Gefahr, dethroniſiret zu werden, weil ſie ſich auf keine von ihren Unterthanen verlaſſen können, denn weil das Volck ſtets unſicher iſt, das Seine in Ruhe zu beſitzen, ſo bekümmert ſichs auch wenig um die Sicherheit des Königs. Sie wiſſen wohl, daß ſie bey jeder Regierung doch nur Laſt-Thiere ſeyn, deswegen unterwerffen ſie ſich auch einem jeden leichtlich, der ſich nur der Königlichen Gewalt bemächtiget. Diejenigen, welche der König von Pegu im letzten Kriege von Siam abgeſchnitten, leben in guter Zufriedenheit, und verlangen nicht wieder unter Siam, nur darum, weil ſie ihrem vorigen Souverain zu nahe lagen, und dagegen dem itzigen entfernet ſind, unter welchen es ſonſt eben als in Siam zugehet. Ob ſie auch gleich ihre Könige als Kinder des Himmels anſehen, und ſich einbilden, daß ſie eine Seele haben, die ſo weit über die gemeine Seelen erhoben iſt, als ihr äuſſerlicher Zuſtand über den gemeinen Pöbel: ſo haben ſie doch von einem jeden Unterthanen, der die Krone mit Gewalt an ſich bringt, eben ſolche Gedancken, ſo bald er nur den alten König heruntergeworffen, und ſich auf dem Throne feſt geſetzt hat, und zweiffeln im geringſten nicht, daß der Himmel den Uſurpateur an ſtatt ihres vorigen rechtmäßigen Regenten zum König erkohren habe. Der König von Siam nimmt ſich auch die Gewalt einen ſeiner Söhne, von Gemahlinnen oder Kebs-Weibern erzielet, oder auch einen ſeiner nächſten Bluts-Freunden zu ſeinem Nachfolger zu erklären, eben ſo wie der Kayſer in China, Rußland und andere thun: Nach ſeinem Tode aber wird ſolches nicht allemahl gehalten.

Die Einkünffte des Königs werden theils von den Ländereyen, theils von den Gütern der Unterthanen gehoben. Von jeden 40 Klafftern Land ins Gevierte, hat er jährlich den vierten Theil von einem Ticol oder 9 procent. von allen Ländereyen, die er den Unterthanen zu bebauen austhut. Er hebt nicht allein einen Zoll von allen aus- und eingehenden Gütern, ſondern

dern auch von jeden Fahrzeug oder Schiff ſelbſt eine gewiſſe Summe, nachdem es groß iſt; Er legt auch einen Zoll auf den Arack oder Reiß-Brandtwein, und eine jährliche Schatzung auf alle fruchtbare Bäume, als Durions, Pommerantzen, Mangos, Cocos- und Betel-Arack-Nuß-Bäume. Er hat auch viele eigene oder Kron-Güter faſt in allen Provintzen, die ſeine eigene Unterthanen, oder eigne Sclaven bebauen, und den Hoff mit Victualien überflüßig verſehen. Man kan auch ſicher rechnen, daß die Geſchencke ſeiner Unterthanen eine andre Helffte ſeiner Einkünffte ausmachen, nebſt denjenigen was durch den Todt ſeiner Bedienten an ihn verfällt. Die Brüch- und Straff-Gelder gehören auch zu ſeinem ungewiſſen jedoch nicht geringen Einkünfften. Die ſechs-monathliche Hof-Dienſte der Unterthanen tragen auch nicht ein geringes ein, weil er ſich ſolche offt abkauffen läſt, und die Reichen ſelten in eigener Perſon ihre Dienſte verrichten. Daß er endlich die gantze Handlung des Reichs an ſich gezogen hat, dadurch iſt ſein Schatz nicht wenig vermehret worden. Bey dem allen betragen doch alle Einkünffte, welche der König in Siam in baarem Gelde empfängt nicht über 600000 Gulden. Welches aber viel iſt, in Betrachtung, er nichts davon wieder auszugeben nöhtig hat, denn was er auf Geſandtſchafften, Gebäude und ſo verwendet, hebt er noch beſonders, und was er über dem in Waaren, und aus den Früchten ſeiner Kron-Güter zum Unterhalt ſeiner Hof-Staat, vieler Sclaven und groſſen Anzahl Elephanten hebt, iſt überaus viel. Und daß alle ſeine Civil- und Militair-Bediente, und ſo gar die gemeine Soldaten, wie auch die Helffte ſeiner Unterthanen, die Zeit ihrer ſechs-Monathlichen Hoff-Dienſte über, ſich ſelbſt verſorgen, erſparet ihm auch ungläublich viel Unkoſten, welche andre Printzen thun müſſen.

Die vornehmſte Bedienten ſo am Hofe dienen, ſind erſtlich der Tchcrij, iſt ſo viel als Præſident im Rath, der auch den Land-Vögten und Gouverneurs Ordre ertheilet, und ihre Rechnungen examinirt. Nechſtdem folgt der Kallahom, welchem das Kriegs-Weſen und die Königlichen Zeug-Häuſer befohlen ſeyn. Ferner der Ok-pra Pipcharatcha; der Ober-Stallmeiſter oder General der Elephanten und Pferde. Weiter der Pra-Klang oder der Bercalam, der die Aufſicht über die Ein- und Ausländiſche Handlung, und des Königs Magazinen hat, und mit welchem es alſo alle frembde Geſandten und Kauffleute zu thun haben. Ein anderer Maka-Ommarat iſt gleichſam Stadthalter, und ſtellet in des Königs Abweſenheit deſſen Perſon für. Im Vang oder innerſten Hofe iſt der Okia-Vang als Ober-Hoffmeiſter, der über die Gebäude, und die Unterhaltung des Königs, ſeiner Weiber, Verſchnittenen und aller Hoff-Bedienten, ſo die Koſt haben, die Aufſicht hat, der auch alle Geſandten im Vang annehmen, und zur Audientz führen muß. In dieſem Hofe oder Vang wohnen auch die Maka-

lacks oder Pagen mit ihren Oberſten, ſind alle auserleſene junge Leute, die bey Solennitäten oder öffentlichen Audientzen des Königs Staat und Anſehen vermehren helffen, und als Leib-Diener des Königs zu beſondern Verrichtungen am Hofe beſtellet ſind. E. g. dem Könige Betel-Areck bereiten: Ihm vorleſen, ſeine Bücher, Kleider, Gewehr ꝛc. verwahren. Von den Verrichtungen der Weiber im Vang iſt anderwerts geſagt worden. Vormahls war der Siammiſche Hoff viel zahlreicher und anſehnlicher, weil eine Menge groſſer Herren mit groſſer Pracht und vielen Elephanten, Sclaven und köſtlichen Kleidern täglich aufwarten muſten. Itzo aber muß niemand am Hofe erſcheinen, als der expreſs beruffen, oder deſſen Amt oder Schuldigkeit es iſt; deren keiner aber auch ohne ſchwere Straffe ausbleiben darff, wenn er nicht Urlaub hat.

Das gantze Königreich Siam iſt in viele Gouvernements vertheilet; Etliche Gouverneurs haben ihre Aemter erblich, andere werden vom Könige erwehlet. Ein jedwedes Gouvernement iſt wieder in kleine Diſtricte eingetheilt, der Gouverneur allein hat in jeder Provintz das Ober-Commando im Civil- und Militair-Stande; Und in der Reſidentz und darzu gehörigen Kreiſe Siam iſt der König ſelbſt Gouverneur oder Præſident des höchſten Gerichts. Ein jeder Gouverneur hat auch etliche Beyſitzer oder Rähte neben ſich im Gericht, welche ihm aber nur mit ihrem Raht an die Hand gehen, und nichts decidiren. Der Gouverneur thut alles nach ſeinem Kopffe, daher es ihnen auch nicht ſchwer fällt, das Joch abzuwerffen, und ſich Souverain zu machen, ſo wie der Gouverneur von Johor, Kweda und Cambodia in der That gethan haben. Dieſer Abfall, ſonderlich der Landſchafft Johor hat den König bewogen, etlichen Erb-Gouverneuren das Erb-Recht zu nehmen; Ein jeder Erb-Gouverneur heiſt Tchaou Mëuang. Tchaou iſt ſo viel als Herr, und Mëuang bedeutet eine Stadt oder Provintz, und unterweilen ein Königreich. Ein Erb-Gouverneur empfängt von ſeinen Unterthanen viele Geſchencke, und theilet noch über dem die Schatzungen von den Ländereyen in ſeinem Diſtrict mit dem Könige. Er hat ferner alle Bruch- und Straff-Gelder in ſeinem Gouvernement, und an einigen Orten auch den Zoll. Sie maſſen ſich auch das Recht an, in auſſerordentlichen Fällen, Schatzungen auszuſchreiben. Ein Gouverneur aber der ſeine Charge nicht erblich beſitzet, wird Pouran genennet, und bekleidet insgemein ſolchen Poſten drey Jahr. Er hat gleichen Rang und Gewalt mit einem Tchaou Mëuang oder Erb-Gouverneur, aber nicht gleiche Vortheile, maſſen er die Einkünffte von Ländereyen dem Könige allein laſſen muß: wer aber das Ambt eines Gouverneurs in ſeiner Abweſenheit zu verwalten hat, der ziehet die Helffte

von

von dem Einkommen deſſelben. Es kan aber kein Gouverneur nach ſeinem eigenen Gefallen einen Vice-Gouverneur ſetzen, ſondern dieſe haben alle ihre Beſtallung vom Könige. Allein die Provintz Patana hat die Freyheit ſich ſelbſt einen Gouverneur zu erwählen. Sie wählen allezeit eine alte Matrone von einem gewiſſen Geſchlecht dazu, welche nebſt dem Raht, der aus den vornehmſten Geſchlechten erwehlet wird, das Land regieret. Dieſe Fürſtin, welche auch mannigmal eine Königinn genannt wird, ſendet alle drey Jahre an ſtatt einer Schatzung an den König von Siam zwey kleine Bäumgen, eines von Gold, das andere von Silber, beyde mit Bluhmen und Früchten beladen. Sonſt will dieſe Königinn nicht wiſſen, daß ſie dem Könige von Siam zu einigen weitern Dienſten verpflichtet ſey.

Die Siammiſche Geſetze erheiſchen einen eben ſo unumſchränckten Gehorſam von den Kindern gegen ihre Eltern, als die Chineſiſche, und unterwerffen ſelbige ihren Eltern gantz und gar. Einen Menſchen, der ſich ſeinen Eltern zu widerſetzen, und mit einem eintzigen Wort zu widerſprechen unterſtehet, ſiehet man daſelbſt als ein Unthier an. Alten betagten Leuten erzeigen ſie auch eine mehr als gemeine Ehrerbietigkeit. Wird jemand betroffen, daß er ſeiner Obrigkeit Lügen vorgebracht habe, ſo wird er alſobald ſcharff beſtrafft. Der König ſoll auch dieſes Laſter weit härter, als einiges anderes beſtraffen, vielleicht weil die Siammer weit mehr dazu geneigt ſeyn, als andre Nationen. Wie nun Lügen und Stehlen gern beyſammen ſtehen, ſo ſoll auch die Dieberey in Siam für ſehr ſchändlich angeſehen, und hart beſtrafft werden, ſo daß, wenn jemand derſelbigen beſchuldiget wird, keiner ſeiner Freunde ſich bemühet, ihm das Leben zu retten, und zwar aus der Urſache, weil man daſelbſt mit ſo gar leichter Mühe, mit einen Tag zu arbeiten, an ſeine Koſt auf 4 Tage kommen kan. Aber es fehlt allerdings in Siam weder an Räubern noch Dieben ſo wenig als Lügnern: Denn nicht nur diejenigen Siammer, die aus Furcht vor dem ſtrengen Regiment ſich in die Wälder und Büſche reteriret haben, fallen unterweilen aus ins Land, und machen alle Wege und Heer-Straſſen unſicher; Sondern auch andere Einwohner mögen gerne was finden, ſo niemand verlohren. Ja die Siammiſche Geſandten in Franckreich ſelbſt, ſollen ihren hohen Character ohne viel Bedencken, auf ſolche Weiſe beſchmitzet haben.

Sie theilen ihre Proceſſe nicht in Civil- und Criminal-Sachen ein, entweder weil wenig Civil-Sachen daſelbſt vorfallen, oder auch weil diejenige, welche in Civil-Sachen verliehren, criminaliter geſtraffet werden. Alle ihre Rechts-Sachen werden in Schrifften verhandelt, man leidet auch nicht, daß einer den andern in Unkoſten bringe, ehe und bevor er Bürgſchafft geſtellet hat, daß er die Sa-

che ausführen, und dem Beklagten, im fall er nichts beweiſet, allen Schaden und verurſachte Koſten gut thun wolle. Wenn jemand einen andern gerichtlich belangen will, ſo bringt er ſeine Klage in Form einer Bitt-Schrifft bey dem Nai oder oder dem Ober-Haupt des Krayſes, unter welchem er ſtehet, ein; Selbiger überſendet ſie an den Gouverneur, und wo die Klage ungegründet und nichts-würdig zu ſeyn befunden wird, muß der Kläger geſtrafft werden. Indeſſen nehmen die Obrigkeitliche Perſonen doch gerne alle Klagen an, weil ihre beſte Sporteln von den Proceſſen fallen. Wenn nun der Proceß vor ſich geht, gibt der Gouverneur ſeinen Gehülffen im Raht Befehl, die Sache zu unterſuchen: Dieſe tragen ſolche Arbeit wiederum den Gerichts-Bedienten auf, welche davon an ihre Herren Bericht abſtatten müſſen. Dieſe Schreiber hören und unterſuchen beyder Partheyen Beweißthümer und Gründe ihres Rechts, und ſchreiben alles auf, hören auch alle Zeugen ab, und zwar nicht in der Gerichts-Stube, ſondern in den Häuſern der Zeugen: Die Koſten aber, welche dazu ſo wohl als zu andern Vorfällen des Proceſſes erfordert werden, müſſen die Parteyen tragen. Und ſind alſo die Proceſſe allhier nicht viel wohlfeiler, als in Europa zu führen. Wenn nun alles zu Abhandelung der Sache bereit iſt, werden die Parteyen einige Tage nach einander vorgefordert und vermahnet, ſich mit einander zu vertragen; Dieſes geſchiehet aber nur zum Schein, weil die Richter niemahls recht ernſtlich ſie zu verſöhnen ſuchen. Wenn nun kein Vergleich erfolget, geben die Räthe und Beyſitzer des Gerichts ihre Meynung und Vota ſchrifftlich ein. Alsdenn ſetzet der Gouverneur einen Tag, da die Parteyen wieder erſcheinen ſollen, und kommt alsdann erſt ſelbſt ins Gericht: Woſelbſt er ſich von einem Schreiber die Acten, und die Vota ſeiner Räthe vorleſen läſt, und wenn er ein wenig unterſucht, und ſich weiter hat erklähren laſſen, worauf ſeine Rähte ihre Meynung gründen, ſchreitet er endlich zur Ausſprechung des Urtheils. So auch jemand ſeine Sache ſelbſt nicht führen kan oder mag, wird ihm erlaubet, daß einer ſeiner näheſten Blut-Freunde, Oheim oder Vetter im erſten Grad, ſeine Sache vortragen, und gleichſam ſein Conſulent und Advocat ſeyn darff. Wenn kein anderer Beweiß fürhanden iſt, nehmen ſie ihre Zuflucht zu der Tortur, und allerhand abergläubiſchen Mitteln, die Wahrheit zu entdecken, welche nicht viel von unſern Waſſer- und Feur-Proben unterſchieden ſeyn. Beydes der Kläger und der Beklagte müſſen über glüende Kohlen lauffen, und wer unverletzt davon kömmt, behält Recht. Weil aber die Haut ihrer Füſſe wegen des Baarfuß-gehens dicke und faſt ſo hart als ein Horn iſt, kommen ſie mannigmahl unverbrandt davon, inſonderheit wenn ſie brav hart auf die Kohlen treten; denn ſolches ſoll die Krafft des Feuers dämpffen. Ihre Waſſer-Probe kömmt auf das Untertauchen an, und wer am längſten unter dem Waſſer bleibt, wird bey ihnen für unſchuldig erklähret;

klährt; Faſt wie die Hexen in Europa vormahls durchs Sincken und Untertauchen unſchuldig erkant wurden. In Siam aber machen alle Leute von Jugend auf viel Wercks davon, daß ſie ſich angewehnen, im Feuer und im Waſſer auszuhalten, und viel zu vertragen, ſie können dahero auch Dinge thun, die einem, der in den Sachen unerfahren iſt, recht wunderbar vorkommen. Sie haben noch eine Probe, mit Brech-Pillen, die die Prieſter den Beſchuldigten mit groſſen Verfluchungen eingeben, wer ſich nicht darnach erbricht, wird unſchuldig zu ſeyn erkannt. Alle ſolche Proben werden in Gegenwart der Unter-Obrigkeit und des gemeinen Volcks abgelegt. Ja der König ſelbſt ordnet ſie zuweilen an, wann eine Sache durch Appellation vor ihn kömmt. Und wenn eine Probe zweifelhafft ausfällt, nehmen ſie gleich die andre vor. Man muß ſich verwundern, mit welchem unverzagten Muth dieſes Volck ſich ſolchen mißlichen und abſurden Proben unterwirfft, ſelbſt auch von des Tigers-Klauen zerriſſen zu werden: Da ſie doch, wenn ſie vor ihrem Feinde ſtehen, ſo gar wenig Courage zeigen. Sie haben doch die Freyheit von den untern, an die höhern, und bis an das höchſte Gericht in Siam zu appelliren, und der Præſident deſſelben kan ein in den Provintzen gefälletes Urtheil gantz reformiren, und von ihm appellirt man vollends gar an den König. Daher haben die Proceſſen faſt kein Ende, wenn die Parteyen reich und mächtig ſeyn, und die Koſten beſtreiten können. Die Armen aber erhalten ihr Urtheil mit ſo wenig Weitläufftigkeit als in Europa; und wo ſie mit einer mächtigen Gegen-Partey zu thun haben, iſt ihr Recht ihnen ein ſchwacher Schild. Man verdammet niemand in den Provintzen zum Tode, ohne auf ausdrücklichen Königlichen Befehl. Die Baſtonade aber und andere dergleichen Straffen legen die Gouverneurs ohne viel Bedencken auf, und machen es wol ſo ſchlimm, daß der Todt darauf erfolget. Ein Ding ſcheinet in dem Siammiſchen Geſetz ſehr ſonderlich, nehmlich daß einer, der eine Erbſchaffts-Sache verliehret, vor einen Straſſen-Räuber gehalten, und auch alſo beſtrafft wird; wie auch, daß derjenige, der einen Gerichtlichen Proceß verlohren hat, nicht nur das Land wieder muß herausgeben, welches er widerrechtlich in Beſitz genommen hat, ſondern auch eben ſo viel zur Geld-Buſſe erlegen, als das Land wehrt iſt, welche Summa halb demjenigen, dem das Land genommen geweſen, und halb dem Könige, gleich wie andere Straff-Gelder anheimfällt. In einer jeden Provintz iſt ein Königlicher Bedienter geſetzt, welcher den Gouverneur in Zügel halten, und dem Könige von allem, was in der Provintz, und vornehmlich im Gericht paſſiret, Bericht ertheilen muß. Allem Anſehen nach aber, ſehen die Bedienten einer zu des andern Kneipereyen alſo durch die Finger, daß dem Volck durch ſolche Anſtalten nicht viel geholffen iſt. Ein jeder Beambter nimmt von ſeinen Untergebenen, was er nur kriegen kan. Es ſind faſt auch alle hohe und niedere

Bediente in Siam gleichſam berechtiget, ja genöthiget den gemeinen Mann auszuſaugen, denn eben ſo thut der König bey ihnen, ſo offt es ihm gefällt, oder er etwa meynet, daß ſie was geſammlet haben. Nächſt dem aber giebt er ihnen keinen Sold, ohne was ihnen mit dem Amte zugleich geliefert wird, als Jagd-Schiff, Meublen, Elephanten, Pferde, Sclaven und Feld; welches alles doch mit dem Amte zugleich wieder wegfällt, daß ſie alſo nie was eigenes haben, als was ſie obbemeldter maſſen an Accidentien machen und erſchinden, welches ſie für rechtmäßig, und als eine Belohnung ihrer Treue gegen dem König anſehen. Die Siammer haben faſt zu jeder Miſſethat eine eigne Straffe: Die Mörder und Verräther des Vaterlandes werden ingemein den Elephanten vorgeworffen, und von ſelbigen zu Tode geworffen.

Wer ſich der Landplackerey theilhafftig gemacht, oder den gemeinen Seckel beſtohlen hat, dem wird geſchmoltzen Gold in den Hals gegoſſen. Den Lügnern laſſen ſie den Mund zuſammen nähen. Andre Ubelthäter werden enthauptet, theils auch unterweilen mit Stöcken zu tode geprügelt. Die Meutmacher werden lebendig aufgeſchnitten, das Eingeweide zum Leibe herausgeriſſen, und die Cörper in einem Korbe gebraten an der freyen Lufft aufgehänget, daß die Geyer und Raub-Vögel ihn freſſen können. *Hamilton* hat ſolche 18. executiren ſehen, welche jeder auf einen höltzernen Stuhl geſeſſen, mit höltzernen Blöcken an Händen und Füſſen geſchloſſen geweſen, und von dreyen Sclaven in Ketten nach dem Gerichts-Platz geſchleppet worden. Geringe Verbrechen werden alſo beſtrafft, daß man den Miſſethäter ein ſchwer Bret an den Hals hänget, und ihm etliche Tage darin gehen läſt. Unterweilen graben ſie eine Grube in die Erde, und ſtecken die Verbrecher bis an die Schultern dahinein, hernach ſchlagen ſie ihn mit Fäuſten an den Kopff, welches in Siam für die gröſte Schande gehalten wird, die einem Menſchen wiederfahren kan, inſonderheit wenn eine Weibs-Perſon ihm die Schläge giebt. Mannigmahl werden ſie wegen eines Verſehens der geringeren Bedienten, die ſie unter ſich haben, geſtrafft: So wie die Häupter der Familien wegen der Verbrechen ihrer Kinder und Geſinde.

Alle Leute in Siam werden in eigene Rollen eingeſchrieben, damit niemand ſich der Kriegs- oder Hof-Dienſten entziehen könne, welche er jährlich Sechs Monath lang verrichten muß. Die gantze Armee wird erſtlich in zwey Flügel und Corps de Bataille, und dieſe wiederum in gewiſſe Banden oder Compagnien vertheilet, deren jede von einem Nai oder Officirer commandiret wird. Hinter jeder derſelben folgen 16 Elephanten, jeder mit 2 Weiblein vergeſellſchafftet,

als ohne welche ſie nicht marchiren, und die Attillerie wird mit Büffel-Ochſen nachgeführet. Denn mit groben Geſchütz werden die Battaillen insgemein angefangen und geendiget. Die Kinder ſind auch in derſelben Bande, darin ihr Vater geſtanden. Die Talapoins und Weiber ſind allein von dieſen Dienſten befreyet; ſie werden aber doch bey ihrer Bande auch eingeſchrieben, weil die Talapoins wieder in den weltlichen Stand treten, und die Weiber Kinder gebähren können, welche auch zu der Bande ihrer Eltern gehören, ſo bald ſie gebohren werden.

Die Nais ſollen das Vorrecht haben, daß ſie den Soldaten von ihrer Bande Geld leihen, und andere Creditores derſelben abbezahlen mögen; wenn aber der Soldat hernach wieder zu bezahlen nicht capable iſt, ihn zum Sclaven nehmen können. Ein Schiffs-Capitain oder Nai von einer Barque hat auch eine gewiſſe Anzahl von Ruder-Knechten, Pagageurs genannt unter ſich, welche mit einem heiſſen Eiſen in der Hand gezeichnet ſeyn. Dieſen giebt der Nai ein halb Jahr, oder auch wohl einen Monath um den andern, Freyheit ihrer Nahrung nachzugehen. Die Nais ſind in unterſchiedliche Claſſen eingetheilet, und haben nach den ſechſerley Amts-Nahmen ſechſerley Würde, nach der Menge von Leuten, oder vielmehr nach der Gröſſe der Städte, die unter ihnen ſtehen, ſie heiſſen entweder Paya, Oc-ya, Oc-pra, Oc-loûang, Oc-Coune, oder Oc-Meüing. Ein jeder von dieſen Tituln, die von den Zahlen hergenommen ſeyn, drücket die Dignität der Perſon, die ſolches Amt bekleidet, aus: Niemand aber von ihnen hat an ſeinem Ort, und in ſeiner Stadt, deswegen mehr oder minder zu ſagen, als der andere.

Nachdem wir nun geſehen haben, wie der König von Siam und andre Indianiſche Printzen alle ihre Unterthanen Mann vor Mann enrolliren, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir hören, daß ſie ihre Kriegs-Völcker bey hundert tauſenden ins Feld ſtellen. Die Armeen unſerer Potentaten in Europa würden nach Proportion eben ſo groß ſeyn, wenn ſie auf gleiche Weiſe alles, was die Waffen tragen kan, mit ins Feld nehmen wolten. Wozu dienet aber ein ſolcher undiſciplinirte Hauffe? Eine kleine Anzahl wohlgeübte und regulirte Soldaten kan ſie leicht zerſtreuen. Eine ſolche ungeheure Menge von Leuten ſchadet ſich ſelbſt, und kommt eben wegen der Menge deſto leichter in Confuſion; ja der bloſſe Mangel an Proviant nöhtiget ſie wieder nach Hauſe zu ziehen, wenn ihnen gleich kein ander Unglück zuſtöſſet.

Man ſagt auch, daß der König von Siam 10000 Elephanten unterhalten ſoll. Weil ſelbige aber in unterſchiedlichen Provintzen gehalten werden, damit man ſie deſto leichter unterhalten könne, und es eine allgemeine

meine Weiſe bey den Siammern iſt, daß ſie eine gewiſſe Anzahl ſtatt einer ungewiſſen ſetzen, und alles, wovon ſie nur reden, weit über die Wahrheit vergröſſern und vermehren, ſo kan man auf die Nachricht auch nicht ſicherlich bauen, zumahlen da es ſehr unglaublich ſcheinet, daß 10000 Stück von dieſen Thieren irgendswo bey einer eintzigen Nation unter der Sonnen ſolten gefunden werden, vornehmlich in einem ſolchen Lande, das gröſten Theils ſehr ungeſchickt iſt, Elephanten zu ernähren, weil das niedrige Land in Siam jährlich eine ziemliche Zeit lang unter Waſſer ſtehet. Doch iſt nicht zu leugnen, es beſtehet ein groß Theil ihrer Kriegs-Macht in Elephanten, aber weil dieſe Thiere nicht wie Pferde, deren ſie nicht viel haben, mit Zaum und Zügel können regieret werden, ſo wenden ſie ſich offt, wenn ſie verwundet, oder mit Feuer oder ſonſt was, ſcheu gemacht werden, gegen ihr eigen Volck, trennen die Ordnung und thun groſſen Schaden.

Wenn die Siammer und Peguaner Krieg führen, kommen ihre Armeen einander gar ſelten ins Geſicht. Sie gehen auf Parteyen gegen einander aus, führen ſo viel Leute als möglich, gefangen weg, und ziehen ſich mit aller erſinnlichen Eile wieder zurück. Wenn ja die Armeen auf einander ſtoſſen, vermeiden ſie doch auf alle mögliche Weiſe, daß es nicht zu einem Treffen komme, und wenn die äuſſerſte Noht ſie zum Schlagen zwinget, ſo iſts doch bald gethan, weil eine oder die andere Partey flüchtet, ſo bald der Streit etwas ernſthafft wird, oder die Kugeln etwas dick zu fliegen anfangen; Sie ſchieſſen ehe ſie einander mit dem Geſchütz erreichen können, und wird einer alsdenn von ungefehr getödtet oder verwundet, ſo ſagen ſie er habe ſelbſt Schuld, denn der König befiehlet ihnen, wenn ſie zu Felde ziehen, daß ſie nicht tödten ſollen; Man erzehlet, daß ein Frantzöſiſcher Ingenieur, der in der Armee des Königs von Siam dienete, vom Generale Befehl empfangen, über den Feind hinzuſchieſſen, meinete daher, daß der General ſeinen Herrn verrahten wollte. Er verbiß ſeinen Verdruß, und da er Gelegenheit ſahe, alles gegen den Feind zu thun, was er nur wollte, gieng er bey Nacht-Zeit heimlich mit einigen Europäern hinüber in das feindliche Lager, brachte auch den General gefangen mit zurück, wodurch der Krieg gleich und recht, auf eine Art wie ſie es wünſchen, nemlich ohne Blut ein Loch bekam. Der König von Siam verſprach ihm für dieſen Dienſt recht groſſe Dinge: Seine Staats-Miniſters aber funden Mittel ihn dieſer Belohnung zu berauben; weswegen er endlich das Land verließ, und bey dem groſſen Mogul Dienſte nahm.

Auſſer dieſer Krieges-Macht hält der König zu Louvo eine Leib-Garde von 800 Mann, welche von einen Engliſchen Sergeanten von Fort St. George in den Europäiſchen Krieges-Ubungen ſind unterrichtet worden. Zu

Ban-

Bancok hält er noch 400 Mann, welche der Ritter Fourbin, ein Frantzos, in den Europäiſchen Exercitiis geübet hat. Der König läſt dieſe Leute vor ſich ſelbſt arbeiten, und fordert keine andre Dienſte von ihnen, als daß ſie in dieſen Städten in Garniſon liegen ſollen.

An der einen Seite iſt Siam mit Wäldern und Gebirgen, und an der andern mit der See ſo verwahrt, daß ſie für feindlichen Anfällen ſicher genug ſeyn. Die Ströme und Canäle, welche das Land durchſchneiden, und die groſſen jährlichen Uberſchwemmungen, verurſachen, daß kein Feind tieff ins Land hinein gehen, oder ſich lange daſelbſt aufhalten kan; Sondern muß erſauffen und crepiren, wie vor nicht gar langer Zeit den Peguanern beynahe wiederfahren wäre, als ſie die Haupt-Stadt in Siam mit einer groſſen Armee belagert und faſt erobert hatten. Deswegen wollen ſie auch keine Feſtungen in ihrem Lande haben, damit die Frembden ſie nicht einnehmen, und im Lande ſich feſt ſetzen ſollen. Sie haben etliche Stücke groben Geſchützes, welches ihnen die Portugieſen in alten Zeiten gegoſſen haben.

Wenn ihre Armee geſchlagen iſt, reteriren ſie ſich in die Wälder, wohin der Feind ſie ſehr ſelten verfolget. Denn weil ihre Armeen ungemein ſtarck ſeyn, und folglich groſſe Mühe brauchen, ihren Unterhalt zu finden, ſind die Sieger bald genöthiget, ſich wieder zurück zu ziehen. Die Uberwundene kriechen wol alsdenn wieder hervor, und thun ihm auf dem Rück-Marche ſo viel mehr Abbruch; ja ſie gehen wol gar wieder in des Feindes Land, und beginnen den Krieg von forne.

Man höret in dieſem Lande ſelten, daß eine Stadt mit ſtürmender Hand eingenommen wird. Unterweilen aber hungern ſie einen Platz aus, oder nehmen ihn mit Liſt ein; wenn nehmlich die Einwohner den Ort ſelbſt verrathen. Sonſt kan eine ſchlechte Feſtung ihre gröſte Armee leicht abhalten.

Ein Geſandter wird in Siam nicht anders, als ein Bote ſeines Königes angeſehn. Dem Briefe, welchen er überbringet, wiederfähret gröſſere Ehre als ſeiner eigenen Perſon. Die Siammer ſenden keine Geſandten ab, beſtändig an einem Hofe zu reſidiren, ſondern nur auf eine Zeitlang, ein oder das andere Geſchäffte, gemeiniglich die Handlung betreffend, ins feine zu bringen. In ſolchen Fällen ſenden ſie drey Geſandten, von welchen der Fürnehmſte die Sache hauptſächlich treibet, wo ſelbiger ſtirbt, folget ihm der andre, und dieſem im gleichen fall der dritte nach. Die fremden Geſandten werden auf des Königs Koſten tractiret und logirt, und haben Freyheit zu handeln, ſo lange als ſie daſelbſt verbleiben. Sie dürffen aber nicht in die Stadt kommen, und einige Sachen daſelbſt verrichten, bevor ſie zum erſtenmahl öffentliche Audientz

gehabt haben, und nach der Abſchieds-Audientz dürffen ſie auch nicht länger daſelbſt verbleiben. Deswegen läſt der König auch des Abends vor der Abſchieds-Audientz fragen, ob ſie etwas weiter vorzutragen haben? und nach geendigter Audientz läſt er abermahl vernehmen, ob ihnen in allen völlige Genüge geſchehen? Alle öffentliche Audientzen werden in der Haupt- und Reſidentz-Stadt gegeben, und der Hof erſcheinet dabey in ſeiner gantzen Galla. Die Audientz zu Louvo und auf andern Luſt-Schlöſſern aber, werden für Privat-Audientzen angeſehen, und der Hoff, die Garde und Bediente ſind nicht ſo zahlreich dabey. Wenn der König Audientz ertheilet, fängt er erſt an zu reden, und wenn es recht nach der gröſten Solennität und dortigen Ceremoniel hergehen ſoll, thut er immer einerley Fragen. Hernach wird der Ambaſſadeur erſucht mit dem Bercalam, ausländiſcher oder ſeiner Affairen wegen zu ſprechen.

Gleichwie die Handlung die vornehmſte Abſicht iſt, worauf der König von Siam ſein Augenmerck in allen Dingen richtet, ſo beladet er auch die Geſandten an fremde Höfe insgemein mit viel Waaren, und wenn ſie bey ihrer Zurückkunfft nicht gute Rechnung thun, bekommen ſie Schläge für ihren Theil des Profits. Es kan auch kein Kauffmann, oder wer er iſt, ohne ein annehmlich Geſchenck vor den König kommen. Gleichwie aber die Orientaliſche Regenten es für eine groſſe Ehre halten, und ſo gar als ein Zeichen einer Unterthänigkeit und Unterwerffung annehmen, wenn ſie mit Geſandtſchafften von ausländiſchen Printzen beſchicket werden: ſo ſenden ſie ſelbſt im Gegentheil ſo wenige Geſandſchafften auſſer Landes, als ihnen nur immer möglich iſt. Ja der Kayſer von China und der groſſe Mogol verſchicken gar keine, weil ſie meinen, daß ihre Reiche keiner ausländiſchen Hülffe bedürffen, und daß alle übrigen Völcker auf Erden gezwungen ſeyn, an ihrem Hoffe Geſandten zu halten, üm die Früchte und Reichthümer ihres Landes abzuholen.

# Das achte Capitel.

## Von ihrem Gottesdienſt, Tempeln und Aberglauben.

DJe Siammer nennen einen Tempel in ihrer Sprache Pihan, die Portugieſen aber, und von ihnen alle Europäer, nennen alle heidniſche Tempel nebſt den Götzen-Bildern, die darin gefunden werden, Pagoden, nach dem Perſianiſchen Wort Paetgheda, welches einen Götzen-Tempel bedeutet.

Sie haben ſehr viele Pagoden, und die meiſten ſind auch mit einer Menge vergüldeter Bilder von Göttern und Göttinnen beſetzet, welche von den Prieſtern gemacht

gemacht, und von dem Volcke angebetet werden. Der Herr *Hamilton* iſt in einem von ihren Tempeln geweſen, der recht viereckt, und an jeder Seite accurat mit hundert ſolchen Bildern beſetzt war. Sie ſtunden in Bild-Gewölblein ungefehr vier Fuß hoch von der Erden. Der Göttinnen war mehr als Götter, und ſie ſaſſen alle mit Creutz-weiß über einander geſchlagenen Beinen, meiſtens in Geſtalt und Gröſſe wohlgewachſener Manns- und Weibs-Perſonen, daſigen Landes, und auf einerley Art bekleidet, nemlich mit Gold-Blech beſchlagen, daher man von den Talapoins ihren Stand und innerliche Materie erfragen muſte: Derer denn etliche von purem Golde, andre vom feinſten Silber, einige von rothen oder weiſſen Kupffer, auch wol gar nur von Thon gebrannt waren. Vermuthlich nachdem ſie von Bauer, Bürger oder Adelſtande herkommen waren. In einigen von ihren Tempeln ſteht des berühmten Samſay-Bild, welches 5 Ruthen hoch iſt. Dieſer ſoll in gerader Linie von dem kleinen Samſay herſtammen, welchen ein Peguaniſcher Schiffer entführet, und um weswillen groß Krieg entſtanden. Der Herr Kämpfer aber hält es vor das Bild des Sommona Codoms. In den meiſten Tempeln ſtehen etliche greuliche Drachen-Bilder als Wächter an der Thüre, die böſen Geiſter von denſelben abzuhalten. Drey Meilen unter Siam ſoll ein Tempel liegen, welcher der Fiſch-Tempel genannt wird, weil jährlich im September-Monath, wenn die Uberſchwemmung das niedrige Land bedecket, eine groſſe Menge Fiſche, die den Salmen gleichen, in einem nahe bey dieſem Tempel gelegenen Fiſch-Teiche zurücke bleiben, die man ſonſt in gantz Siam nicht findet: Sie ſind auch ſo zahm, daß ſie auch den Leuten Brod aus der Hand eſſen, welches wol zu glauben, weil ſie hier als in einem Aſylo gantz ſicher ſeyn, da ſie niemand, ſo wenig als ſonſt etwas von dem geheiligten Grund der Pagoden rauben und wegnehmen darff, denn wer dawider handelte, würde die Rache der Abergläubiſchen Siammer, von den Talapoins in den Harniſch gejagt, genug fühlen. Ein Siammiſcher Tempel ſtehet mitten in einem viereckigten Stücke Landes, das mit einer Mauer umgeben und mit Piramiden umringet iſt. Auſſerhalb dieſer Mauer liegt ein groſſer viereckigter Platz, der den erſten einſchlieſſet, und mit den Wohnungen der Prieſter und Prieſterinnen beſetzt iſt. Dieſe Wohnungen ſind eintzelne kleine Häusgen, aber unterweilen ihrer viele an der Zahl, ſie ſtehen in verſchiedenen Reyhen, und, werden von unſern Miſſionarien Klöſter, von den Siammern aber Vat genannt. Der Glocken-Thurm an den Pagoden iſt von Holtz beſonders, und nicht an dem Tempel angebauet. Es hänget eine Glocke ſonder Klöppel darin, denn ihre Glocken werden nicht geläutet, ſondern mit einem höltzernen Hammer geſchlagen. Die Talapoineſſen oder Nonnen haben vormahls in einem Kloſter mit den Mönchen oder Talapoins

gelebet, denn weil ſie nicht eher als ziemlich bejahret, in dieſe Klöſter aufgenommen worden, ſo haben die Siammer nicht befürchtet, daß ſie ſich in ſündliche Exceſſe einlaſſen würden, Herr Kämpfer hat aber zu ſeiner Zeit es nicht mehr alſo befunden, ſondern ſagt, die Männer und Weiber hätten ihre beſondere Klöſter gehabt, weil man erfahren, daß ſie in einem Kloſter, unfern Judia, da ſie noch zuſammen lebten, garſtige Dinge betrieben. Sie haben vor den Catholiſchen Klöſtern einige Vortheile voraus, erſtlich wird niemand weder Manns- noch Frauens-Perſonen gezwungen, ſich wieder ſeinen Willen in ein Kloſter zu begeben. Ferner laſſen ſie niemanden vor ſeinen Verſtande und Jahren hinein kommen; und vors Dritte wird einem jeden Freyheit gegeben, wieder aus dem Kloſter zu gehen, und eine Weltliche Handthierung zu treiben, wenn es ihm beliebet und das Kloſter-Leben ihm nicht mehr anſteht.

Ihre Prieſter und Mönche werden in der Landes-Sprache Dſiaukus oder Väter genennet, die Europäer aber nennen ſie wie alle Heidniſche Prieſter in Indien, jenſeit des Ganges Talapoins, ſo in Peguaniſcher Sprache einen Prieſter bedeutet. Ihre vornehmſte Verrichtung iſt: Daß ſie die Jugend des gantzen Landes erziehen müſſen, zu dem Ende hat ein jeder unter ihnen zwey bis drey Nens, oder Kinder, unter ſeiner Aufſicht, welche ihm auch aufwarten müſſen, ſo lange ſie in dem Kloſter ſind. Einige Nens bleiben auch wol gar darin, und werden alt bey den Mönchen. Sie ſind alſo faſt als die Läyen-Brüder bey den Catholiquen, und verrichten allerhand Arbeit, womit die Talapoins nach ihrer Meynung ohne Sünde ſich nicht bemengen können; die Talapoins haben in jedem Kloſter ein apartes Zimmer, in welchem Schule gehalten, und ſie alle ſämtlich informiret werden. Gegen dieſer Schule über ſtehet noch ein ander Zimmer, in welchem die Talapoins zuſammen kommen, und die Leute ihre Gaben bringen, wenn der Tempel geſchloſſen iſt. Es ſollen der Mönche, Pfaffen oder Talapoins in Siam mehr ſeyn, als in irgend einem Lande, auch Portugall nicht ausgenommen. Kämpfer meinet, man treffe in der eintzigen Stadt Judia wol 50000 derſelben an, und werden in verſchiedene Claſſen eingetheilet, davon die unterſten ſind die Dſiauncers oder die Studenten in ihrer Religion; auf dieſe folgen die Dſiaukus oder gemeinen Prieſter. Ein jedes Kloſter hat ferner einen Prior Laungwat oder Tchaou Vat genannt. Uber alle Klöſter in einer Provintz iſt ein Sancrat, der die Talapoins einkleidet, oder Praekkrus, der einen Biſchoff etwa gleichen möchte. Ihr Hoher-Prieſter endlich, der über der Geiſtlichkeit des gantzen Landes zu ſagen hat, wird Phra Tankara genannt, und wird von dem Könige ſelbſt ſehr geehret. Ihre Klöſter werden durch Kennzeichen von andern Gebrüdern unterſchieden, als mit etlichen Steinen und

Pyramiden, welche um den Tempeln herum aufgerichtet ſtehen. Die Catholiſche Mißionarien meinen, daß dieſe Steine einer Biſchoffs-Mütze ähnlich ſehen, und wollen daraus beweiſen, daß die Biſchöffliche Gewalt vormals in dem Lande eingeführet geweſen, und daß die Sancrats, anſtatt der alten Chriſtlichen Biſchöffe aufgekommen ſeyn. Der König leget den vornehmſten Sancrats unterweilen einen beſondern neuen Nahmen und Titul bey, und giebt ihm einen Sonnen-Schirm und eine Senffte nebſt den Sclaven, ſie zu tragen, welche aber die Sancrats nicht gebrauchen, ohne wenn ſie dem Könige aufwarten ſollen. Die Talapoins ſind nach ihren Ordens-Reguln gehalten, ein heiliges und ſtrenges Leben zu führen, und nach der Siammer Meynung, dadurch die Sünden der Layen zu büſſen. In gewiſſer maſſe ſind ſie auch Bettler zu nennen, weil ſie ſich von den milden Gaben anderer Leute nähren. Sie dürffen auch nicht zuſammen ſpeiſen, ſondern ein jeder iſſet, was er erbettelt hat, für ſich. Gegen Fremde ſind ſie ſehr gaſtfrey, und beherbergen ſie gerne, welches ſo gar den Chriſten wiederfährt, die in ihre Klöſter kommen. Sie haben auch an jeder Seite von dem Thore ihrer Klöſter etliche Cammern, Fremde zu logiren. So lange ſie Talapoins ſind, müſſen ſie auſſer der Ehe leben, und wo ſie Hurerey treiben, oder ſich verheyrathen, ehe ſie ſich des geiſtlichen Standes begeben, werden ſie verbrandt, und der König führet die Straffe mit groſſer Strenge aus, denn weil ſie groſſe Freyheiten haben, und von den ſechs monathlichen Hoff-Dienſten befreyet ſeyn, ſo lieget ſein Intereſſe daran, daß er zuſehe, daß ſie ihren Ordens-Reguln genau nachleben, und das Leben ihnen auch ein wenig ſauer gemacht werde, damit nicht die meiſten ſeiner Unterthanen Talapoins werden, und ſeine Macht alſo gar zu ſehr geſchwächet werde. Aus gleichen Urſachen läſt er unterweilen ein Examen anſtellen und unterſuchen, wie weit ſie es in der Baliſchen Sprache, in welcher ihre Bücher, und was von der Religion handelt, geſchrieben ſind, gebracht haben. Um das Jahr 1680 wurden deren etliche tauſend abgeſetzt, weil ſie in dieſer Sprache ſehr unerfahren geweſen. Nebſt dem daß ſie die Jugend unterrichten, erklären ſie auch dem gemeinen Manne die Geſetze ihrer Religion in den Tempeln, an den Feſt-Tagen, wenn der Neu- und Voll-Mond eintritt, wie auch währender Zeit der Uberſchwemmung, bis ſich das Waſſer wieder ſetzet; in ſolcher Zeit predigen ſie täglich von ſechs Uhr des Morgens bis um neune, und von ein Uhr Nachmittages bis gegen fünff. Der Prædicant ſitzet auf einer hohen Banck mit Creutzweis übereinander geſchlagenen Beinen, und wenn einer müde iſt, kömmt ein anderer, und löſet ihn ab. Das Volck giebt den Lehrer ſeinen Beyfall mit einem Zuruff zu erkennen, etwa mit dieſen Worten: Dem iſt allerdings alſo, es iſt die lautere Wahrheit, oder es iſt billig daß man alſo thue. Hernachmahls bringen ſie dem Prædicanten ihre Geſchencke, von welcher viele Talapoins groſſe Mit-

tel ſammlen. Die Europäer nennen die Zeit der Uberſchwemmung die Faſten der Talapoins, denn ſie eſſen gar nichts Vormittags, und Nachmittags nur einige Baum-Früchte. Die Indianer können aber faſt durchgehends wol Faſten, und iſt gewiß, daß in den heiſſen Ländern ein leerer Magen nicht bald und ſo ſehr beſchwere als in kalten. Es giebt der Talapoins zwey Orden, nehmlich Kloſter-und Wald-Brüder, die man Eremiten nennen möchte, weil ſie beſtändig in Wäldern wohnen. Die Kloſter-Talapoins aber reteriren ſich doch auch nach der Reiß-Erndte ein Wochen oder dreye aufs Feld, und wohnen in Hütten, die ſie in Form ihres Cloſters nehmlich ins Gevierdte, um ihres Abts Zelle herum, aufſchlagen, und zwar von grünem Reiß-Holtze. Sie zünden kein Feuer um der wilden Thiere willen an, und ſolches wird ihnen zur Heiligkeit gerechnet, um derer willen die wilden Thiere ſie verſchonen. Sie campiren aber auch von den Wäldern gemeiniglich ziemlich weit ab, und dazu in ziemlicher Menge beyſammen. Denn die Wald-Talapoins verwahren ſich eben wohl mit Feuer, ob gleich geglaubt wird, die wilden Thiere hätten ihre Heiligkeit am Geruch, und ein Tyger, werde einem rechten Talapoin wol Hände und Füſſe lecken, aber nimmer Schaden thun. Wenn derohalben ein zerriſſener Cörper von einem Talopoin gefunden wird, läugnen ſie, daß er ein ſolcher ſey, oder wenns nicht kan geläugnet werden, geben ſie vor, er habe ſeine Ordens-Regel übertreten, und ſeine Heiligkeit verletzet. Sie haben alſo daher und von andren Dingen den gröſten Ruhm eines heiligen und ſtrengen Lebens, ſind auch des Königs Cenſur, Examini und Straffe ſo nicht unterworffen als die Kloſter-Leute. Allein ſie leben auch nicht unter ſolcher Aufſicht wie jene, und ihre Fauten können ſo leicht nicht bemercket werden. Zudem ſind ihre Wälder weit ſo beſchwerlich nicht zu bewohnen, wegen der vielen Früchten, die da und dort drinnen wachſen, wovon ſie ohnedem, ſo wol als andre arme Hälſe, die um Tyranney oder Miſſethat willen in die Wälder flüchten, leben. Auch ſind ihre Tyger nicht ſo gefährlich als anderer Orten, weils ihnen nicht ſo leicht an Nahrung fehlt. Die Kleidung und Farbe aller Ordens-Leute iſt gelb, welches hier wie in China, die Königliche Leib-Farbe iſt. Neſſeltuchene Hemder tragen ſie nicht, ſondern eine gelbe Charpe hängt ihnen wie ein Degen-Gehänck über die lincke Schulter, dergleichen Leinwand ſie auch um den Leib wicklen, und über alles einen langen leinen Leib-Rock, der mit einem Gürtel fünff Finger breit um den Leib feſt gebunden wird. Sie ſchehren an ihren Faſt-Tagen, nehmlich am Neu- und Voll-Mond das Haar vom Haupt, Bart und Augenbraunen, und brauchen ein breites Blatt von einem Baum Talapat genannt, welches ſie beym Stiel halten, ſtatt eines Sonnen-Schirms. Ihr Vorſteher muß ſein Haupt ſelbſt beſcheren,

ren, weil niemand ihrer Meinung nach würdig iſt, ſelbiges anzurühren. Aus gleichen Urſachen darff kein junger Talapoin einem alten, wohl aber ein alter einem jungen ſcheren. Wenn ein Talapoin Alters wegen unvermögend wird, das Schehrmeſſer ſelbſt zu führen, mag endlich ein anderer ſein Haupt beſchehren; dieſer muß aber vorher mit vielen Complimenten bezeugen, daß er ſolcher Ehre unwürdig ſey. Die Schehrmeſſer der Siammer ſind vom Kupffer gemacht. Die Talapoins waſchen ſich des Morgens frühe, wenn ſie eben die Adern an ihrer Hand erkennen können, eher nicht, aus Furcht, daß ſie unwiſſend etwas lebendiges verderben möchten. Wenn ſie ſich angekleidet haben, gehen ſie mit ihrem Vorſteher in den Tempel, und bringen zwey Stunden mit Abſingung etlicher Lieder, die von ihrer Religion handlen, zu. Dieſe Lob-Lieder, wie wir ſie nennen wollen, ſind in der Baliſchen Sprache auf Oles-Blättern mit eiſernen Griffeln geſchrieben, und etliche von ſolchen zuſammen gebundenen Blättern machen ein Buch aus. Der gemeine Mann aber hat keine ſolche Gebeht- oder Geſang-Bücher. Die Talapoins ſchlagen den Tact mit ihrem Talapat oder Fecher, welches nicht anders anzuſehen iſt, als wenn ſie ſich Lufft zuweheten. Dieſe ſowohl als die Layen, werffen ſich beym Ein- und Ausgang aus dem Tempel dreymahl vor das groſſe Bild mit dem Angeſicht auf die Erden: ſo lange ſie aber im Tempel bleiben, ſitzen ſie mit Creutz-weiß über einander geſchlagenen Beinen. Sie ſcheinen alſo ihrem König mehr Reſpect zu geben, als ihren Göttern. Denn in des Königs Gegenwart bleiben alle Leute auf ihrem Antlitz liegen, ohne wenn ſie angeredet werden. Die Talapoins werden alle Neu- und Voll-Mond von den Layen gewaſchen, und in einer jeden Privat-Familie müſſen die Kinder ohne Unterſcheid des Geſchlechts, ihren Vater und Mutter, Groß-Vater und Groß-Mutter waſchen. Nach verrichteter Morgen-Andacht gehen die Talapoins in der Stadt herum auf die Betteley mit einem eiſernen Becken, und mit einem leinen Sack verſehen, der ihnen an einem Strick über die Schulter herunter hänget. Sie gehen nicht ein oder aus in ihren Klöſtern, ohne ſich vor ihrem Vorſteher auf das Antlitz niederzuwerffen, und ihm die Füſſe zu küſſen. Ihre Klöſter haben Gärten und brauchbare Ländereyen, die frey von Schatzungen, und dem Kloſter erblich ſind und bleiben. Sie halten auch Sclaven, ihr Land zu bauen; wenn aber ein Talopoin ſtirbt, iſt der König ſein Erbe. Wenn die Talapoins von der Betteley wieder aus der Stadt zurück in ihr Kloſter kommen, opffern ſie den Götzen etwas von ihren Allmoſen, vom übrigen eſſen ſie ihr Früh-Stück, hernachmahls ſtudiren ſie bis an den Mittag, alsdenn ſchlaffen ſie nach Gewohnheit der heiſſen Länder, darauf unterrichten ſie ihre Schüler, die ihnen anvertrauet ſeyn: Gegen den Abend aber machen ſie erſtlich ihre Tempel rein, und bringen abermahl zwey Stunden mit Abſingung ihrer Lieder zu. Endlich verfügen ſie ſich zur Ruhe,

he, und eſſen des Abends ſelten etwas anders, als etliche Baum-Früchte, oder was ihnen zu Mittag überblieben iſt. Wenn ſie des Nachmittages eine müßige Stunde haben, ſpatziren ſie im Felde herum. Die Layen-Brüder empfangen alles Geld, welches den Talapoins gegeben wird, weil man es den Prieſtern zur Sünde rechnet, wenn ſie etwa dieſen Mammon anrühren. Dieſe Diener haben auch die Aufſicht über den Garten- und Land-Bau, und verrichten alle ſolche Dinge, mit welchen die Talapoins nach ihren Geſetzen ſich nicht bemengen dürffen. Wenn der Vorſteher eines Kloſters ſtirbt, wird ein anderer aus der Compagnie erkohren, deſſen Alter und Gelehrſamkeit ihn des Platzes würdig macht, wenn jemand einen neuen Tempel ſtifftet, ſetzet er einen Vorſteher des Kloſters, und bauet ihm ſein Haus; die andern Cellen werden erſtlich angelegt, wenn nach der Hand mehr Talapoins ſich dahin verfügen. Wenn jemand Luſt hat, in ein Kloſter zu gehen, meldet er ſich erſtlich bey dem Vorſteher des Kloſters, und endlich wird er von einem Sancrat eingekleidet. Man wegert niemand die Einkleidung, ſintemal ſie es für eine groſſe Sünde halten, jemand in ſolchen Vorhaben zu hindern. Die Eltern ſetzen ſich auch ſelten dawider, weil das Kloſter-Leben ein gewiſſer Weg zum Reichthum oder guter Tagen iſt, und ſie nicht länger darin bleiben dürffen, als es ihnen beliebt. Ja die Eltern führen ihre Kinder ſelbſt mit vielem Gepränge ins Kloſter, wenn ſie ſollen eingekleidet werden. Die nächſten Freunde gehen mit gemieteten Täntzern und Muſicanten vor ihnen her, die da aufſpielen und tantzen müſſen. Aber weder die Muſicanten noch die Weiber dürffen mit dem jungen Talopoin ins Kloſter hinein treten. Die Einweihung geſchiehet durch Beſchehrung des Haupts, Barts und der Augen-Braunen, worbey der Sancrat etliche Sprüche herbetet, die ſich zu der Einweihungs-Ceremonie ſchicken. Darauf wird der junge Talopoin ins Kloſter eingeſperret, und darff nach der Zeit weder den Täntzern zuſehen, noch Muſique anhören.

Die Nonnen, oder Talapoininen werden weiß gekleidet, und die rechten Nonnen haben eben wie bey den Mönchen ihre weltliche, oder Layen-Schweſtern bey ſich, ſie können aber alle, wie bey den Manns-Klöſtern die Nens, ihr Ordens-Kleid von der Vorſteherin des Kloſters empfangen, ohne den Sancrat um ſeine Einwilligung zu begrüſſen. Wenn man eine von ihnen bey einem Manne findet, wird ſelbige nicht deswegen verbrannt, wie bey den Talapoins in gleichen Fällen geſchicht: Sondern ſie werden ihren Freunden übergeben, und von ſelbige mit Stock-Schlägen gezüchtiget, denn die Ordens-Leute ſelbſt dürffen niemand ſchlagen, oder ſtraffen.

Ob gleich alle Indianiſche Talapoins die Lehre von der Wanderung der Seelen als eine Grund-Lehre annehmen, ſind ſie doch in allen übrigen Stücken

nicht einig. Einige erlauben, andere verbieten die Ehe. Einige halten es vor eine Sünde, Fleiſch zu eſſen, und ein Thier zu tödten, andre nicht; andere thun es nur ſelten, wenn ſie opfern. Einige eſſen auch wol ein Thier das von ſich ſelbſt ſtirbt, oder von andern für ſie geſchlachtet iſt, ſelbſt aber machen ſie ſich eben ſo groß Gewiſſen, ein Thier als Menſchen zu tödten.

Die Indianer glauben von lebendigen und lebloſen Geſchöpffen, daß ſie eine vernünfftige Seele haben. Der Himmel, die Erde, das Feuer, Waſſer, Ströme, Wälder, Städte, Häuſer und gantze Natur wird nach ihren Gedancken, von Seelen oder Geiſtern belebet, die alle aus einem Cörper in den andern gehen. Aus dieſen vermeinten Warheiten machen ſie den Schluß, daß der glückſeligſte unter den Menſchen nicht ohne viel Jammer und Elend, ſondern das Leben in den Cörpern eine Hölle der Seelen ſey, und die wahre Glückſeeligkeit nicht eher gefunden werde, als wenn die Seele vom Leibe getrennet iſt. Einige geben auch vor, daß ſie ſich unterſchiedlicher Wanderungen ihrer Seelen erinnern können; Ja, daß ſie Nachricht haben, die gantze Natur ſey ſchon eher zu grunde gegangen, und wieder aufs neue aufgerichtet worden. Sie glauben, daß obſchon die Seele unſterblich ſey, ſo ſey ſie doch kein purer Geiſt, ſondern beſtehe aus einer ſubtilen Materie, welche nach dem Tode die völlige Geſtalt des Cörpers behalte, und an welcher man ſo gar die Wunden und das Blut, dadurch ſie vom Leibe geſchieden, noch nach dem Tode erkennen könne. Und daß die Seele nicht ſtracks nach der Auflöſung aus einem Cörper in den andern fahre, ſondern eine Zeitlang, nachdem ihre Aufführung beſchaffen geweſen, Straffe oder Belohnung empfange, und daß es zu dem Ende, auſſerhalb der ſichtbarn Welt, neun unterſchiedliche Grade oder Oerter gebe, woſelbſt ſie belohnet, oder auch beſtrafft werden. Die ſeelige Seelen fahren nach ihrer Meynung hoch über die Sterne hinüber, die unſeeligen aber werden ſehr weit in die Tieffe hinunter geſtoſſen. Allwo ſie auch mit eben ſolchen Dingen beſchäfftiget ſeyn, als ſie hier in dieſem Leben vorgehabt; und aus der Urſache verbrennen ſie, an etlichen Orten, der Verſtorbenen beſte und ihnen am liebſten geweſene Güter, Kleider, Sclaven und Kleinodien mit ihnen. Ja die Weiber ſelbſt bieten ſich an mit ihren Männern verbrandt zu werden, in Hoffnung mit ihnen in der andern Welt vergnügt zu leben. Und man ſagt, es fehle ſo gar nicht an Exempeln etlicher Männer, ſo ſich mit ihren Weibern, die ſie ſonderlich geliebet, haben verbrennen laſſen.

*La Loubere* ſagt zwar, es ſey das Verbrennen, weder den Weibern noch Männern jemahls zugelaſſen worden, in keinem Lande jenſeit des Ganges, und daß ſie auch an ſtatt des rechten würcklichen Haußraths nur einige von verguldeten Pa-

pier gemachte Sachen ſo jenem ähnlich wären, mit ihnen verbrenneten, vorgebend, ſie würden in die Sachen, ſo ſie vorſtelleten, würcklich verwandelt. Der Leſer urtheile aber ſelbſt ob ihm, oder ſo vielen andern Reiß-Beſchreibern völlig, oder zum theil zu glauben ſey. So viel iſt wol gewiß, daß die Sachen und Perſonen, ſo vorhin würcklich ſind verbrandt worden, nun, nachdem die Obrigkeit, vielleicht durch die Europäer, klüger gemacht, es nicht mehr zugiebt, annoch in Bildern bey der Proceſſion und beym Verbrennen Staat machen müſten, da der König die Güter in natura erbet; wenigſtens bey Beamten und Geiſtlichen Perſonen. Gleichwie aber die Siammer glauben, daß ſie durch ihre Ceremonien etwas beytragen können den Zuſtand der Todten zu erleichtern; alſo ſtehen ſie auch in den Gedancken, daß die Todten ihnen Gutes oder Böſes thun können. Darum beten ſie ihre verſtorbene Freunde an, und erzeigen ihnen bey ihrer Begräbniß, alle nur erſinnliche Ehre, inſonderheit aber verehren ſie die Seelen ihrer Vor-Eltern bis an den Elter-Vater hinan. Denn weiter hinaus in der Stamm-Linie ſagen ſie, ſeyn die Freunde ſchon durch ſo viele Wanderungen gegangen, daß ſie nicht mehr von ihnen wüſten. Sie ſolten wol gedencken, daß wenn ihre verſtorbene Freunde nun kleine Götter und der Anbetung würdig wären, ſo könten ſie der Dienſte und Hülffe ihrer lebenden Freunde nicht mehr bedürffen, aber ſo weit können und wollen ſie nicht ſehen, auch nicht erkennen, daß ihre Anbetung der Freunde, dadurch, daß ſie nicht wiſſen können, ob ſelbige nicht vielleicht in Pflantzen, Bäume oder Thiere verwandelt, noch abgeſchmackter werde.

Sie glauben keine Göttliche Vorſehung, ſondern, daß ein jeder in allen ſeinem Thun einer fatalen Nohtwendigkeit unterworffen ſey; und glauben dennoch daß die Tugend belohnet, die Laſter aber beſtraffet werden. Ob und wie aber beydes beyſammen ſtehen könne, unterſuchen ſie nicht, wie ſie auch ſonſt keine Abſurda ſehen wollen, ſo aus ihren Lehr-Sätzen flieſſen.

Gleichwie denen Talapoins nicht erlaubet iſt zu tödten, zu ſtehlen, zu huren, zu lügen, und Zauber-Träncke zu trincken; Alſo hüten ſie ſich auch nur auf einen Baum zu ſteigen, Holtz zu brennen oder ein Feuer anzuzünden, oder, wenn es brennet, auszulöſchen, damit ſie ja nicht irgend einen Saamen, eine Pflantze ꝛc. verderben, derhalben ſie auch keine unreiffe Frucht abflücken oder genieſſen, damit der Saame und Kern nicht verderbe, die Frucht aber eſſen ſie, ſagende: wenn ſie reiff ſey, habe ſie weiter kein Leben, und ſeye zur Nahrung und Gebrauch gewachſen. Wenn auch ein Thier, Baum oder Pflantze von andern oder vom Winde umkomme, ſo ſey es auch nicht ſündlich, es zu gebrauchen. Und weil ſie das Blut in den Menſchen und Thieren, den Safft aber in den Pflantzen für den Sitz der Seelen halten, ſo werden ſie keine Pflantze gern zerquetſchen, umb den Safft daraus zu ziehen. Ja es war eben daher,

her, vor dem verboten, eine Ader oder die geringſte Oeffnung am Leibe zu machen, da Blut heraus gehen konte; auſſer dem aber, daß ſie von den Europäern vieles anders gelernet und angenommen, ſo wiſſen ſie von ſelbſt auch gar wol, die meiſten Geſetze ihrer Religion zu eludiren. Sie ſagen zum Exempel, daß ſie im Kriege nicht Schuld an ihrer Feinde Tode ſeyn, ſondern ihre Feinde ſelbſt, weil ſie ſich ihrem Geſchütz gegen über hinſtellen. Die Talapoins dürffen keinen Reiß kochen oder eſſen, weil es ein Saame iſt, den ſie alſo tödten würden, welches ihnen eine Sünde iſt; ſie laſſen den Reiß aber durch ihre Diener kochen, und ſo dürffen ſie ihn ohne Bedencken eſſen. Sie halten es auch für eine Sünde auf die Erde, ins Feuer, oder ins Waſſer ihren Urin zu laſſen, und alſo die Elementen zu verderben. Ihre Diener aber mögen wohl ihr Waſſer ausgieſſen, in welch Element ſie wollen. Sie dürffen kein Frauenzimmer freundlich anſehen, mit ihnen reden, noch etwas aus ihrer Hand annehmen. Aber wenn dieſe es zu ihren Füſſen legen, dürffen ſie es wol annehmen.

Sie dürffen kein Gold oder Silber anrühren, auch kein Geld auf Zinſe austhun, ja nichts auf den Morgen behalten, was ſie des Tages vorher gebettelt haben, ſondern müſſen ſolches einen oder dem andern Thiere geben: Sie dürffen von einem Layen nichts borgen, oder in Hoffnung einiger Geſchencke, Freundſchafft mit ihm machen, oder ſonſt was thun, was nicht zum Gottesdienſt gehört; Sie werden aber doch reich, und dürffen Schätze ſammlen, und ſie gehen wol um deswillen, ins Kloſter.

Ferner ſie müſſen keine Muſic anhören, Täntzen zuſehen, Rauchwerck brauchen, keine luſtige Lieder ſingen, auf Inſtrumenten ſpielen, zu viel eſſen, ſchlaffen, noch einige Kurtzweil treiben. Es iſt ihnen verbothen ihren Nächſten zu richten, vielweniger zu bevortheilen, derhalben ſie gar nichts kauffen oder verkauffen, kein Vieh halten, keine Aecker noch Gärten bauen, köſtliche Kleider tragen, noch ihr Haupt bedecken, anders reden als ſie meynen, noch anderer Leute Vermögen ausforſchen, oder entdecken dürffen.

Ein Talapoin ſündiget auch, wenn er einen Menſchen mehr als den andren liebt, aus güldenen oder ſilbernen Schüſſeln iſſet, oder Kleider von einer andern Farbe als gelb träget, überlaut lachet, ſich auf ſeine Gelehrſamkeit oder vornehme Gebuhrt etwas einbildet, jemanden auſſer ſeinem Vater, Mutter, Bruder und Schweſtern beſucht, auf der Straſſe herumlaufft, oder ſein Kleid über die Mitte des Leibes aufhebet. Er ſündiget ferner, wenn er jemand unverſchämt ins Angeſicht ſiehet, Schelt-Worte mit Schelt-Worte vergilt, jemanden drohet, Zanck anhebet, zornig wird, oder mit einem andern Talapoin, von welchem er weiß, daß er geſündigt hat, in den Tem-

pel kommt. Sie müſſen auch nicht alle Tage in ein Haus zu bettlen kommen; und dürffen weder mit den Kindern, die ihnen zu erziehen anvertrauet ſind, noch bey ſonſt einem Menſchen in einem Bette ſchlafen. Man erfordert von ihnen alſo eine groſſe Reinlichkeit und Sittſamkeit. Wenn ſie eine Leiche beſtätigen, müſſen ihre Geſänge und Reden von der Gewißheit des Todes, und von der Hinfälligkeit des Menſchlichen Lebens handlen, ſie dürffen niemanden ihrer Freunde, auch ſelbſt die Eltern nach ihrem Abſterben nicht betrauren.

Wenn man ihnen vorhält, daß Krafft ihrer Lehre von der Wanderung der Seelen, das Morden der Menſchen und Thieren keine Sünde ſey, weil die Seele dadurch von einem Leben befreyet werde, zu welchem ſie zu ihrer Straffe verdammet worden; ſo antworten ſie, daß eine jede Seele immer ſchwerlich beleidiget werde, wenn man ſie mit Gewalt aus dem Beſitz ihres Leibes, den ſie gegenwärtig bewohnet, vertreibet, und ſelbige werde dadurch nicht erlöſet, ſondern ſo gleich verdammet, in einen andern Leib zu fahren, der juſt in gleichen Umſtänden ſtehe, und eben ſo beſchaffen ſey, wie der vorige geweſen, bis ſie die Zeit erfüllet, die ihr zu ſolchem Wander-Termine beſtimmet geweſen. Wiewohl doch auch nach dieſem Lehr-Begriff nicht erhellet, daß einem Erſchlagenen durch den Mord ſo groß Unrecht wiederfahre: Denn einige Heiden, und inſonderheit die Chineſer, tödten ihre Kinder ſelbſt, um ſie in einen glücklichen Zuſtand zu verſetzen, und dem Elende, welches insgemein mit der Armuht vergeſchwiſtert iſt, zu entziehen. Einige von ihnen, glauben, daß ein Selbſt-Mörder, in der folgenden Wanderung, in einem glücklichern Zuſtand verſetzt zu werden, verdiene: Andre aber wollen ſie nicht einmahl ehrlich begraben laſſen, ſondern meinen, daß ihre Seelen verdammet werden, unter den böſen Geiſtern herum zu ſchwermen, ja gar Teufel zu werden, und daran ein Vergnügen zu ſchöpffen, daß ſie die Menſchen plagen können.

Und wer kan alle ihre thörigte und einander entgegen lauffende Lehrſätze und Lebens-Regeln erzehlen oder zuſammen reimen? Ihre groſſe Menge der Pfaffen aber befindet ſich doch wohl dabey, und weiß alles zu erklären, oder doch die Leute zu überreden, daß ſie zufrieden, und dieſe geiſtliche Herren, ihrer Seeligkeit Berahter ſeyn laſſen. Woraus man ſiehet, daß dieſe Talapoins eben wie die Cleriſey der gantzen Welt, vermittelſt der Heucheley und Betriegerey ſich zu Herren gemacht, Reichthum und gute Tage geſchafft, dem armen Volcke aber viele Geſetze und Laſten aufgebürdet, die ſie doch mit keinem Finger ſelbſt berühren, ſondern alles zu erläutern, zu elidiren und von ſich zu ſchieben wiſſen, ſo daß ſie davon die Wärme, das Volck aber den Rauch habe und empfinde.

Doch

Doch ſind ſie in etlichen Stücken weit beſſer als der gröſte Theil der Prieſterſchafft in der Chriſtenheit. Denn ihre Meiſterſchafft über die Gewiſſen iſt nicht ſo ſtrenge und Tyranniſch. . Sie verketzern und verdammen nicht alles, was nicht die Seeligkeit oder den Weg dazu bey ihnen kauffet und lernet. Sie läſtern und verfolgen auch nicht fremde, vielweniger ihre eigene Glaubens-Genoſſen, wenn ſie ihnen nicht in allen Stücken glauben und folgen. Am allerwenigſten aber brauchen ſie Feuer und Schwerdt, Dragoner, Gerichts-Diener, oder einiger Weiſe weltlichen Arm, die Leute zu bekehren. Dagegen üben ſie Liebe gegen jederman ders bedarff, ohne Anſehn der Religion, Nation oder des Standes. Sie haben offt den Europäern, die auf dortigen Küſten geſtrandet haben, Kleider und andere Nothdurfft nach Vermögen gegeben, und wann ſelbige von der Obrigkeit nach dortigem Strand-Rechte aus Staats-Urſachen ſind verfolget und aufgeſucht worden, haben ſie ihnen heimlich fort, und an die See-Kanten geholffen, damit ſie frey wieder zu den ihrigen kommen möchten. Zweytens iſt auch das an ihnen zu loben, daß obſchon ihrer ſo eine übermachte Menge im Lande iſt, und der Pöbel ihnen ſo ſtarck anhanget, ſie dennoch nicht ſuchen, die weltliche Herrſchafft an ſich zu ziehen, oder doch durch ein zulänglich Gegengewicht ſich deren Tyranney zu entziehen; Davon ſie bisher nicht allerdings frey geweſen, ob wol der König ſie ſonſt, was ihre Freyheiten und Lehr-Sätze betrifft, ziemlich ungehudelt läſt.

Der Himmel und die Hölle der Indianer beſtehet darin, daß ein Menſch durch eine Menge guter Wercke in allen Wanderungen und Revolutionen endlich in der Neunten und letzten Landſchafft Limbo oder Grade der Seeligkeit anländet. Da er über alles, was ſterblich heiſt, erhoben, und nicht mehr ſtirbet, ſondern als ein Funcke in der Lufft vergehet, und in dem Stande der ewigen Ruhe verbleibet. Oder wann er in allen Wanderungen, durch alle Behältniſſe und Straff-Oerter der Böſen, hiedurch den Himmel nicht verdienet, daß er doch zu einer ewigen Wanderung aus einem Cörper in den andern verdammet wird. Man kan nach ihrer Meinung auch wol durch einen Sprung in den Himmel kommen, nehmlich, wenn ein Menſch ſo heilig lebet, daß er den Himmel bey Leibes-Leben verdienet, ſo kan er nicht mehr ſterben, und in eine andere Landſchafft oder Grad, ſondern alsbald in die Unſterblichkeit und ewige Ruhe übergehen.

Dergleichen Heiligen zu ehren, werden eben die Tempel erbauet, und deren Bilder anzubeten aufgeſtellet. Unter welchen der Sommona Codom, der allerheiligſte, und weyland ein Land-Talapoin ſoll geweſen ſeyn. Den Sommona, ſoll einen Talapoin, der im Walde wohnet, bedeuten, Codom, aber iſt dieſes Mannes eigner Nahme geweſen. Auſſer dieſem ſollen die Siammer keinen Gott haben, und ſich keinen Begriff von einem Schöpffer Himmels

und der Erden machen können. Welches man dem *la Loubere* aber ſo platt hin nicht glaubet, ſondern dahin geſtellet ſeyn läſſet. Man hat aber bißher unter allen, auch den allerwildeſten Völckern, noch keine Nation gefunden, welche nicht wenigſt eine höchſte Gottheit geglaubet, und wenn dergleichen Nation ſeyn ſolte, ſo müſte man ſie wenigſt nicht in Aſia oder Siam ſuchen, welches mit denen Ländern Landfeſt liegt oder gräntzet, allwo die Religion der Patriarchen, Juden, Chriſten und Mahomethaner entweder geblühet hat, oder auch noch heutiges Tages blühet: wie ſolten nun alle dieſe Glaubens-Bekänntniſſe, die alle ein Höchſtes Göttliches Weſen bekennen, den Siammern unbekandt geblieben ſeyn. Der Mahumedismus iſt ja nicht allein in dem feſten Indien und Siam ſelbſt, ſondern ſo gar in die äuſſerſten Oſt-Indiſchen Inſulen Mindano, und andre durchgedrungen, ja gar dominant worden. Und vom Chriſtenthum iſt gleichfals nicht zu zweiflen, daß denen Indianern das Evangelium, ob wohl vor langer Zeit, und wahrſcheinlich durch St. Thomam, nicht ſolte ſeyn geprediget worden, maſſen ja die Portugieſen, als ſie allererſt ins Land gekommen, daſelbſt ſchon Chriſten gefunden. Und noch heutiges Tags findet ſich auf der Küſte Coromandel ein Same von denſelben. Welches in der Hiſtorie von Indien diſſeits des Ganges, ausführlicher vorkommen wird, von welchem Siam nicht weiter als durch die Bengaliſche Bay abgeſchieden. Dahero der Heyden Apoſtel, welcher es auch geweſen, ſo in dieſen Gegenden geprediget, wo nicht ſelbſt, doch durch ſeine Diſcipul das Evangelium auch gegen über in Siam wird gepflantzet haben. Wie denn die Römiſchen Miſsionarien, die Hiſtorie des Sommona Codoms und ſeiner Mutter, aus den Büchern der Talapoins ſo erzehlen, daß eine ehemalige Wiſſenſchafft der Hiſtorie von JEſu Chriſto ſehr wahrſcheinlich daraus hervor leuchtet. Es ſey nehmlich dieſer Sommona Codom eines Königs der Inſul Ceilon Sohn geweſen, aber nicht wie ein ſterblicher Menſch, ſondern von ſeiner Mutter aus dem Geruch einer Blume empfangen worden. Er habe eine gantz ungemeine Stärcke gehabt, und habe ſeinen Leib groß und gantz klein, ja gar unſichtbar machen, und Wunder thun können. Er ſey der allerheiligſte Menſch, ſo je gelebet, geweſen, und habe ihr Geſetz zwar nicht gegeben, aber nachdem es durch die Menſchen verdorben geweſen, wieder hergeſtellet und verbeſſert. Endlich habe er zum Heil ſeines Volcks ſeine Augen ausgeſtochen, ſein Weib und Kinder geopffert, und den Talapoinen zur Speiſe, und alle ſeine Güter den Armen zum beſten gegeben: Und zuletzt ſey er auf eine ungewöhnliche Weiſe verſchwunden, gen Himmel über alles erhaben, und in die ewige Herrlichkeit verſetzet worden. Seine Mutter, werde in den Büchern der Talapoins Maria Maka, das iſt die groſſe Maria genannt. Herr *Salmon* will zwar dieſe Nachricht nicht vor autentiqve annehmen, und zwar

aus der nicht ungegründeten Urſache, weil die Herren Patres allzuofft und allenthalben Spuren und Uberbleibſel vom ehemahligen Chriſtenthum, und Anbetung der Mutter GOttes, ſelbſt in America wollen gefunden haben: Inſonderheit weil der Herr *de la Loubere*, ſelbſt ein Catholick, aber nicht ſo leichtgläubig als ſie, meinet, ſie hätten ſich mit ihrer Meinung übereilet. Allein man kan der Erzehlung doch nicht wohl allen Beyfall verſagen, weil Herr *La Loubere* ſie ſelbſt nicht gäntzlich läugnen kan, ſondern ſie nur corrigiret, und ſagt Maria werde eben ſo offt Mania als Maria geſchrieben; ausgeſprochen aber werde das Wort allezeit Maka Mania.

Herr *Salmon* fährt in dieſer Materie alſo fort: Es iſt der Proteſtanten gröſte Schande und ewiger Vorwurff, daß ſie keine Miſsionarien ausſenden. Die Gewinnſucht führet uns in die äuſſerſte Winckel der Erden, aber an das Heyl der Seelen, wird kaum auf unſern Colonien und Contoiren zur äuſerſten Nothdurfft ſo viel gewandt, daß ein Prediger, ja wol kaum ein Vorleſer beſtellet wird. Und dieſe Herren haben ſelten eine andre Abſicht, als in Indien bald reich zu werden, ſie ſind auch zu Hauſe wenig zur Miſsion zubereitet, noch in den Wiſſenſchafften geübet, womit die Papiſtiſchen Miſsionarien ſo guten Eingang finden. Die Holländer laſſen doch noch geſchehen, daß ihre Sclaven in der Chriſtlichen Religion unterrichtet, oder von Papiſtiſchen Miſsionarien getauffet werden; Aber die Engliſchen Kauffleute laſſens kaum und ſehr ungern zu, aus Furcht, ein ſolcher Sclave möge gedencken, daß nachdem er ein Chriſt, ſey er ſo gut als ſein Herr, und folglich müſſe er ein wenig beſſer tractiret werden.

Und gewiß es iſt zu verwundern, daß da beyde Nationen, die Engel- und Holländer, die für allen andern die Schätze und Güter der Erden an ſich bracht haben, nicht wenigſt die Geſchichte der Natur, Kunſt, Literatur, item die Hiſtorie und Geographie der Reiche und Länder, dahin ſie ſtärcker als keine andre Nation gehandelt, beſſer haben unterſuchen laſſen, da ſie doch geſehen, daß die Beſchreibung die wir bisher gehabt, ſo fabelhafft und ungewiß beſchaffen geweſen, auch daß von Privat-Perſonen nichts zuverläßiges oder zulängliches zu erwarten ſey; ſondern daß gelehrte und beſonders wohl dazu præparirte Leute expreſs müſſen ausgeſandt werden, wie in Rußland ein Anfang dazu gemacht worden, und der König Auguſtus in Pohlen noch die letzten Jahre ſeines Lebens gethan. Wir können aber auch hoffen, dieſe beyde Nationen werden ſolchen guten Exemplen folgen, wie ſie bey der Däniſchen Miſsion auf der Küſte Coromandel ſchon thun.

Nun noch was weniges von der Siammer Religion zu ſagen: Sie glauben daß noch einſt ein Sommona Codom kommen, und ihnen zurecht helffen werde.

de. Wenn auch jemand von Natur ungemein dumm und einfältig iſt, dencken ſie gleich, daß ſolcher der Sommona Codom ſey: denn weil ein dummer Menſch manchmahl über ſeine Affecten der beſte Meiſter, und faſt unempfindlich iſt, ſie aber die Unempfindlichkeit für die höchſte Glückſeligkeit achten, ſo wollen ſie vielleicht ſo viel zu verſtehen geben, ihr Sommona Codom ſey ſo vollkommen, daß nichts, was die Menſchen ſonſt beunruhiget, ihn rühren oder bewegen könne; welche Eigenſchafft aber dem Menſchen ein ſchlechtes Vertrauen zu einer Gottheit beyzubringen vermag. Sie ſagen ferner: er habe zwey vornehme Diſcipel gehabt, Praſcarabout und Pra Mogla; dieſer habe auf Bitte eines böſen Geiſtes die Erde umgekehret, und das hölliſche Feuer in ſeine hohle Hand genommen, ſolches zu löſchen: Als er aber nicht gekont, habe er den Sommona Codom gebeten, es zu löſchen, dieſer aber habe ſich deſſen gewegert, aus Beyſorge die Menſchen in den Laſtern zu ſtärcken, wo dieſe Straffe wegfiele. Sie glauben der Sommona Codom ſey allein Siams Gott, und bekümmere ſich nicht um andre Völcker, als die alle eigne Götter hätten, und ihnen dienen müſten. Aus dieſem haben ſie noch eine Göttinn Amida, die um und um mit Cronen, Fähnlein und allerley verguldeten Zierathen geſchmücket iſt, und der allezeit etliche Schüſſeln mit Speiſen und Früchten des Landes vorgeſetzet werden, die alſo die Göttin Ceres oder Melechet des Himmels bedeuten möchte. Ferner beten ſie einen Tipedah, einen Geſellen des groſſen GOttes an, item einem Brama und Pra-Promb, und in Ligor verehren ſie einen ungeheuren Götzen, der liegend gebildet wird, und einen Wollſack unter dem Kopffe hat. Ferner wird der Propont, und der kleine Samſey, jeder auf ſeine Art wie alle die andern verehret. Wie ſie denn noch viel kleine Götzen haben, ja ein jeder erwehlet ſich einen beſondern Hauß-Götzen, ohne die Vor-Eltern und Freunde, die ſie auch verehren, ein jeder nach ſeinem eigenen Gutdüncken, und worüber keiner den andern tadelt oder ſtrafft, oder verketzert und verfolget.

Es ſcheinet aber, daß ſie vor ihren Obern mehr Ehrfurcht haben, als für ihren Göttern; denn in ihren Tempeln iſts gar gemein, daß einer Pinang ſchneidet, der andere Toback reibet u. ſ. m. Da indeſſen die Talapoins immerhin predigen, ſie auch mit Erhebung der Hände bis ans Haupt, und mit andern Ceremonien oder Gebärden, ja auch mit Worten ihnen applaudiren, und ihren Beyfall bezeugen. *De la Loubere* meinet nicht, daß die Siammer ſo einfältig ſeyn, daß ſie alles was ſie nach dem Tode verehren, gleich zu Göttern machten. Die Griechen und Römer ſpricht er, hätten wol etlichen Menſchen noch bey deren Leben Tempel und Altäre gebauet, ohne ſie für Götter zu halten, etliche Chriſtliche Potentaten würden auch wol auf den Knien bedient, juſt auf der Art, oder in der

Poſitur

Poſitur wie wir unſern tiefſten Gottesdienſt verrichteten. Und eben auf ſolche Art verfuhren die Siammer mit ihren Königen, Vor-Eltern und andern um ſie wohl verdienten Leuten. Welches nicht Abgötterey, wohl aber ein gut Ding ſey; weil dadurch Ehrerbietigkeit und Gehorſam gegen ihre Eltern und Obern veranlaſſet würden, worinn das Weſen der Republiq beſtünde.

Aus der Lehre von der Wanderung der Seelen, ſollen nach ſeiner Meynung auch etliche gute Folgen entſpringen: E. g. Viel Fleiſcheſſen ſey in Indien ſehr ſchädlich, daher es gut ſey, daß die Völcker das Blutvergieſſen verabſcheueten, ſo wol bey Thieren als Menſchen. Wenn die Frantzöſiſche Miſsionarien von den Kriegen und Thaten ihres Königs ſo groß Aufheben machten, verwieſen die Siammer ihnen immer, daß es den Europäern ja kein Ruhm ſey, ſo viele Leute zu tödten. Sie ſchöpfften auch einigen Troſt von der Wanderung der Seelen in ihrem Unglück; Und die Furcht vorm Tode würd ihnen dadurch ebenfalls vermindert, weil ſie ſich einbilden, daß ſie dermaleinſt in einem weit glücklichern Zuſtande wieder aufleben werden. Sonderlich hat man bemercket, daß die Verſchnittenen, welche ſich ſonſt hier zu Lande, für die unglückſeeligſten unter allen Menſchen anſehen, ſich mit dieſer Lehre am meiſten tröſten. Die Talapoins oder Prieſter der Siammer müſſe man nicht Betrieger ſchelten, denn ſie betrögen nur, weil ſie ſelbſt betrogen wären. Die Betteley derſelben ſey die Weiſe aller Religionen, daß wer dem Altar diene, müſſe ſich davon nähren, in welchen allen der Herr *La Loubere* wol ſeinen Glaubens-Genoſſen das Wort redet.

Den Miſsionarien giebt er den Rath: Dieſe Leute zum Chriſtlichen Glauben zu bringen, müſſe man zu unſern Zeiten, da die wunderthätigen Gaben aufgehöret, die glimpfflichſten Mittel von der gantzen Welt ergreiffen, und ihnen Anfangs nur bey Gelegenheit zeigen, wie ſie ſich in gantz gemeinen Dingen, als in der Geometrie und Anatomie mannigmal irren, denn wenn man ſie in dergleichen Dingen einmahl eines handgreifflichen Irrthums überführet, welches leicht geſchehen könte, würden ſie ſo viel leichter glauben, daß ſie auch in andern Stücken unrecht haben könten. Ferner iſt er der Meinung, daß man die bey ihrem Gottesdienſt gebührliche Wörter und Redens-Arten, ſo viel als thunlich, beybehalten, und nicht leichtlich etwas darin verändern ſolle. Den wahren GOtt ſolle man zum Exempel, den allmächtigen HErrn Himmels und der Erden nennen, oder ihm ſonſt einen von denjenigen Nahmen beylegen, welche in der Landes-Sprache die gröſte Ehrerbietigkeit anzeigen, und einen bequemen Begriff von der Gottheit machen können. Bey den Teutſchen iſt das Wort Gott allezeit der Nahme des Mercurii geweſen. Deus und Θεὸς hat bey den Griechen ihre Götter, oder überhaupt ein anzubetendes Weſen bedeutet, doch änderten die erſten

Chriſten dieſe von den Ländern gewohnte Nahmen nicht. Das Geheimniß der Menſchwerdung müſſe ihnen mit Vorſicht geprediget werden, worzu er wol den Lehrſatz von der Dreyfaltigkeit fürnehmlich zehlen wird. Vom Leiden und Sterben JEſu Chriſti müſſe man ihnen nichts ſagen, bis ſie erſt überzeugt und præpariret wären, daß ein Menſch wol unſchuldig und doch unglücklich ſeyn könne. Und was er an einem Miſſionario am meiſten erfodert, iſt dieſes, daß er ſich ſo viel, als ohne Sünde geſchehen kan, nach den Sitten, Manieren, der Lebens-Art und Gewohnheiten des Volcks, unter welchem er predigen will, ſchicken müſſe, zum Beweiß führet er die groſſen Progreſſen an, die ein gewiſſer Pater zu *Madura* gemacht: Er lebte als ein Bramin in den Wäldern, ging mit bloſſen Haupt und Füſſen, und faſt nackt am gantzen Leibe. Er lebte eben ſo nüchtern und mäſſig als ſie, und bekehrte, wie der Herr *de la Loubere* meinet, viele Tauſende in der Gegend. Vor allen Dingen aber müſten die Miſſionairs ſich nicht mercken laſſen, daß ſie ihr Glück unter den Heiden zu machen, und ſich von ihrem Gelde zu bereichern ſuchten. Er meinet die Indianer ſeyn von keine Religion mit einigen beſondern Vorurtheilen eingenommen, und würden ſich ſchon längſt in die Herrlichkeit der Chriſtlichen Lehre verliebt haben, wenn der Geitz, die Herrſchſucht, Betriegerey und das rohe Leben und Wandel der Chriſten, ihnen nicht einen Eckel gegen das Chriſtenthum beygebracht hätte, welche Gedancken zum theil guten Grund, zum theil aber wohl mehr als der Göttlichen Vorſchrifft, und dem Exempel der Apoſtel gemäß ſeyn möchte, practiſiret werden, ſonderlich von den Jeſuiten. Die Frantzoſen halten annoch einen Biſchoff, nebſt einer Kirche und einer Schule für die Neu-Bekehrten in Siam, welches noch die Uberbleibſele von den vorigen Tractaten zwiſchen Siam und Franckreich ſind. Dieſe Kirche ſtehet ein wenig über der Stadt am Strohm. Sie machen aber wenige Bekehrungen, ohne wenn eine Theurung einfällt: Denn alsdann laſſen ſich viele arme Leute tauffen, um von der Kirchen ihren Unterhalt zu bekommen. Anno 1720 waren ungefehr 70 Chriſten, welche aber in ihren Tugenden und Lebens-Art niemanden weniger ähnlich waren, als rechten Chriſten. Der Biſchoff hatte Anno 1708 wohl 3000 Pfund Sterling von dem Könige geborget, um die Chriſten zu unterhalten, welche in der damaligen Noth waren getaufft worden. Aber dieſe Brodt-Chriſten fielen gleich ab, ſo bald als die Theurung vorüber war. Neben dem Biſchoff ſind wohl vier bis fünff Prieſter hieſelbſt, welche ein ſehr mäßiges Leben führen; weil ſie nicht viel einzuheben haben. Die Portugieſen haben auch eine Kirche daſelbſt gebauet an dem Ufer des Strohms, ihre Prieſter aber leben ſo ſchlecht, daß die meiſten ſich an ihnen ärgern.

Das

# Das neunte Capitel.

## Von ihren Hochzeiten, Weibern, Kindern, Sclaven und Leich-Begängniſſen.

Die junge Mägdgen dürffen hier zu Lande gar nicht mit Manns-Perſonen ümgehen, und werden, wo ſie es dennoch thun, von ihren Müttern deswegen ſehr ſcharff gezüchtiget; dem ungeachtet aber hauen ſie wohl einmahl über die Schnur, wenn ſie Gelegenheit dazu haben. Sie ſind auch ſchon in ihrem zwölfften Jahre und noch eher mannbar, und nach dem vierzigſten Jahre hören ſie auf zu gebähren, deswegen verheurathen ſie ſich frühe: etliche aber heurathen gar nicht. Vater und Tochter, Mutter und Sohn, wie auch Schweſter und Brüder dürffen einander nicht heyrathen, weiter ſehen ſie auf die verbotene Glieder in der Freundſchafft bey Schlieſſung ihrer Ehen nicht. Aber bey den Königen in Siam iſt es, wie in daſigen Ländern überhaupt, gar gebräuchlich, und wird erzehlet, der vorige König habe ſeine eigene Schweſter zur Gemahlin gehabt, und da er mit ſelbiger eine einige Printzeßinn gezeuget, habe er ſich ſelbige auch hernachmahls zur Gemahlinn erkohren, weil er, wie viele andre Orientaliſche Printzen, der Meinung geweſen, daß ſeiner Hoheit, eine Perſon, die nicht von ſeinem Geblüthe, zur Gemahlinn nicht anſtehe.

Wenn jemand ſeinen Sohn zu verheurathen denckt, läſt er das Gewerbe durch ein alt Weib bey der Braut Freunden anbringen: Wann nun der Antrag wohl aufgenommen wird, muß ein ſo genannter Zauberer oder Wahrſager ſogleich den Bräutigam und der Braut die Nativität ſtellen, (ob der Bräutigam oder Braut reich ſey, wird da nicht gefraget, denn die Tyranney der Regierung zwinget die Leute ihren Reichthum ſo viel möglich zu verbergen) nach der Antwort des Wahrſagers nimmt man an beyden Seiten ſeine Reſolutiones, wann die Eltern wegen des Handels einig geworden ſind, hat der Bräutigam Erlaubniß ſeine Braut dreymahl zu beſuchen, und ihr etwas Betel und etliche Früchte zu verehren. Bey der dritten Viſite ſind alle beyderſeitige Freunde gegenwärtig, und da wird der Braut-Schatz der Jungfer, und alles was ſie dem Bräutigam zubringt, dargelegt. Damit iſt die Ehe und auch die Hochzeit vollenzogen, und die jungen Ehe-Leute werden zuletzt von ihren Freunden brav beſchencket.

Sie haben bey ihren Hochzeiten keine religieuſe Ceremonien, denn die Talapoins dürffen ſolchen Aufzügen nicht beywohnen; Etliche Tage hernach aber ſtellen ſie ſich, damit ſie nicht leer ausgehen, in dem Hochzeit-Hauſe doch auch noch ein, beſprengen die jungen Ehe-Leute mit Weyh-Waſſer, und murmelen etliche Gebeter über ſie, um ihnen eine glückliche Ehe von Gott zu erbitten. Sonſt werden auch bey ihren Hochzeiten allerhand Frölichkeiten getrieben, koſtbare Mahlzeiten gehalten und dergleichen, eben ſo wie in andern Theilen der Welt. Sie heuren auch eigene Leute, welche tantzen und die Geſellſchafft erluſtigen müſſen: Die Hochzeiter aber und ihre Freunde tantzen bey ſolchen Fällen gar nicht. Der Braut Vater rüſtet die Mahlzeit aus. Der Bräutigam aber läſt ein eigen Haus von einem Zimmer dazu bauen, welches nach ihrer Art zu bauen bald gethan iſt. Aus dieſen führen ſie das junge paar Volck in eine andere Wohnung, welche der Bräutigam im Bezirck von des Braut-Vaters Hofe vorher hat aufführen laſſen, daſelbſt wohnen ſie etliche Monathe, und hernach ziehen ſie in ihr eigen Haus.

Eines Mandarinen Tochter pranget an ihrem Hochzeit-Tage auf dem Kopffe mit einer kleinen Krone oder Mütze, dergleichen Zierrath, als die Mandarinen an ihren Staats-Mützen tragen. Ihre Kleidung iſt auch ein wenig feiner; ſie tragen auch koſtbarere Ohr-Ringe, und mehr Ringe an den Fingern, als die gemeinen Weiber. Der gröſte Braut-Schatz in Siam mag ungefehr 5000 Thaler betragen: und ein Mann, der an ſeinem Theil eben ſo viel in Vermögen hat, iſt daſelbſt auch ſehr ſelten anzutreffen.

Sie dürffen mehr als eine Frau heyrathen: Es brauchen aber ſehr wenige dieſer Freyheit auſſer den Groſſen des Landes, und ſelbige nehmen auch, wie etliche meinen, die vielen Weiber nur zum Staat. Wenn ein Mann viele Weiber hat, wird eine die **Vornehmere** oder **groſſe Frau** genannt, die übrigen ſind ihre Sclavinnen, und müſſen ihr aufwarten. Dieſe Kebs-Weiber kaufft der Mann für ſein Geld, und ihre Kinder nennen den Haus-Herren bald **Herr** bald **Vater**; die Kinder der **groſſen Frauen** aber nennen ihn allezeit **Vater**, und dieſe erben auch die Güter des Vaters allein; Die Kinder der Sclavinnen aber, werden als Sclaven gehalten, und die Erben können ſie ſo wohl als ander Erb-Gut verkauffen.

Der Reichthum der Siammer beſtehet mehrentheils in Geld und beweglichen Gütern. Denn ob ſie ſchon ihre Ländereyen erblich beſitzen, nimmt der König ſolche doch zu ſich, wenn es ihm beliebt, wenn er ſolche ſchon vorher ſelbſt an ſie verkaufft hat, und giebt ihnen nicht einmahl den Kauff-Schilling wieder. Darum finden ſich nur wenige, welche Ländereyen an

ſich

ſich zu bringen ſuchen. Ihr eintziges Bemühen gehet nur dahin, daß ſie ihre bewegliche Güter vor dem König geheim halten mögen. Weil er ſonſt ſelbige auch wegnimmt, deswegen machen die Siammer viel Weſens von den Diamanten, weil man ſelbige leicht verbergen kan.

Die Siammiſche Frauen ſind ihren Männern ſehr getreu. Man hört ſelten von Jalouſie unter ihnen. Sie arbeiten für die Männer und unterhalten ſie, ſo lange als ſelbige in des Königs Dienſten ſeyn. Die Eheſcheidung iſt ihnen erlaubet: ſolche aber geſchicht nur unter den gemeinen Leuten, wenn ſie nicht wiſſen, wie ſie ſich mit einander ernähren, und ihre Familie unterhalten ſollen. Der Mann allein hat Macht einen Scheide-Brieff zu geben: er wegert ſich deſſen aber niemals, wenn die Frau ihn verlanget. Ihr mitgebrachtes Vermögen muß er ihr wieder herausgeben; die Kinder aber werden unter ſie gleich getheilet, und wo die Anzahl der Kinder ungerade iſt, fällt das eine, ſo übrig bleibet, der Mutter zu Theile, denn ſie nimmt das erſte, dritte und alle die von ungerader Zahl ſeyn, und der Vater diejenigen ſo von gerader Zahl ſeyn als das andre, vierte u. ſ. w. Nach vollbrachter Scheidung mögen beyde Parteyen, wenn ſie ihren Vortheil zu finden vermeinen, gleich deſſelben Tages wieder heurathen. Ob aber gleich dieſe Ehe-Scheidungen erlaubet ſeyn, ſpricht der gemeine Mann doch ſehr übel davon.

Der Herr im Hauſe hat völlige Macht ſeine Weiber und Kinder zu verkauffen, die Kinder von der groſſen Frau allein ausgenommen. Nach ſeinem Tode hat ſeine Wittwe daſſelbige Recht, ausgenommen über die Kinder von gerader Zahl, gegen deren Verkauffung ſich des Vaters Freunde ſetzen können. Tödten aber darff ein Mann ſein Weib und Kinder nicht, denn aller Todtſchlag, die Nothwehre allein ausgenommen, ſtreitet wider ihr Geſetze. Der Widerwille zwiſchen Eltern und Kindern ſteiget auch nicht leicht ſo hoch: denn beyde leben gemeiniglich ſehr wohl mit einander, in dem letztere gehorſam, erſtere aber ſehr glimpfflich und gütig ſeyn. Die Eltern verſehen die Kinder mit aller Nothdurfft in ihrer Jugend, und dieſe ernähren ihre Eltern wiederum, wenn ſelbige alt werden.

Den Beyſchlaff unehelicher Perſonen, die ihre eigene Herren ſeyn, wird unter gemeinen Leuten für keine Schande gehalten: Heurathen aber dürffen die Kinder nicht, wieder der Eltern willen. Die hohe Einbildung der Siammiſchen Weiber, verhindert ſie, daß ſie ſich mit einem Fremden nicht leicht einlaſſen, allein die Peguaniſche Weiber die in Siam wohnen, bieten ſich den Fremden von ſelbſt an, und bleiben ihnen ſo lange, als ſie daſelbſt wohnen, ſo getreu, als wenn ſie ihre ächte Weiber wären. Sie bilden ſich ſo gar et-

was damit ein, wenn ſie ſich von einem blancken Mann ſchwanger befindene und werden auch unter ihrem Volck umb ſo viel mehr eſtimirt.

Die Eltern můſſen fůr der Kinder Verbrechen Rede und Antwort geben. Wenn aber ein Sohn wegen einer Miſſethat entfliehet, und ſein Vater oder Mutter deswegen in gefångliche Hafft gezogen wird, unterlåſt er ſelten ſich in eigener Perſon ins Gefångniß zu ſtellen, um ſeine Eltern zu retten. Die Siammer machen auch ſo viel Weſens von ihren Såug-Ammen, daß ſie ſelbige ihre Mutter, derſelben Kinder aber ihre Schweſtern und Brůder nennen.

Weil die Siammiſche Weiber alle mit der Handlung umgehen, genieſſen ſie einer vollkommenen Freyheit; Sie nehmen aber keine Viſiten von Manns-Perſonen an, und ſehen darin mehr auf die Ehre ihrer Månner, als die Månner ſelbſt, ſonderlich gehen vornehme Weiber, ſo mit der Handlung nichts zu thun haben, ſelten aus, ohne nach den Tempeln, und etwa ihre Verwandten zu beſuchen; nicht darum, weil die Månner ſie eingeſchrenckt halten, ſondern darum, damit ſie ja nicht zu bőſer Nachrede Anlaß geben. Sie ſolten ſich auch lieber von ihren Månnern tődten laſſen, als in der Feinde Hånde fallen, wie denn auch die Månner bey Kriegs-Zeiten nichts ſo ſehr fůrchten, als daß die Weiber mőchten gefangen werden.

Ob man aber gleich dem Siammiſchen Frauenzimmer ůberhaupt dieſe Tugenden nachrůhmen kan, ſo fehlt es doch auch nicht an Exempeln derer, die ihre Ehre beſchmitzet haben. Doch werden es mehrentheils Weiber groſſer Herren, und ſonderlich der Kőnige, oder doch ſolcher Weiber ſeyn, denen das Hertz ihrer Månner von andern iſt entzogen worden. Dieſe aber unterlaſſen deswegen doch nicht ſolche Ehebrecherinnen, wie ſie ſelbige nennen, ob ſie gleich dieſe arme Geſchőpffe in ihrem Haram bloß verſchloſſen gehalten, und ſie kaum gekennet, geſchweige dann erkannt, und ihnen ehelich beygewohnet haben, mit der hårteſten Leib- und Lebens-Straffen zu belegen. Der Kőnig låſt die ſo ſeinem Ehebette, wie es heiſſen muß, untreu ſeyn, in ſeinem Seraglio erſtlich von einem Pferde mißbrauchen und hernach tődten. Der Herr *de la Loubere* erzehlet von einer, welche den Tygern vorgeworffen worden, und als dieſe anfånglich ſie nicht angreiffen wollen, vom Kőnige, der ſie deshalb vielleicht fůr unſchuldig hielt, Pardon erhalten, aber ſie nicht einmahl annehmen wollen: Weswegen die Tyger wieder auf ſie gereitzet worden, die ſie auch vor den Augen des Kőniges zerriſſen. Es muß gewiß ein ſehr elend Leben, in einem Seraglio geben, weil dieſe arme Creatur, den Todt einer ſolchen Lebens-Art vorgezogen. Es wird alſo platterdings von ihnen verlanget, die Begierden, und den natůrlichen Trieb, ihr Geſchlecht zu vermehren, zu unterdrucken, ohne zu unterſuchen, ob es ihnen mőglich oder unmőglich ſey.

Wenn

Wenn eines vornehmen Mannes Tochter Hurerey treibt, wird ſie an einen vom Könige privilegirten Huren-Wirth verkaufft, der öffentliche Huren, offt bey hunderten hält. Niemand darff ſich des Heurathens aus der Urſache enthalten, weil er arm iſt oder viele Kinder hat. Denn ihre Verwandten laſſen ſie ſelten bettlen; daß alſo die Bettler, welche man in Siam findet, wohl ſelten Freunde haben; denn denen wird die Betteley ihrer Verwandten, eben ſo ſchimpflich geachtet, als den Bettlern ſelbſt: Maſſen die Sclaverey ſelbſt nicht ſo ſchändlich unter ihnen geachtet iſt, als die Betteley.

Ihre Sclaven werden zum Land- und Garten-Bau, oder zu häuslichen Geſchäfften gebraucht. Einige verdienen ihr Brodt mit ihrer Arbeit, und zahlen ihrem Herrn 4 bis 5 Tical von ihren Verdienſt im Jahr. Es kan einer auf allerhand Arten in die Sclaverey gerathen. Einige werden im Kriege gefangen, andre werden Schulden halber Sclaven, oder wegen eines Verbrechens dazu verdammet. Etliche werden auch als Sclaven gebohren. Die Kinder derjenigen, welche Schulden halber Sclaven geworden, bleiben auch in der Sclaverey, obgleich die Eltern die Schuld bezahlt, und ſich wieder frey gemacht haben. Welches wol zu verſtehen iſt, von ſolchen Kindern, die mit den Eltern zugleich verkaufft, oder Zeit währender Sclaverey erzeuget worden. Wenn die Mutter eine Sclavin iſt, der Vater aber frey, ſo gehören die Kinder von ungerader Zahl dem Herrn der Mutter, die Kinder von gerader Zahl aber ihrem Vater; wenn nemlich ſonſt der Beyſchlaff mit des Herrn Genehmhaltung geſchehen, ſonſt ſind alle ſolche Kinder Sclaven. Die Sclaven des Königs müſſen ihm beſtändig dienen, der freyen Leute und Unterthanen ihre, ſind davon frey, weil ihre Herren jährlich ſelbſt perſöhnlich Hoff-Dienſte thun müſſen. Doch läſſet der König gleichwohl geſchehen, daß jemand von ſeinen Unterthanen, der das wenige Bißgen Freyheit, ſo er noch hat, etwa verliehren will, ein Sclave wird, ob er ſchon dadurch einen Mann, der jährlich 6 Monat, ja wol bisweilen 2. 3. Jahre in einem Stücke, nachdem es dem Könige gefällt, oder nach dem ſeine Wiſſenſchafft ihm gefällt, für ihn arbeiten muſſte, verliehret, jedoch muß er das wenige, ſo ihm etwa überbleibet, den König erben laſſen.

Wenn ein Siammer ſtirbt, wird die Leiche gleich in einem hölzernen, bleyernen, doch lackirten und vergüldeten Sarg gelegt, und umb dem Geſtancke vorzukommen, ſagt man, gieſſen ſie den Todten ein Hauffen Queckſilber in den Mund, und laſſen es unten wieder auslauffen, welches alles Eingeweide verzehren ſoll: Ob aber das Queckſilber die Würckung habe, iſt bey uns unbekandt. Den Sarg mit der Leiche ſtellen ſie auf eine Ruhe-Banck, oder auf einen Tiſch, und behalten ſelbige ſo lange im Hauſe, bis alle Anſtalten zu öffentlicher

Leichbe-

Leichbeſtattung gemacht ſind, und der vornehmſte von der Familie der Leichbegängnis beywohnen kan. Unterdeſſen brennen ſie Weyrauch vor der Leiche, und zünden Kertzen an. Die Talapoins ſtellen ſich alle Abend an allen Seiten des Gemachs, rund um die Leiche herum, und tröſten die Verwandten ſo zugegen seyn, mit Geſängen und allerhand Geſprächen, welche Mühe ihnen mit Gelde und einem guten Vorrath an Lebens-Mitteln belohnet wird.

Inzwiſchen wird ein viereckter Platz, zur Verbrennung der Todten, nahe an einem Tempel mit Bambos-Pfählern abgeſtochen, an welche die Freunde des Verſtorbenen allerhand papierne und vergöldete Fähnlein aufhängen, die mit Häuſern, Sclaven, Hausgerath, Thieren und dergleichen Dingen bemahlt ſind. Mitten in dieſem viereckten Platz ſtehet der Scheiterhauffen, an welchen das gemeine Holtz, mit weiß und gelb Sandel- Paradieß- und andern koſtbaren wolriechenden Holtze in Menge, nach dem Vermögen der Familie, untermenget, und von Erde und Holtz ſehr hoch aufgeführet wird, als worinn ſie einen recht beſondern Staat ſuchen. Die Leiche wird des Morgens unter dem Klang von allerhand Inſtrumenten zum Scheiter-Hauffen gebracht. Sie wird voran getragen, und die gantze Familie ſo wohl Weiber als Männer, folgen ſelbiger in weiſſen Kleidern oder Schleyern nach, und beweinen den Todten, nach ihrer Gewohnheit, den gantzen Weg lang. Hinter ihnen folgen ſeine übrige Bekannte und Freunde; die Proceßion geſchicht entweder zu Lande, wenn die Uberſchwemmung es zuläſſt, oder auch in ihren Balons, ſo weit als ſie können, zu Waſſer. Bey prächtigen Leich-Begängniſſen werden die obgedachte Fähnlein in groſſe von leichten Bambos-Holtz gemachte, und mit Papier bekleidete Machinen verwandelt, auf welchen obige Bilder viel prächtiger, nehmlich mit Elephanten und andern Thieren, auch wol ſeltſamen monſtreuſen Figuren vermehrt ſtehen.

Den Sarg verbrennen ſie nicht eben allezeit mit, ſondern ſie nehmen den todten Leichnam heraus, und ſetzen oder legen ſelbigen auf den Scheiter-Hauffen.

Die Talapoins des nächſt-beyliegenden Kloſters ſingen dabey eine viertel Stunde lang, allerhand traurige Lieder ab, und gehen hernach davon, weil ſie es ſich zur Sünde rechnen, den Gaſtmahlen und Schauſpielen beyzuwohnen, welche den Staat zu vergröſſern dabey angeſtellet werden; die Verwandten bleiben zwar, ſtellen ſich aber auch, als wenn ſie davon nicht gerührt würden, ſondern fahren im Trauren und Klagen fort, zumahl da ihnen ſolches auch allein oblieget, weil ſie von gemietheten Klage-Weibern nichts wiſſen.

Um die neunte Stunde von Aufgang der Sonnen anzurechnen, oder nach unſerer Uhr, um 3 Nachmittages, ſteckt ein Diener des Talapoins den Scheiter-

terhauffen an. Selbiger brennet ungefehr zwey Stunden: die Reiche aber wird offt mehr gebraten als verbrennet. Doch ſagen ſie allezeit ſie ſey zur Aſchen worden, weil ſolches nach ihrer Meynung, dem Verſtorbenen zur Ehre gereichet. Wenn es eine Leiche eines Printzen vom Geblüte, oder ſonſt einer bey dem Könige beliebten Perſon iſt, ſtecket er den Holtz-Hauffen ſelber an. Wiewohl er gehet deswegen nicht aus ſeinem Pallaſt, ſondern zündet eine Fackel an, welche längſt einem Seil bis an den Scheiterhauffen hinfähret. Die geſchilderten Papieren nehmen die Talapoins zu ſich, um ſolche bey einer andern Begräbniß zu gebrauchen, nicht bedenckende, wie ſehr der Todte ſelbiger in jenem Leben nach ihrer Lehre benöthiget ſey. Die Familie tractirt die gantze Geſellſchafft, und theilet drey Tage lang Allmoſen aus, als am Tag der Leich-Begängniß unter die Talapoins, die den Leichen-Dienſt verrichtet haben, den folgenden Tag unter alle Brüder in dem Kloſter, da der Todte begraben iſt, und am dritten Tage geben ſie einige Verehrungen an ihre Tempel. Mancher Sohn, der bey des Vaters Abſterben nicht im Stande iſt, ihm ein ſolches Begräbniß auszurüſten, läſt die Leiche erſtlich begraben; und wo er hernach in den Stand kömmt, daß er es thun kan, läſt er ſeinen Vater wieder ausgraben, und mit vielen Ceremonien verbrennen. Die Uberbleibſele von der Leiche werden in einen Sarg geſammlet, und unter den Obeliſcis und Piramiden, die um ihre Tempel herumſtehen, begraben. Dieſe Piramiden ſind ihre Leichen-Steine, ſie ſind aber ſo ſchlecht gebauet, daß ſie ſelten über hundert Jahr dauren, und haben keine Aufſchrifft. Man ſagt auch, daß die Begräbniſſe bey den Tempeln für ſo heilig gehalten werden, daß niemand die daſelbſt ehemals mit denen Todten Begrabene Schätze anrühren darff. Der Herr *de la Loubere* aber verſichert, daß er in gewiſſe Erfahrung gebracht, wie bey den Europäern Feilen wären geborgt worden, die groſſe eiſerne Stangen, mit welchen die Begräbniſſe verwahret ſeyn, wegzufeilen, und ſich alſo einen Zugang zu dieſen Schätzen zu bahnen.

Die Leiche wird unterweilen in einem Sarg, auf dem Angeſicht liegend, unterweilen auf einen offenem Gerüſte gleichſam zur Schau hingeſtellet, ob ſie gleich einen unerträglichen Geruch von ſich giebet: Denn die Zurüſtungen zu einer ſolchen Begräbniß erfordern viel Zeit. Die Siammer ſollen überhaupt auf die prächtige Leich-Begängniſſe ſo ſehr erpicht ſeyn, daß anſehnliche Leute, wenn ſie von einer Kranckheit angegriffen werden, an welcher ſie zu ſterben gedencken, ſo gleich zu denen vornehmſten Sachen, die zur Begräbniß erfordert werden, Anſtalten machen. Ihr Sarg iſt lang-viereckt, und faſt ſo wie die Särge der Teutſchen gemacht, und mit Gold, oder auch mit vergüldeten Papier überzogen. Selbiger wird auf dem Balcon unter einem

Leichen-Himmel in eine wol ausgezierte Praw geſetzet, welcher artig vergöldet und mit Laubwerck und einem Krantz gezieret iſt, der aus verſchiedenen Dächern beſtehet, deren eines immer höher als das andere ſtehet. Nebſt dieſer in welcher das Balon mit der Leiche ſtehet, fähret eine andere Praw her, in welchem eine prächtige Piramide aufgerichtet, die als ein Thurm gebildet iſt. Vor und hinter der Leichen-Praw fahren viel andre Prawen, in deren Mittern etliche hohe lange Stöcke von Bambos aufgerichtet, und jede mit acht bis 10 vergüldeten Cronen von Papier behangen. Auf ſolche Weiſe wird die Leiche unter dem Geleite der Talapoins in einer ordentlichen Proceßion zum Begräbniß-Platz geführet, woſelbſt ſie verbrandt werden ſoll. Dieß alles aber muß von reichen Leuten verſtanden werden, weil die Armen ſich weit ſchlechter behelffen müſſen. Herr Kämpfer erzehlet von einer ſolchen prächtigen Leich-Begängnis, womit der damalige Bercalam ſeine Säug-Amme begraben laſſen. Der Platz zum Verbrennen war gegen der Stadt Judia gleich über, zwiſchen zweyen Armen des Strohms, mit Palliſaden ins Gevierte abgepfählt, mit Fahnen, Flaggen u. d. g. herrlich geziert. Mitten in dieſem Platz war ein prächtiger Thurm ſehr hoch aufgeführt, und recht artig mit Laubwerck gezieret, auch mit ſchönen Pfeilern und Säulen unterſtützet. Mitten unter dem Thurm war ein Scheiterhauffen von koſtbaren wohlriechenden Holtz aufgerichtet, auf welchen ſie die Leiche in einen herrlichen Sarg ſetzten, der König ſteckte den Scheiterhauffen ſelbſt an, dem Bercalam zu Ehren, auf den er beſonders viel hielt: und die Leiche ward mit dem Sarg und Thurm, nebſt aller Zubehör verbrannt. Der P. *Tabard* hat auch die Leiche eines berühmten Peguaniſchen Talapoins verbrennen ſehen, ſelbige geſchahe 2 Frantzöſiſche Meilen weit von der Stadt Judia, auf einer Ebene, welche ſo weit als man mit den Augen ſehen konte, weils zur Zeit der Uberſchwemmung war, unter Waſſer ſtand. Die Leiche lag in einem Sarg von wohlriechendem Holtze, welche oben auf dem Scheiterhaufen geſtellet war. An den vier Ecken des Scheiterhaufens ſtunden vier vergüldete Pfeiler von Holtz, auf welchem ein Thurm über die Leiche ruhete. Der gantze Platz war mit einem Zaun von Bambos-Rohr umſetzt, der auf allen 4 Ecken noch 4 eben ſo hohe Thürme hatte, als die mittelſte oder die Haupt-Spitze war. Eine groſſe Menge von Talapoins und allerhand Leuten Männ- und Weiblichen Geſchlechts folgten der Leiche in Prawen nach, und fuhren mit ihren kleinen Fahrzeugen, um und zwiſchen den Leichen-Gebäu, durch und herum. Die Gauckler, Commödianten und Muſicanten muſten in kleinen Hütten ſo auf Bambos-Pfählen ſtunden, und rings herum offen waren, hier auch ihre Künſte ſehen laſſen. Der P. *Tachard* aber konte dem gantzen Aufzuge nicht bis ans Ende beywohnen, ſondern muſte ſeine Reiſe bey einbrechenden Abend nach Judia fortſetzen. Die vornehme Siammer bauen einen Tempel an dem Ort, den

ſie

ſie zum Begräbniß-Platz ihrer Familie erkieſen; diejenigen aber, welche ſo weit nicht kommen, und die Unkoſten nicht beſtreiten können, verehren etwas an einen Tempel, der ſchon gebauet iſt, oder behalten die Leichen der Ihrigen ſo lange in ihrer Verwahrung, bis ſie ſich im Stande befinden, ſie mit aller Pracht begraben zu laſſen. Die Armen begraben ihre Eltern ohne ſie zu verbrennen, und wo ſie nicht ſo viel im Vermögen haben, daß ſie die Talapoins miethen können bey der Leiche zu ſingen, welches die geringſte Ehre iſt, die ſie ihren Eltern erweiſen können, ſo legen ſie die Leiche auf eine Stellage und laſſen ſie von den Vögeln auffreſſen. Miſſethäter, die am Leben beſtrafft werden, Todtgebohrne Kinder, Weiber die in den Sechs-Wochen ſterben, Selbſt-Mörder und alle die eines unzeitigen Todes ſterben, werden als Leute die des Himmels Urtheil durch ihre Miſſethaten auf ſich geladen, ſolcher Ehre ehrlicher Begräbniß unwerth geachtet. In Siam iſt niemand verbunden über ſeine Todten die Traur anzulegen: Sie beweinen ſelbige alſo nicht weiter, als die Betrübniß des Hertzens ſie treibet. Dahero ſiehet man in Siam öffter, daß die Eltern über ihre Kinder weinen, als daß die Kinder den Todt ihrer Eltern betrauren. Wenn ein liebgeweſenes Kind ſtirbt, wird der Vater wohl unterweilen ein Talapoin und die Mutter eine Nonne: wenigſtens laſſen ſie ſich alsdenn das Haupt beſcheren, nicht aber die Augenbraunen, wie die Talapoins thun. Ob aber gleich die Kinder ihre verſtorbene Eltern nicht ſehr betrauren, beweiſen ſie ihnen doch groſſe Ehre, und wenn ſie ſolche gleich nicht anbeten, beſetzen ſie doch deren Grab eine Zeitlang mit Speiſe, davon ſich hernach die Vögel und wilden Thiere gar wol zu bedienen wiſſen. Dieſes thun ſie aber, um nicht von der Verſtorbenen Erſcheinung beunruhiget zu werden. Zu dem Ende geben ſie auch den Talapoins Allmoſen, und meinen dadurch die Sünden der Todten und Lebendigen zu verſöhnen. Weil ſie wie oben geſagt, der Meinung ſeyn, daß die Seelen der Verſtorbenen nicht gleich nach ihrem Abſchied aus dem Leibe, in einen andern Cörper fahren, ſondern daß ſie noch eine Zeitlang auſſer dem Leibe herumſchwermen, und nach ihrer im Leibe geweſenen Aufführung gutes oder Böſes thun können.

# Der Gegenwärtige Staat des Königreichs Pegu.

## Das erſte Capitel.

### Deſſen Lage, Gröſſe, Gräntzen, vornehmſten Städte, Flüſſen, Inſuln, Seeküſten, Lufft- und Waſſer-Zeiten.

NAch der Beſchreibung des Königreiches Siam folget Pegu oder Bagou, und Barma oder Ava, welche ehemahlen von beſondern, oder vielen Königen beherrſchet worden, itzo aber einem Haupte von Barmaiſcher Abkunfft unterworffen ſind. Ungeachtet aber Pegu nur ein erobertes Stück davon, und der Hoff zu Ava gehalten wird, ſo iſt doch das gantze Land unter dem Nahmen Pegu, ſonderlich den Europäern, als nächſt an der See gelegen, am meiſten bekandt, daher wir unter dieſem Nahmen auch beyde Reiche beſchreiben wollen. Wir werden uns nur dazu der neueſten Nachrichten, ſonderlich des Herrn Hamiltons als des letzten Schreibers ſo ſelbſt allda geweſen, bedienen. Denn alle die andern haben einander aus- oder dermaſſen entgegen- und noch dazu insgeſamt ſo fabelhafft geſchrieben, daß man ohnmöglich wiſſen kan, was man annehmen ſoll.

Die Südlichſten Grentzen dieſes Reichs, ſind ohne Streit auf dem 14. Grad Norder-Breite, an dem Bengaliſchen Meer-Buſen zu ſetzen: Die Nordlichſten aber ſind ſehr ungewiß, weil das Land ſo hoch hinauf ſehr wüſte und wenig bewohnt iſt; Man wird aber nicht ſehr irren, wenn man das hinterländiſche Meer Chimay zu deſſen Nordiſchen Grentzen rechnet. Das Königreich Bantam könte man wol darzu nehmen, wenn man nur davon was mehr Wiſſenſchafft hätte, und folglich klüger daraus werden könte. Oſtlich ſtöſſt es an Siam, Laos und oben an die Chineſiſche Provintz Junan. Weſtwerts aber an Arrakan, welches auch noch was bekandter iſt als Tipra und Aſem oder Acham, mit welchen es Nord-Weſtwerts auch gräntzen ſoll. Es wird ſich alſo dieſer Strich Land zwiſchen

Siam

Siam und Arrakan, von Mirovi am Südöſtlichſten Ende des Bengaliſchen Meer-Buſens an, biß im Norden auf ein paar hundert Meilen, in die Länge erſtrecken; die Breite aber wird, wenigſt unten ſo weit ſie noch ein wenig bekandt iſt, nirgend viel über 60 Meilen ſeyn.

In welche Provintzen dis Reich eingetheilet werde, findet man zu magere Nachrichten, und folglich zu wenig Vergnügen, lange bey einer Menge unbekandter Nahmen in der Irre herumzuſchweiffen. Derhalben wir uns lieber mit den vornehmſten Städten und Strömen begnügen.

Ava die Haupt- und Königliche Reſidentz-Stadt dieſes Reichs liegt im 21 Grade, an einem Fluſſe dieſes Nahmens. Sie iſt groß und iſt, wenigſt in denen Hauptſtraſſen, auf beyden Seiten mit Bäumen, ſchnur-gerade bepflantzet. Bakan, iſt nach der Art des Landes auch ziemlich wol bebauet, und liegt ebenfalls am Fluß Ava. Hierauf folget Südwerts die Stadt Prom, an eben dieſem Fluſſe auf dem halben Wege von Ava, an den Ausfluß dieſes groſſen Strohms. Welchen Syriam ſchlieſſet, und für Pegu den eintzigen rechten See-Hafen, der Schiffe von 600 Tonnen träget, machet, nachdem der Martabaniſche verſchlemmet iſt. Daher dieſe Stadt eine der vornehmſten und gröſten iſt, wenn man die Vorſtädte, die wol viermahl gröſſer als die Stadt ſelbſt, darzu rechnet. Der Stadthalter, ſo insgemein ein Printz vom Geblüte iſt, hat ſeine Reſidentz hieſelbſt: Aber deßwegen iſt die Stadt doch nicht feſte, ob ſie ſchon eine Reſidentz und ſo zu ſagen, der Haupt-Schlüſſel zum Reich iſt, ſondern hat nur eine trockene, daß iſt eine ohne Kalck aufgeführte Mauer. Sie lieget im 16den Grad Norder-Breite, auf einer Anhöhe auf dortige Art erbauet; Sie war lange Zeit in der Portugieſen Händen, als die ſich mit ihrer Kriegs-Erfahrenheit in des Conqueſtoris Gunſt geſetzet, und die ihm auch in ſeinen Eroberungen ungemeine Dienſte geleiſtet hatten. Als ſie aber die Einwohner durch ihren Ubermuth zu viel und lange reitzeten, wurden ſie endlich theils maſſacrirt, und die übrigen verjagt, wie es den Spaniern und Portugieſen an mehrern Orten ergangen.

Ungefehr 20 Meilen von Syriam Oſtlich liegt Pegu, die in vorigen Zeiten, bevor der groſſe Staats-Wechſel dies Reich dem itzigen Souverain unterwarff, ſehr berühmte Hoff- und Hauptſtadt, an einem gleichfals Pegu genanntem Fluſſe. Dieſe Stadt mag allerdings wie die meiſten Erzehlungen lauten, zur Zeit ihrer Herrſchafft ſo anſehnlich, groß und mächtig, als irgend eine Stadt, und ihre Könige mächtig genug geweſen ſeyn. Die alten Stadt-Graben, die itzund zwar fruchtbare Getrayde-Felder ſind, aber doch noch gantz deutlich zu erkennen ſind, haben wol 7 Stunden im Umfange, wer ungeheure Erzehlungen liebet, wie offtmahls die Frantzöſiſchen noch heutigs Tags ſind, der findet deren gnug in den

Reiſe-Beſchreibungen von dieſen Ländern. So viel iſt doch gewiß, daß dieſe Stadt ſich ſo gar nicht mehr ähnlich iſt, daß ſie kaum den zwanzigſten Theil der vorigen Einwohner hat, ſo noch darzu meiſt lauter arm geringe Volck iſt.

Martaban iſt vormahls auch eine ſo anſehnliche Stadt geweſen, daß ſie Pegu und allen mächtigen Städten in Orient, den Vorzug hätte ſtreitig machen können, wenn ſie wie jene eine Reſidentz eines groſſen Königs geweſen wäre: Denn ſie liegt ſehr bequem am Fluſſe, der ihr einen der beſten See-Hafen gemachet, da die ſchwereſten Schiffe einlauffen und anckern könten. Weil aber die Stadt mit dem umliegenden Lande eine Provintz von Siam, und gleichwol Pegu viel gelegener und näher war, ſo war ſie faſt allezeit ein Zanckapfel, wie ſie denn auch, ſo bald Pegu und Ava unter einen Hut gebracht waren, und dieſer König Siam überwog, zuſamt dem umliegenden Lande über Mirovi hin, von Siam abgeriſſen ward. Nur war ſchade daß die Peguiſchen Krieges-Oberſten die Einfahrt des Havens mit Steinſchiffen dermaſſen unfürſichtig und unbedachtſam verſencketen, daß ſie dem Ubel bißher keinen Rath gewuſt, ſondern der Haven nun gantz verſchlemmet und unbrauchbar worden iſt.

Mergui oder Merovi liegt an der Mündung des Fluſſes Tenacerim, auf der Höhe vom 11 Grad Norder-Breite, hinter einer groſſen Anzahl kleiner unbewohnter Eylanden, von denen ſie eine ſichere Rhede hat. Das Land bringt daſelbſt Reiß, Zinn, Bau-Holtz, Elephanten-Zähne und dergleichen Waaren mehr hervor. Vorhin wohnete hieſelbſt eine gute Anzahl Engliſcher Freyleute, die unter einer gelinden Regierung gute Sicherheit genoſſen, und ſich fein nähreten, auch bey den Einwohnern wol geachtet waren, und in Kriegs- und Staats-Aemtern ſtunden. Anno 1687 aber, ſchickte die Engeländiſche Oſt-Indiſche Compagnie, vermuthlich weil dieſe Leute von ihr nicht dependirten, und zu ihrem Vortheil nicht handelten, einen Abgeordneten dahin, um ſie entweder mit Güte, Gewalt oder Bedräuungen der Regierung von dar zu vertreiben. Weil aber der Abgeordnete vielleicht bey keinem Theile recht Gehör fand, ſo erweckte er doch durch die Gewalthätigkeiten, die er bey ein und anderer Veranlaſſung gegen die Eingebohrnen verübte, ein ſolch Mißtrauen gegen die Engelländer, daß als der Engliſche Commandeur oder Abgeordnete entwiſchet war, und ſie ſich an ihm nicht rächen kunten, ſie ſich über die vorgedachte Engeländer hermachten, theils todtſchlugen, und den Reſt verjagten. Weil ſie vielleicht glaubten, ſie hätten mit denen dahin geſchickten Engeländern unter einem Hute geſpielet.

Ströme oder fahrbare Flüſſe hat dies Reich eben nicht viel, aber weils auch nicht ſehr breit iſt, und die zwey gröſten das gantze Reich in die Länge durchſtrömen, hats daran Genüge. Der fürnehmſte Ava genannt, entſpringet an den äuſerſten Gräntzen gegen Norden aus der See Chimay, oder in der Chineſiſchen Provintz Junan, oder aus jeden mit einem Arme, die auf der Gräntze bereits ſich vereinigen. Wenn der Reiſe-Zug derer Sineſer, ſo einſt aus China entflohen, und nach Ava gekommen, wahr iſt, wie deſſen die Engliſchen Societé der Wiſſenſchafften gedencket, ſo ſoll der Ava-Strohm, nach deren Erzehlung, kaum 5 Tage-Reiſen von denen Chineſiſchen Gräntzen, ſchon breiter ſeyn, und ſchneller flieſſen, als der Fluß Siam.

Pegu oder der Südlichſte Theil dieſes Reichs, iſt ein flaches Land, welches ſich ſehr annehmlich præſentiret, durch 2 groſſe Flüſſe, und verſchiedene Arme derſelben durchſchnitten wird, und einen Uberfluß an ſüſſen Waſſern und fruchtbaren Ländereyen hat. Es wird, gleichwie alle Länder in ſelbiger Gegend, jährlich überſtrömet, und dadurch fett und zum Reiß-Bau bequem gemacht. Um deßwillen iſt dieſes Land nicht allein fruchtbar an allerhand Geträyde, Obſt, Wurtzeln, und ausnehmend ſchöne Hülſen-Früchten von allerhand Gattung, ſondern hat auch einen Uberfluß von vierfüßigen und fliegenden Wildpret. Im Herbſte und Wein-Monathe gibts daſelbſt ſo viel Hirſche, daß man das Stück um einen biß vier Stüber kauffen kan. Sie ſind fleiſchigt, aber nicht ſehr fett. Die wilden Schweine und das zahme Gevögel ſind gleichfalls gut, und hat man allda auch viele Arten von Fiſchen.

Die äuſſerſten Theile aber dieſes Reichs, ſind bergigt und Buſchreich, nicht allein nach der Seite des Königreichs Arrakan, allwo es mit lauter Bergen, Büſchen und Wildniſſen angefüllet, und wegen der vielen Tieger-Thiere und Elephanten unſicher iſt; ſondern auch an der Seiten von Siam; ſonſt möchten die vorigen Bezwinger von Pegu auch wol Siam erobert haben. Eben alſo iſt es auch beſchaffen im Nordlichen Theile nach der Seite von China zu, wiewohl man daſelbſt keine Elephanten findet. So bewohnt aber auch immer die Flüſſe hier zu Lande ſeyn mögen, ſo findet man doch an dem groſſen Fluſſe Ava, in die 4 bis 5 Tage-Reiſen lang, kein einiges Dörfflein noch Häuſer, ſo, daß daſelbſt eine vollkommene Wüſteney anzutreffen iſt. Vielleicht die vormahligen Gräntzen zwiſchen Ava und Pegu dadurch zu verſichern und abzuſchneiden. Nach dieſem aber hat man längſt dieſen Fluß hin, 20 Tage-Reiſen lang, wenn man zu Waſſer reiſet, jeglichen Tag ein oder zwey Dörffer, ja gegen Ava iſts ſo dichte bewohnet, daß die Dörffer, welche als gantze Städtgen anzuſehen ſind, kaum eine halbe Stunde von einander liegen.

Die längſt der Peguiſchen See-Küſte hin, liegende Inſulen ſind alle unbewohnet. Unter dieſe zehlet man die Cocos-Eylande, welche von der Menge der Cocos-Bäume, ſo darauf wachſen, dieſen Nahmen bekommen haben, und 20 Stunden Weſt-Süd-Weſt-werts von dem Vorgebürge Negrais abgelegen ſind. Hierauf folgen die Perperies, welche 36 Stunden nach Süden zu, von jetzt-gedachtem Vorgebürge entfernet ſind, ſehr hoch liegen, und rund umher mit Felſen umgeben ſind, über welche die See hinfleuſſt, ſo, daß es gefährlich iſt, auf ſelbigen zu länden. Sie ſcheinen nur mit Gebüſchen bewachſen zu ſeyn. Uber dieſes iſt auch noch 10 Meilen von der Peguiſchen Küſte eine kleine Inſul, mit Nahmen Commoda.

Die Küſten dieſes Reichs ſind vor den See-Fahrenden ſehr unſicher. Denn zwiſchen den 2 Mündungen des Fluſſes Ava, welche man Dolla oder Dala und China Bochar heiſſet, iſt eine ſehr gefährliche Banck von ſchwartzem Sande, welche ſich auf 4 bis 5 Meilen in die See hinaus erſtrecket; auf ſelbiger hat man nur 14 Fuß Waſſer. Weſtwerts von dem Fluſſe Syriam an, liegt ein feſter Sand, worauf ein Schiff, wenn es durch die wütende Fluth, der man weder durch Cabels noch Thaue Widerſtand thun kan, darauf getrieben wird, nothwendig Schiffbruch leidet; Allermaſſen die Ebbe das Schiff gantz trocken ſitzen läſſet, ſo, daß man auf 5 bis 6 Engliſche Meilen hin kein Waſſer ſiehet.

Nehmen die See-Fahrende in ſolcher Zeit nicht gleich ihre Zuflucht nach dem Lande zu, ſo lauffen ſie groſſe Gefahr, ums Leben zu kommen, indem die Fluth allhier mit ſolcher Gewalt kommt, daß man das Brauſen wohl drittehalb Meilen hören kan, und ſo ſtarck auf dem Sande anwaltzet, daß ſie von vorne zu wohl 2 Mann hoch iſt. Alles, was in den Weg kömmt, muß weichen, und wird von ſelbigen mit fortgeſchleppt. Kein Schiff kan dargegen beſtehen, ſondern wird davon in einem Augenblick umgekehret und zerſtoſſen. Dieſe gewaltige Fluth wird von denen Einwohnern daſelbſt Makarea genennet. Die Ebben und Fluthen ſind auf dem Fluſſe Pegu gleichfalls über die maſſen ſtarck, und die Makarea nicht weniger ſehr zu fürchten; denn, wenn man mit derſelben hinauf fährt, ſo gehet man mit der Fluth ſo ſchnell fort, als ein Pfeil vom Bogen, und gegen die Ebbe iſt kein Auffahren möglich, weswegen die Peguaner alsdann aus dem Strohme nach dem Ufer zu weichen, daſelbſt Ancker werffen, und das Fahr-Zeug, welches endlich auf dem Trockenen ſitzen bleibet, längſt den Strohm hinhalten. Das Waſſer entfällt ihnen alsdann wohl ein Hauß hoch, ehe die Makarea kömmt, vor deren hefftigſten Macht man ſolchergeſtalt einiger maſſen ſicher ſitzet, weil ſie mehrentheils gebrochen iſt, ehe ſie ſo hoch kömmt. Jedoch iſt ihre Gewalt alsdann noch

ſo

ſo groß, daß ſie das Fahrzeug gantz übern Hauffen werffen ſolte, wenn es nicht gegen den Strom zugehalten würde, und das Geräuſche, welches ſie macht, iſt ſo groß, daß die Erde davon zu erſchüttern ſcheinet.

Sonſt, gleichwie das Land fruchtbar, ſo iſt die Lufft geſund und gut, ſo daß Frembdlinge, wenn ſie kranck daſelbſt ankommen, meiſtens wieder geſund werden. Die Einwohner aber werden ſehr von denen Kinder-Pocken geplaget, inſonderheit in der Landſchafft Syriam.

## Das andere Capitel.

### Des Königes Einkommen, Macht, Regierung, Geſetze, und Staats-Veränderungen von Pegu.

Es wird der König dieſer vereinigten Reichen von ſeinen Unterthanen mit ſehr hoffärtigen und höchſt-eckelhafften Ehren-Nahmen beehret. Wenn ſie ihn anreden, oder an ihn ſchreiben, nennen ſie ihn ihren Gott, oder in ihrer Sprache Kiak. Schreibet er an ausländiſche Printzen, ſo giebt er ſich ſelbſt den hochmüthigen Nahmen eines Königs der Könige, welchem ſich alle Könige unterwerffen müſſen, weil er ein naher Anverwandter und Freund aller Götter des Himmels und der Erden ſey. Die Sonne nennet er ſeinen Bruder, Mond und Sterne ſeine Bluts-Freunde. Er bildet ſich auch ein der Ebbe und Fluth Herr zu ſeyn. Deren unbändige Strenge ihn doch ſeines Unvermögens über dieſelbe leicht überführen könnte. Und nach dieſen hohen und ungereimten Ehren-Tituln achtet er ſich doch nicht zu groß, auch einen König des weiſſen Elephanten, und der vier und zwantzig weiſſen Sonnen-Schirme zu heiſſen. Wiewohl ihm der erſte von dieſen zwey letzten Tituln diſputirt wird, ſonderlich vom Könige zu Siam, der eben einen ſolchen weiſſen Elephanten hat, nehmlich von licht-gelber Farbe. Was den Titul eines Königes der 24 weiſſen Sonnen-Schirme betrifft, welche nichts anders, als nur gemeine Chineſiſche Umbrellæ oder Sonnen-Schirme ſind, die zur Decke Coromandeliſche Betieljes haben, und darnebſt mit verlackirten und vergüldeten Röhren eingefaſſet ſind, ſo ſolte ihm wohl kein König, er wäre denn ſeines gleichen, dieſen Ehren-Titul ſtreitig machen, wo er nicht etwa Zeichen der Ober-Herrſchafft, die ihm niemand zugeſtehet, oder vielleicht gar gewiſſer Länder, die er prætendiret, daraus machen wolte.

Der Ober-Herr dieſes Königreichs, iſt wie die meiſten Morgenländiſchen Könige keinen Geſetzen unterworffen. Sein Wille und das Geſetze

iſt einerley. Du Chatz will, daß die Geſetze allhier mit denen Japaniſchen einerley ſeyn, jedoch, beſitzen die Baramas nichts von der Japaniſchen Edelmüthigkeit, wiewol ſie doch gütig und höfflich gnug ſeyn.

Der König behält ohn Unterlaß das Regiment über das Reich in ſeinen eigenen Händen, und weiß ſolche Gewalt, wol zu gebrauchen. Wenn ſeine Land- und Stadt-Voigte die Unterthanen drücken und preſſen, oder andere ungebührliche Dinge gegen ſie vornehmen, ſo ſtrafft er ſie ſehr hart. Und auf daß der König wiſſen möge, was in ſeinem Reiche vorgehet, ſo muß aus jeder Provintz ſeines Reichs, ein Deputirter beſtändig bey Hofe, der itzo zu Ava iſt, reſidiren, und alle dieſe Abgeordnete der Städte, müſſen täglich bey Hofe ihre Aufwartung machen. Wenn nun der König angekleidet worden, und er hat befehlen laſſen, daß ſie vor ihm kommen ſollen, ſo begibt er ſich in ein Zimmer, welches alſo zubereitet iſt, daß er alle, die nach Hofe kommen, ſehen, er aber von niemand geſehen werden kan. Hauſſen vor dieſem Gemache ſtehet ein Page, um jeglichen zu rüffen, welchen der König haben will, daß er ihm von denen, in ſeiner Landſchafft oder Stadt vorgehenden Dingen, Nachricht geben ſolle. Nachdem nun derjenige, welcher geruffen worden, mit tieffen Beugungen in das Gemach ſich hinein begeben, worinne ſich der König befindet, ſo ſtellet er die aus ſeinem Lande eingelauffene Berichte mit einem ſehr demüthigen Bezeigen, und einer hellen verſtändlichen Stimme, vor. Vergiſſet oder übergehet er einige beſondere Dinge, daran etwas gelegen iſt, und dem Könige kömmt ſolches durch einen andern zu Ohren, ſo folgt gemeiniglich eine ſehr harte Straffe drauf.

Wenn der König erfähret, daß Verrätherey oder Mord, oder andere dergleichen verhaſſte Miſſethaten begangen worden, ſo erwehlt er ſelbſt Richter, ſolche Sachen zu unterſuchen, und giebt ihnen Befehl, den Beſchuldigten rechtlich zu verfolgen. Wird er überführet, ſo unterſchreibet der König ſelbſt das Todes-Urtheil, worauf daſſelbige gleich vollenzogen wird.

Um nun dem Beſchuldigten die Bekänntniß des Verbrechens auszupreſſen, ſo prüfft man ihn auf verſchiedene Weiſe: Bisweilen muß ſowohl der Ankläger, als der Beklagte, rohen Reiß käuen und hinunter ſchlucken. Sie bilden ſich ein, daß derjenige, der einer Miſſethat oder falſchen Anklage ſchuldig iſt, ſelbigen, wenn er das Maul davon voll hat, nicht hinunter ſchlucken, der Unſchuldige hingegen, den ſeinigen gantz gemächlich käuen und verſchlingen kan.

Die Feuer- und Waſſer-Proben, und andere Beweißthümer der Unſchuld oder der Warheit der Anklage ſind hier wie in Siam gewöhnlich. Die gewöhnlichſte Todes-Straffe iſt die Enthauptung, die här-

härteſte aber wenn ein Miſſethäter der Kurtzweile der Elephanten übergeben wird. Bisweilen werden ſie auf eine Zeitlang nach denen Wäldern verbannet. Wenn ſie ſich nun in ſolcher Zeit vor denen Tyger-Thieren und wilden Elephanten haben zu bewahren wiſſen, ſo mögen ſie zurück kehren, und die übrige Lebens-Zeit zu ihrer Straffe mit Wartung eines zahmen Elephanten zubringen. Die Straffe geringer Miſſethaten iſt, auf ſein gantze Lebenszeit zu Ausmiſtung der Ställe zahmer Elephanten verdammt zu werden.

Die Regierung in den Städten und Flecken hat der König von Pegu in ſeinem Lande meiſtens nach der Ariſtocratiſchen Form eingerichtet. Denn der Fürſt oder Gouverneur einer Landſchafft oder Stadt, ſitzt ſelten mit in dem Rathe, ſondern beſtellet einen Stadthalter und 12 Räthe oder Richter. Dieſe ſitzen in 10 Tagen ein- oder auch mehrmahlen, wenn es die Noth erfordert. Dieſe Richter ſitzen auf geflochtenen Bintzen-Decken in der Ründe herum, ſo, daß kein Vorſitz daſelbſt ſtatt findet. Man hat allda keine ordentlich beſtellete Advocaten, ſondern jeder trägt ſeine Sache münd- oder ſchrifftlich vor, doch wo jemand ſich nicht ſelbſt zu vertheidigen getrauet, erwehlt er einer ſeiner Freunde, der ihm dann beyſtehet Innerhalb dreyer Sitztagen wird die Sache geendiget und das Urtheil geſprochen. Die Glieder dieſes Raths-Collegii haben keine andere Beſoldung, als ein kleines Jahr-Geld, welches die Stadt ihnen zur Unterhaltung ſolchen Gerichts, in ihrer Sprache die Rounday genannt, auszahlen läſſet. Hinter denen Richtern ſitzeu einige, welche die Auſſage beyder Parteyen aufſchreiben, die Urtheile werden mehr nach der natürlichen Billigkeit, als nach Geſetzen gefället. Wird aber das Recht gebeuget, und der König erhält davon Nachricht, ſo kans wol geſchehen, daß das Urtheil gantz wiederruffen, und die Sache von neuen vorgenommen wird. Solcher geſtalt nun hat man ſehr wenig Gelegenheit, desfalls an den Hoff zu appelliren, welches man doch thun mag, ſo man durch ein Urthel beſchweret zu ſeyn glaubet. Stehet aber eine ſolche Appellation auf ſchlechten Gründen, ſo wird derjenige, der ſich derſelben unterfänget, hart geſtraffet. Dieſe Strengigkeit iſt Urſache, daß man daſelbſt kein verdrießliches und langwieriges Proceſsiren antrifft, dergleichen man leicht vornimmt, wenn ſolche Mißſchläge keiner Straffe ſich zu befahren haben.

Der König hält jetzund ſeinen Hoff zu Ava. Der Pallaſt, welchen er daſelbſt bewohnet, iſt ſehr groß, auf jeder der vier Seiten 800 Schritt lang, und von Steinen gebauet. Er hat, wie man ſagt, 4 Thore, nach Oſten, Sügen, Weſten und Norden zu, deren man nach Gelegenheit ſich bedienet. Die Geſandten kommen durch die erſte Pforte in den Königlichen Pallaſt, dieſelbe

nennet man die güldene Pforte, weil man dadurch allein ſich mit Geſchencken den Weg bahnen kan. Die andere heiſt ſchlechtehin die Pforte, wohin alles Volck, welches etwas zu fordern, zu beſchuldigen, oder zu klagen hat, hintritt. Die dritte führet den Nahmen der Gnaden-Pforte, wodurch alle, welche einige Gnade empfangen haben, oder von Miſſethaten frey geſprochen worden, prächtig herausziehen, alle Verurtheilten aber geſchloſſen heraus gebracht werden. Die letzte Pforte, welche nach der Fluß-Seite zuſtehet, iſt die Staats-Pforte, wodurch der König aus- und einziehet, wenn er ſeinem Volcke die Gnade erweiſet, ſich vor ihnen ſehen zu laſſen, und wodurch man allen Lebens-Vorrath und das Waſſer hineinbringet. Dieſen Victualien, die nach den Pallaſte zugebracht werden, wird unterwegs von denen Vorbeygehenden, mit Kniefallen eben ſo viel Ehre bewieſen, als an andern Orten denen Reliqvien, oder hier dem Könige ſelbſt.

So eine groſſe Ehrerbietung aber man immer ſeiner Speiſe, Geträncken, Confecten, u. dg. m. anthun mag, ſo zweiffele ich doch daran, ob viele in Europa mit ihm frühſtücken wollten, allermaſſen ſeine Koſt nur etwa in einer Schüſſel Reiß, in bloſſen Waſſer gekocht, beſtehet, welcher mit etwas von getrockneten und gepülverten Krabben, oder kleinen Meer-Krebslein, Saltz und Braſilianiſchen Pfeffer angemacht wird, und eine fein hertzhafft ſchmeckende Koſt iſt, die ſie Prok nennen, und wovon die Peguaner viel Wercks machen. Sein Mittags-Mahl wird auch wol nicht ſehr köſtlich ſeyn. Er läſſt nicht vor demſelben mit Trompeten blaſen, weil er nie keine Gäſte an ſeiner Taffel hat, aber nach derſelben wird ſeinen Dienern und Sclaven ein Zeichen damit gegeben, daß nachdem ihr Herr geſpeiſet, ſie nun auch hingehen und eſſen mögen.

Einige Reiſende des ſechszehenden Jahrhunderts machen die Schätze und Reichthümer des Königs ſo groß, daß es gar nicht glaubwürdig ſcheinet: Zum wenigſten mögen ſie jetzund, ob ſchon dieſes Reich weiter ausgebreitet worden, doch nicht ſo übermäßig viel in ſich faſſen. Seine Kriegs-Macht kan man gleichfalls nicht in ihrer eigentlichen Gröſſe vorſtellen; vormahls ſoll das Peguiſche Reich allein mit Armeen von einigen 100000 Menſchen, und ſehr viel Pferden und Elephanten zu Felde gezogen ſeyn. Ja man findet einige, welche, ohne die Sache nur einiger maſſen in Zweiffel zu ziehen, von einem Kriegs-Heer von anderthalb Millionen Seelen, das gegen Siam zu Felde geführet worden, ſprechen. Es haben weder ſeine Kriegs-Officirer, noch gemeine Soldaten, einen gewiſſen Sold zu ihrem Unterhalt, ſondern der König gibt einigen ſeiner Hoffbedienten eine Landſchafft oder Stadt ein, welche verpflichtet ſind, daraus eine ſichere Anzahl von Krieges-Leuten zu unterhalten, und den Hof zu Ava mit einem ſolchen Theile

von

von Proviant zu verſehen, als der Proviant-Meiſter demſelbigen nöthig zu ſeyn erachtet.

Wenn der König Kriegs-Truppen ausſendet, ſo gibt er ihnen Sold, Kleider und Waffen, und verſiehet die Krieges-Magazinen mit Vorrath. So bald aber der Krieg geendiget iſt, ſo nimmt er ihnen die Kleider und Waffen wieder ab. Hieraus iſt leicht abzunehmen, daß man unter ihnen wenige finden müſſe, welche das Krieges-Handwerck recht verſtehen. Wer unter ihnen nur eine mäſſige Tapfferkeit und Krieges-Wiſſenſchafft beſitzet, kan ſchon vor einen Held paſſiren.

Wenn ein Abgeſandter von einem frembden Potentaten zur Audientz gelaſſen wird, ſo wird er von von einem Trupp Leib-Garde begleitet, und mit Herolden und Trompeten abgehohlet, die ihn mit lauter Stimme die Ehre ankündigen, welche der Geſandte mit Anſchauung des Glantzes der Erden, nemlich der angenehmen Gegenwart Sr. Königlichen Majeſtät genieſſen ſoll. Zwiſchen der Pforte des Pallaſtes und der Stiegen, auf welcher man zu dem Audientz-Saal hinauf gehet, wird er von dem Ceremonien-Meiſter geleitet und unterrichtet, wenn er auf ſeine Knie fallen müſſe, welches zu dreyen mahlen auf dem Wege dahin geſchicht. Das dritte mahl bleibt er auf der Erden mit denen Händen auf ſeinem Haupte liegen, biß daß man ihm die Ordre vorlieſet, daß er aufſtehen möge. Man iſt daſelbſt ſo ſehr auf Ehr-Beweiſungen erpicht, daß man, wie geſagt wird, auch einige Elephanten gelehret hat, auf dem Bauch zu fallen, wenn der König vorbey gehet.

Mit der Staats-Veränderung dieſes Reichs, nebſt der Gelegenheit, wodurch aus zweyen Königreichen das gegenwärtige Reich von Pegu oder Ava entſtanden iſt, hat es folgende Beſchaffenheit: Die Könige von Siam und ihre Unterthanen hielten groſſe Freundſchafft mit denen von Pegu, und trieben unter einander beydes zur See und Lande einen wackern Kauff-Handel, biß daß im funfzehenden Jahr-hunderte, ein Peguiſches Fahrzeug von Judia, der Haupt-Stadt in Siam, zurück nach Pegu ging, und eines Abends bey einem kleinen Tempel, wenige Meilen unter Judia, Ancker warff. Der Schiffer ſtieg daſelbſt mit einigen ſeines Schiff-Volcks ans Land, und ging in den Tempel, ſeinen Gottesdienſt zu verrichten, allwo ſie ein künſtlich geſchnitztes Bild des Gottes Samſey ſahen. Da fiel ihnen in Sinn, und bekamen auch durch die Unachtſamkeit der Prieſter, welche den Tempel bewachten, Gelegenheit, ſelbiges mitzunehmen, und dieſes Heiligthum ihren Lands-Leuten nach Hanſe zu bringen. Als nun dieſe unachtſame Prieſter ihren kleinen Abgott vermiſſeten, heuleten und klagten ſie über dieſen Verluſt, bey ihren benachbarten geiſtlichen Mit-Brüdern, welche ihnen riethen, ſich bey dem Siammiſchen Ober-Herrn über dieſen Tempel-Raub zu beklagen,

gen, welches dieſe denn thaten. Nun trug ſich ſolches eben in einem Jahre zu, da Siam, aus Mangel einer gnugſamen Uberſchwemmung, nicht viel Getreyde eingerndte, und dahero in Hungers-Noth gerieth, welches Gelegenheit gab, die Urſach davon dem Verluſte ihres Abgottes Samſey zuzuſchreiben. Der andächtige Fürſt ſchickte hierauf eine Geſandſchafft an ſeinen Bruder, den Peguiſchen König, welche Befehl hatte, ihn zu erſuchen, daß das Bild wieder zurück gegeben werden möchte, deſſen Abweſenheit das Königreich Siam in ein ſo groſſes Unglück geſtürtzet hätte.

Der Peguiſche König, der eben ſo abergläubiſch war, als der König von Siam, wolte auf keinerley Weiſe einen Gott wiedergeben, welcher, ſeiner Meynung nach, denen Gottloſigkeiten ſeines Landes entflohen wäre, um in Pegu eine ſichere Stätte zu finden, und ſchickte den Siammiſchen Abgeſandten mit abſchlägiger Antwort zurück.

Hierauf beſchloß der König von Siam ſeinen kleinen Samſay durch Gewalt des Krieges wiederzuholen. Er brachte derhalben eine Armee auf die Beine von 2 biß 300000 Mann, wie man ſagt, richtete ſeine erſte Gewalt gegen Martaban, und verwüſtete das platte Land, biß an die Thore dieſer Stadt, allwo die Peguiſchen Könige Hoff gehalten hatten, und welche, ehe ſie eingenommen worden, die Hauptſtadt eines Souverainen Königreichs geweſen war. Nachdem er nun ſein Mühtlein gekühlet, und gnug Schaden im Lande gethan, aber nichts rechtes ausgerichtet, zog er gleichwol nach Siam zurück. Des folgenden Jahres brachte der Peguiſche König noch eine viel gröſſere Armee zuſammen, zog damit ins Königreich Siam, lud ſelbige auf dem Fluſſe Meinam auf kleine Fahrzeuge, und kam in ſo groſſer Geſchwindigkeit dieſen Fluß hinab, und vor der Haupt-Stadt Judia an, daß er zugleich die erſte Zeitung von ſeiner Ankunfft mitbrachte. Er ſchlug ſeine Gezelte um dieſe Stadt auf, und ſetzte ſelbige, durch Abſchneidung aller Zufuhre bald gnug in ſehr groſſe Noth, welche ſie zur Ubergabe gezwungen haben würde, woferne nicht der Fluß früher, als ſonſt gewöhnlich, ausgetreten wäre, und ſeinen Proviant weggeſpühlet, wie auch bey nahe die Helffte von der Armee ruiniret hätte, welches ihn dann die Belägerung aufzuheben nöthigte.

Im nächſtfolgenden Jahre ſuchte ſich der König von Siam deshalb zu rächen überfiel mit einem neugeworbenen Kriegs-Heere die Lande von Pegu, welche ihm am nächſten lagen, eroberte und behauptete auch etliche davon, die er mit ſeinen Herrſchafften verknüpffte. Als ſich nun der Peguiſche König in ſolcher Noth ſahe, und daß er ohne ausländiſche Macht nicht im Stande wäre, ſeine Länder wieder zu kriegen, erſuchte er die Portugieſen, welche dazumahl anfiengen

in

in Indien geduldet zu werden, um Hülffe, und erlangte durch die groſſe Verſprechungen, die er ihnen that, tauſend Freywillige in ſeine Dienſte. Durch dieſe Hülffe geſtärcket, gieng der Peguiſche König mit ſeiner zahlreichen Armee hin, den König von Siam aufzuſuchen, und lieferte ihm eine Schlacht, worinnen er den Sieg behielt. Denn nachdem er die Portugieſen an die Spitze von ſeiner Armee geſtellet hatte, ſo brachte das Schieß-Gewehre mit ſeinen Donnern und Krachen, deſſen die Völcker beyderſeits dazumahl noch gantz ungewohnt waren, das Siammiſche Kriegs-Heer bald gnug in groſſe Unordnung und zur Flucht, und zwar, ehe man noch zum Gebrauch des Hand-Gewehrs kommen konte, ſo, daß ſie Pegu mit gröſſerer Eile verlieſſen, als ſie hineingezogen waren. Ob nun ſchon beyde Könige nach der Hand des Krieges müde waren, ſo machten ſie doch keinen Frieden, und giengen noch immer dann und wann die Plackereyen zwiſchen ihnen fort, worinnen die Peguaner, wenn ſie die Portugieſen bey ſich hatten, allezeit den Meiſter ſpieleten.

Durch dieſe Helden-Thaten, wie ſie dort hieſſen, erlangten die Portugieſen ſo viel Gunſt, daß der König einen mit Nahmen Senhor Thoma Pereyra, welcher die Portugieſen in dem Siammiſchen Kriege commandiret hatte, zu einen allgemeinen General von ſeiner Armee erwehlete. Allein dieſer trotzigen Nation ſtieg dadurch der Muth ſo hoch, daß ſie allen Ständen vom Volcke in Pegu gantz unerträglich wurden, welches endlich ihren Untergang verurſachte, womit es alſo zugieng.

Der König von Pegu hielt von ſolcher Zeit an, um nahe bey der Hand zu ſeyn, an ſtatt zu Pegu, ſeinen Hoff zu Martaban, und die Portugieſen muſten nahe bey ihm ſeyn, um ſie bey aller Gelegenheit zu ſeinen Dienſten bereit zu haben. Pereyra, war des Königes Günſtling, und hatte einen Staats-Elephanten, nebſt einer Leib-Garde von ſeiner eigenen Nation. Als er nun an einem gewiſſen Tage auf einem groſſen Elephanten aus des Königs Hofe nach ſeiner eigenen Reſidentz ritte, ſo hörete er unterwegens ohngefehr, wie man auf der Hochzeit einer Bürgers Tochter, welche denſelbigen Morgen an einen Junggeſellen von ihrer Nachbarſchafft getrauet worden, ſehr luſtig muſicirte. Daſelbſt hielte er ſtille, wünſchte ihnen viel gutes, und begehrte die Braut zu ſehen, da denn die Eltern ſelbige auf ſeinen Befehl zum Elephanten hinbrachten. Pereyra verliebte ſich gleich in ihre Schönheit, und gab ſeiner Leib-Garde Befehl, ſich ihrer zu bemächtigen, und ſie zu ihm nach Hauſe zu bringen.

Dieſer Befehl wurde gleich ausgerichtet. Der dadurch in Verzweiffelung gebrachte Bräutigam ſchnitt ſich alſofort die Kehle ab, und die untröſtlichen

Eltern

Eltern zerriſſen ihre Kleider, lieffen hinaus auf die Straſſen, welche nach des Königes Pallaſt zugiengen, heuleten und ſchrien, und rieffen die Götter und Menſchen um Hülffe an, um ſich an denen verwegenen Portugieſen zu rächen. Das gemeine Volck kam aus allen Ecken der Stadt zugelauffen, das Trauer-Spiel mit anzuſchauen. Der Hauffe wuchs ſo ſehr an, daß ſie faſt auf denen Straſſen nicht mehr Raum hatten, und das Geſchrey war ſo laut, daß es auch dem Könige zu Ohren kam, welcher alſofort jemand abſchickte, um die Urſache des Aufruhrs zu unterſuchen. So bald der König die Sache vernommen hatte, ließ er dem Volcke die Verſprechung thun, daß er den Schuldigen nach Verdienſt ſtraffen wolte. Er ließ hierauf dem General Pereyra befehlen, nach Hoffe zu kommen, der ſich aber eben mit ſeinem Raube ergötzte, und davon im Gemüthe gantz eingenommen war, ſich alſo vor jetzo zu kommen, weigerte, unter dem Vorwande einiger Unpäßlichkeit, die ihn überfallen hätte; ſo bald es mit ihm beſſer ſeyn würde, wolte er Sr. Kön. Majeſt. aufwarten. Dieſe Antwort aber erweckte in dem Könige eine ſolche Verbitterung, daß er von Stund an der gantzen Stadt Befehl gab, die Waffen zu ergreiffen, und alle Portugieſen, die ſie nur in der Stadt fänden, zu ermorden. Dieſer Befehl des Königes wurde nicht ſo bald gegeben als ausgeführet, ſo, daß man in wenig Stunden allen Portugieſen vom Brodte halff. Der General aber, welcher inſonderheit den Todt verdienet hatte, wurde lebendig gegriffen, und mit ſeinen Ferſen an die Pfote eines Elephanten feſt angemacht, welcher ihn ſo lange durch die Straſſen hindurch ſchleiffte, biß das Fell und Fleiſch von ſeinen Knochen gantz abgeriſſen war, womit man dieſem Trauer-Spiel ein Ende machte. Auf dieſe Weiſe wurde die Wuth des Volcks wieder geſtillet. Und mehr als drey Portugieſen, welche ſich ohngefehr in denen Vorſtädten aufhielten, entflohen derſelbigen, indem ſie ſich bis gegen die Nacht verſteckten, ſodann im dunckeln mit einem kleinen Fahrzeuge längſt dem Strande hinfuhren, und endlich zu Malacca ankamen, dahin ſie denn auch die Zeitung, von dieſem ſo ſchrecklichen Trauer-Spiele, mitbrachten.

Die beyden Könige von Siam und Pegu, nachdem ſie durch vorgemeldete Kriege ſehr geſchwächet worden, hielten ſich, ob ſie ſchon keinen Frieden miteinander machten, doch viel Jahr lang gantz ſtille, biß daß endlich der von Siam, in der Mitte des ſiebenzehenden Jahrhunderts die Lande von Pegu überrumpelte, und ſich von allem, was an der Seite von Martaban lieget, Meiſter machte, nemlich von Tanacerim und Ligor, welche beyderſeits an Pegu Schatzung bezahlten.

Als nun der König von Pegu gewahr wurde, daß ihm von Tag zu Tage immer mehr Herrſchafften abgenommen wurden, und daß er nicht im Stande

wäre,

wäre, dasjenige, was ihm noch übrig geblieben, zu beſchirmen, ſchickte er einen Abgeſandten an den König von Barma oder Ava, einen ſehr mächtigen Printzen, um ihm Beyſtand zu leiſten. Der Geſandte wurde ſehr wohl empfangen, und ein groſſes Heer auf die Beine gebracht, welches man zu Schiffe nach Pegu ſchickte. Mit dieſer vereinigten Krieges-Macht nun, zog man denen Siammern entgegen, und trieb ſie aus ihren neuen Conqueten zurück. Als aber die von Barma die Schwachheit und ſchlechte Kriegs-Erfahrenheit der Peguaner ſahen, tödteten ſie ihren König, zerſtreueten ſeine Armee, machten ſich von denen Königreichen Pegu und Martaban ſelbſt Meiſter. Und ſeither ſind in dem Geſchlechte dieſes Königes, dieſe Reiche, noch bis auf den heutigen Tag, mit einander vereiniget.

# Das dritte Capitel.

## Von dem Gottesdienſte, Tempeln, Bildern, *Talapoins*, Lehre und Ceremonien der Peguaner.

DEr Gottesdienſt der Siammer und Peguaner wird nicht ſehr unterſchieden ſeyn, maſſen beyderſeits nicht allein Götzendiener ſind, ſondern auch viele Götter mit einander gemein haben, deren Bilder man in ihren Baas oder Tempeln findet, unter welchen die von Sommona Codom, Samſay und Prawpromb (wovon in dem Berichte von Siam geſprochen worden) die vornehmſten ſind. Doch ſagt man auch, daß ſie den groſſen GOtt, wiewol unter keinem Bilde, weil ſie ſich kein Gleichniß von ihm zu machen wüſten, verehren, deſſen Anbetung aber ſie allein den Talapoinen überlaſſen.

Sie haben auch eine groſſe Menge von Tempeln überall im Lande, die aber meiſtens von Holtz gebauet ſind, weil dieſe Bau-Materie im Lande ſehr überflüßig, und überaus wolfeil iſt, auch den Firniß und die Vergüldung am allerbeſten annimmt, wie ſie denn insgemein beydes von innen und auſſen ſehr prächtig geſchildert ſind. Ihre Geſtalt und Forme ſoll einem Zucker-Hute nicht unähnlich ſeyn, von welchem Gleichnis der Entwurff, welchen Hamilton von dem Tempel zu Dagun, den man über acht Stunden ſehen kan, vorgeſtellet hat, nicht viel unterſchieden ſeyn ſolte, woferne es nicht, an ſtatt eines etwa kugelrunden Daches, ein eingebogenes hätte, nach welchem es beſſer einer Pyramide gleichet, ſo von unten etwas weiter iſt. Hiernächſt ſagt er auch, daß noch ein anderer, Kiakiak, oder der Herr der Tempeln genannt, ſich finde, ſo jenem gleich, und beyderſeits ohngefehr 2 Stunden Süd- und Nordwerts von Syriam, wiewohl der eine auf einer Höhe, der andere aber auf einer Ebene ſtehe.

Es ſetzt aber dieſer Reiſe-Beſchreiber nicht hinzu, ob ſie alle auf einerley Art gebauet ſeyn, und redet von ſolchen übermäßig groſſen Tempeln nicht, als wie die erſten Reiſe-Beſchreiber ſie uns vorgeſtellet haben.

Man findet in ihren Tempeln auch Bilder, von ſolcher Geſtalt, und die in Gewölber oder kleine Häußgen geſetzt ſind, ebenfalls wie in Siam; Ihre Staturen ſind alle ziemlich lang, ihre Arme und Hände aber nach der Maaſſe ihrer Leiber ſehr klein. Ihre Angeſichter ſind länger, als Menſchlich, ihre Ohren groß, und die Ohr-Läpplein ſehr dicke, in welchen allen ſie mit denen Götzen-Bildern ihrer Nachbarn, der Siammer, völlig übereinkommen. Aber in dem Tempel des Kiakiak, findet man ein Bild, das 60 Schuh lang iſt, es liegt in einer ſchlaffenden Geſtalt, und hat alſo ſchon 6000 Jahr, wie ſie fabeln, gelegen. Wenn es aber wird aufwachen, ſo wird, ihrem Vorgeben nach, dieſe Welt untergehen. Jeglicher mag in dem Tempel, worinn dieſes Bild gefunden wird, hinein gehen; dagegen die Thüren und Fenſtern des dem Dagun gewidmeten Tempels vor jederman, ohne vor die Prieſter verſchloſſen iſt. Das Bild, welches darinnen gefunden wird, ſoll keine Menſchliche Geſtalt haben; die Prieſter aber wollen nicht ſagen, was es eigentlich vor eine Bildung habe, ſondern melden davon nur ſo viel, daß Dagun, ſo bald als Kiakiak die Welt in Stücken zerbrochen, ſolche Stücke zuſammen raffen, und eine neue Welt daraus herſtellen werde. Bey denen Tempeln dieſer Abgötter werden jährlich Märckte gehalten, da dann viel freywillige Opffer auf dieſen Kirch-Meſſen zum Tempel-Dienſte gegeben werden.

Jeder hat die Freyheit einen Tempel zu bauen, wie in Siam, und wenn ſelbiger fertig iſt, ſo kaufft derjenige, der ihn bauen läſſet, daſelbſt einige Morgen-Landes, ſo angebauet werden kan, um einige Anzahl von Prieſtern und Schülern zu unterhalten, welche durch das Anbauen ſolches Landes ihre Koſt gewinnen. In dem Tempel-Hofe haben die Prieſter und Schüler ein Cloſter, welches zur Gemächlichkeit, Wohnung und Ubung der Prieſter zugerichtet iſt.

Alte Tempel werden von ihnen nicht im baulichen Weſen erhalten. Sie wenden keine Unkoſten daran, dergleichen verfallene Gebäude wieder herzuſtellen, gleichwie es auch um folgender Urſach willen bey ihnen nicht nöthig iſt. Alle Jahr iſt von Alters her bey ihnen die Gewohnheit, wie Herr Hamilton ſaget, daß reiche Herren im Herbſt-Monath Raqueten auffliegen laſſen. Wenn nun jemand unter ihnen eine ſolche hat, die ungemein hoch in die Lufft hinaus fliegt, ſo hält der Eigenthümer dieſes vor einen Beweiß, daß er bey denen Göttern in Gnaden ſtehe. Wenn aber ſelbige nach der Erden zugehet, ſo machet ihn dieſes ſehr beſtürtzt, und er meynet, daß die Götter auf ihn erzürnet ſeyn. Der glückſeelige

aber,

aber, deſſen Raquete beweiſet, daß die Götter ihm günſtig ſeyn, bauet allezeit einen neuen Baas oder Tempel, und widmet ihn demſelbigen Gotte, den er anbetet. Die Prieſter nun, deren Tempel verfallen iſt, bringen ihre Götzen-Bilder dahinein, um ihn damit auszuzieren, und genieſſen vor ihren Dienſt die Bedienung und Einkünffte des Tempels.

Die Peguiſchen Talapoins haben ihre beſondere Ordnung unter ſich, nach welcher einer immer höher, als der andere, iſt, wie ſie dann auch einen Hohen-Prieſter haben. Sie bringen ihre Lebens-Zeit, wie in Siam, auſſer der Ehe in Clöſtern zu, machen aber der Gemeine keine Beſchwehrung, ſondern leben von denen Früchten des Tempel-Ackers, den ſie bauen. Wenn ſie dieſes fleißig thun, ſo haben ſie nicht allein gnug vor ſich ſelbſt, ſondern behalten auch wohl noch etwas übrig für die Armen von ihrer Gemeinde. Iſt aber das Tempel-Guth zu klein, oder unfruchtbar, daß ſie ihre völlige Koſt davon nicht bekommen können, ſo ſchicken ſie einige Schüler aus, mit einem Orange-farbenen Mantel um ihren Leib, mit einem Körbgen an ihrem lincken Arme, einer kleinen Trummel in der lincken Hand, und einem kleinen Stock in der rechten. Wenn ſie nun vor die Häuſer der gemeinen Leute kommen, ſo ſchlagen ſie mit dem Stocke dreymahl auf die Trommel, und wenn ihnen niemand darauf einigen Beſcheid thut, ſo ſchlagen ſie wiederum dreymahl drauf; kriegen ſie alsdann noch kein Gehör, ſo gehen ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, nach dem folgenden Hauſe. Sie werden aber ſelten ohne eine Gabe von Reiß, Hülſen- und andern Früchten oder Wurtzeln, ſo die gemeine Speiſe iſt, weg gelaſſen. Bekommen ſie mehr, als ſie zu ihrer gegenwärtigen Nothdurfft brauchen, ſo theilen ſie den Uberſchuß unter die Arme aus, weil ſie niemahls vor den morgenden Tag ſorgen. Sie verdienen auch groſſes Lob wegen ihrer beſonderen Liebthätigkeit gegen Frembdlinge, welche das Unglück haben, auf ihren Küſten ihre Schiffe zu verlieren. Nach des Landes Geſetzen ſind dergleichen unglückſeelige Menſchen des Königes Sclaven, aber vermittelſt dieſer Geiſtlichen ſehen ihnen die Land-Vöigte durch die Finger. So bald als ſolche unglückſeelige Frembdlinge zu ihren Baas kommen, werden ſie gütig aufgenommen, und kriegen ſo wohl Koſt, als Kleider. Sie bekommen auch von denen Prieſtern eines Kloſters Recommendations Briefe an die Geiſtlichen eines andern auf dem gantzen Wege hin, den ſie nehmen müſſen, um etwa mit einem Fahrzeuge nach Syriam zu gehen. Sind Krancke oder Verwundete darunter, ſo behalten ſie ſelbige ſo lange in ihrer Pflege, und helffen ihnen hernach auch fort, wie ſie denen andern gethan. Sie unterſuchen nicht erſt, was für einer Religion jemand zugethan ſey, ſondern, wenn er nur ein Leben hat, ſo iſt er ſchon ein Vorwurff ihrer Liebe. Und ſie werden überhaupt als die leutſeeligſten und liebthätigſten Menſchen von der Welt gerühmet.

Wenn ſie dem Volcke predigen, welches offt geſchicht, ſo preiſen ſie ſolche Liebthätigkeit, als die höchſte Tugend, auch andern Menſchen an, und übertreffen darinne auch viel ſo genannte Geiſtliche, unter verſchiedenen Parteyen der heutigen Chriſtenheit. Sie achten alle Religionen für gut, welche nur die Menſchen lehren gutes thun. O! daß doch die Chriſten von dieſen Heyden in ſo vernünfftigen Meynungen nicht weit übertroffen würden, wie viel Trennung, Läſterung und Verfolgung, ja Beraubung nicht allein der Güter, ſondern wohl auch des Lebens würde unter denen Chriſten nachbleiben. Sie glauben auch, daß die Götter keinen Mißfallen an dem Unterſchiede des Gottesdienſtes haben, aber wohl an allen demjenigen, was dem Menſchen ſchädlich iſt, weil ihnen nichts verhaſſter ſey, als die Grauſamkeit. Was ſolten ſie dann von der Religion derer halten, welche ſo unbarmhertzig mit ihren Brüdern verfahren, wegen einiger Religions-Puncte, und noch ſchrecklicher mit denen, die ſie vor Ketzer halten? Weil ſie nun alle in der jetzt-angezeigten Meinung mit einander übereinſtimmen, ſo fällt ſelten unter ihnen einige Streitigkeit vor, und noch weniger weiß man bey ihnen etwas vom verfolgen. Sie halten feſte davor, daß, weil unſere Seelen freye Weſen ſind, ſie durchaus nicht gezwungen, noch an einige Meynungs-Bande gefeſſelt werden müſſen.

Die gantze Peguiſche Geiſtlichkeit läſſet ſich zu Mittlern in Wegräumung und Schlichtung aller Streitigkeiten zwiſchen Nachbarn gebrauchen. Sie ruhen nicht eher, als biß ſie die Feindſchafften niedergeleget und verſöhnet haben.

Ohngeachtet die Portugieſen zu Martaban, wie oben gedacht, ſo elendiglich niedergemetzelt worden, ſo findet man doch noch in Syriam einige Chriſten von Portugieſiſcher Abkunfft, wie auch einige Armenianer. Die erſten haben daſelbſt eine Kirche; die anſtößige Aufführung aber beydes der Prieſter und des gemeinen Volcks, machet, daß ſie durchgehends in groſſer Verachtung ſtehen.

## Das vierdte Capitel.

### Von der Abkunfft, Geſtalt und Art der Peguiſchen Männer und Weiber, von ihren Häuſern, Fahr-Zeugen, Speiſe, Tranck, Heyrathen, Feſten, Gewohnheiten und Leich-Begängniſſen.

Die Einwohner des Königreichs Pegu ſollen Siamiſcher Abkunfft ſeyn. Sie kommen auch allerdings noch jetzo in vielen Stücken mit einander überein, daher es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß ſie eines Urſprungs ſeyn.

Die Barma- und Peguaner ſind meiſt alle geſchlanck vom Leibe, und wohlgeſtalt, ſo, daß, ob ſie ſchon grob von Gliedern ſeyn, man dennoch keine fette Perſonen unter ihnen findet. Sie ſind braun von Farbe, und artig vom Geſichte. Es ſind aber die Barmaner und Peguaner darinnen von einander unterſchieden, daß die erſtere ihre Haut zeichnen, ſie ſtechen nehmlich Figuren mit leichten Nadelſtichen in ſolche, und reiben Holtz-Kohlen, Ruß und dergleichen in die Nadelſtiche; Die Haut wächſet denn wieder zu, und behält die Geſtalten, welche hinein geſtochen ſind: Die Peguaner hingegen halten ihre Haut rein und glatt. Die Weibes-Perſonen ſind viel weiſſer, als die Männer, doch insgemein auch etwas grob von Gliedern, klein von Augen, und zwar kurtz, doch fein von Geſtalt. Sie haben kleine Hände und Füſſe, und ebenfalls ſolche Arme und Beine.

Einige beſchreiben dieſes Volck auch, als Diebiſch, wie alle Indianiſche Völcker ſollen beſchaffen ſeyn. Wiewohl Hamilton das gemeine Volck ſowohl, als ihre Geiſtlichen lobet, und ſie gutartig und herbergſam nennet. Tapfferkeit muß man bey ihnen eben ſo wenig, als bey ihren Nachbarn, ſuchen. Die Frauens-Perſonen ſind höfflich und freundlich gegen Frembdlinge, und verheyrathen ſich gerne an Europäer. Diejenige, welche Handlung hieher treiben, können allhier leicht eine Frau, ſo lange ſie hieſelbſt ſich aufhalten, bekommen. Sie erzeigen ſich gegen ihre Männer gehorſam und verbindlich, und nehmen die Beſorgung der Hauß-Sachen gantz über ſich. Sie gehen zu Marckte, kochen, waſchen und beſſern die Kleider aus. Haben ihre Männer einige Waaren zu verkauffen, ſo bauen ſie eine Kram-Bude auf, verkauffen ſie einzeln; und löſen mehr daraus, als geſchehen würde, wenn man es im gantzen verkauffte. Ja einige bringen auch eine gantze Fracht von Waaren nach denen inländiſchen Städten, und hohlen durch Vertauſchung, ſolche Dinge dafür, welche an denen Orten, wo ihre Männer ihr Gewerbe haben, meiſtens gangbar ſind, wobey durchgehends ſehr guter Profit iſt. Die Kleidung iſt wie bey den Siammern und den meiſten Morgenländern ein Stück Leinwand um die Lenden geſchlagen, ſo ſind ſie gekleidet, und in ihrem völligen Staat. Es wäre denn, das eine Amts-Perſon ein Zeichen der Würde anlegte; z. E. die Richter haben ein beſonders Kleid von Betillies. Sonſt gehen ſie baarfuß, und meiſt auch mit bloſſem Haupt. Ihr Haar laſſen ſie lang wachſen, und binden es oben über den Scheitel mit einem Cattunenen Bande zuſammen.

Gleichwie die Richter durch ein dünnes durchſichtiges Kleidgen von dem gemeinen Volcke unterſchieden werden: Alſo kennet man die Kriegs-Officierer an der Länge ihrer Tobacks-Pfeiffen, welche einen irdenen oder metallenen Kopff

haben, woran ein Loch iſt, darein man ein Rohr ſtecken kan, welches verſchiedene Abſätze hat, und ein Mund-Stück von Golde, welches daran, gleichwie die Abſätze der Tobacks-Pfeiffe, feſt angemacht iſt. Je mehr nun jemand dergleichen Stücke und Abſätze an ſeiner Tobacks-Pfeiffe hat, deſto höher wird er gehalten, und deſto mehr Ehre empfängt er.

Der Weiber-Schmuck beſtehet darinne: Ihre Haube iſt nichts anders, als ihr ſchwartzes Haar, ſo von hinten aufgebunden iſt. Sie tragen ein Stück Cattun 3-4-mahl um den Leib gewunden. Wenn ſie ausgehen, haben ſie ein Kleid mit engen Ermeln, das biß auf die halbe Hüffte reichet. Darunter haben ſie einen vierdoppelten Schleyer, welcher um die Lenden feſt angemacht iſt, und bis auf die Knöcheln herab hanget. Er iſt alſo gemacht, daß er von vorne zu jeglichen Tritt, den ſie im Gehen thun, ſich eröffnet, und man das rechte Bein, und einen Theil von der Hüffte im Gehen ſehen kan.

Dieſe Art von Röcken ſoll durch eine Königinn im Schwang gebracht worden ſeyn, denn da dieſe Regentin ſahe, daß die Weiber unberühret blieben, indem die Männer an einander erhitzt waren, und denen unnatürlichen Sünden der Sodomiterey ſich ergaben, verordnete ſie dieſe reitzende Kleidung, die Männer von der ſchändlichen Vermiſchung ab- und zu denen Weibern anzulocken, welches auch von guter Wirckung ſoll geweſen ſeyn. Vielleicht aber iſt dieſe Hiſtorie erdichtet, um ſolche anſtößige Kleidung damit zu entſchuldigen; gleichwie es ſich auch alſo verhalten mag mit der vorgegebenen Cur der güldenen Küglein, zwiſchen der Haut der männlichen Zeuge-Glieder, um ſie von dergleichen Sünden abzuhalten.

Ihre Häuſer können von denen Siammiſchen nicht viel unterſchieden ſeyn, indem ſie dieſelbige auch auf Pfähle von Holtz oder Bambos bauen, und mit Rohr oder Stroh decken. Die Fluhre ſind von geſpaltenen Bambos. Ob ſie ſelbige um der Tyger-Thiere willen auf Pfähle bauen, oder darum unten offen laſſen, damit die Miſſethäter darinne keine Schlupff-Winckel finden möchten, mag der Leſer den Hiſtorien-Schreibern, die es erzehlen, zu gefallen glauben oder nicht. Weil das erſte anderswo um der Waſſerfluthen willen geſchicht, und das letztere, ohne daß es dieſe Urſache hat, durch gantz Indien bräuchlich iſt, vielleicht darum, daß dieſes die gelegenſte und wohlfeileſte Art zu bauen iſt, und die meiſte Lufftigkeit in dieſen warmen Ländern gibt. Man findet auch Hiſtorien-Schreiber, welche allhier Feuer-feſte Zimmer, ſo von Steinen in der Form von Oefen gemauert ſind, angetroffen zu haben, vorgeben, worein ſie, im Fall einer Feuers-Brunſt, dergleichen bey ihren aufgeführten ſchlechten Gebäuden ſich leicht eräugnen kan, ihre beſte Güter und Kauffmanns-Waaren ſalviren können.

Um

Um nun auch auf ihre Speiſen zu kommen, ſo iſt aus dem oben beſchriebenen Frühſtücke des Königes leicht abzunehmen, daß ſie darinnen nicht köſtlich ſeyn. Sie haben allerley Eß-Waaren, Kräuter, Wurtzeln und Früchte, auch Blut-loſe Thiere, die wir für Ungeziefer halten. Und kan man leicht dencken, daß ſie in dieſem Stück nicht viel von denen Siammern unterſchieden ſeyn werden.

Ihre Fahr-Zeuge ſind auch ſehr wenig von der Siammern ihren unterſchieden, und hatten ſie vor dieſem auch Fahr-Zeuge, worinnen ſie wohnten, und womit ſie von einem Ort zum andern fuhren, ihre Märckte zu beſuchen, welches auch noch wol ſo ſeyn mag; Obgleich die neuere Schreiber es nicht beſonders wiederholet haben.

Wenn man daſelbſt heyrahtet, ſo beſtehet die Vollziehung dieſer Sache, nachdem beyde Parteyen erſt mit einander einig worden, darinnen, daß der Braut Eltern ein Gaſtmahl anrichten, und des Bräutigams freunde dazu nöhtigen. Bey dieſem Gaſtmahle frägt man Braut und Bräutigam, ob ſie geneigt ſeyn, als Mann und Frau, mit einander zu leben. Wenn nun beyde darauf Ja ſagen, ſo erklären die Freunde ſie vor rechtmäßig getrauete Ehe-Leute. Hat der Bräutigam ein Haus, ſo bringt er die Braut da hinein; wo nicht, ſo wird ihm ein Bette in dem Hauſe zubereitet, wo ſie getrauet ſind, und man gibt ihnen Freyheit, das Beylager daſelbſt zu halten, bis ihnen ein Haus erbauet iſt.

Wenn die Frau nachhero ihres Mannes Ehe-Bette verunehret, und durch hinlängliche Beweiſe davon überführet wird, ſo kan ihr Mann ſie vor die Rounday, oder das Gerichte, bringen, ihr das Haar abſchneiden, ſie zu einer Sclavin verkauffen, und das Geld in ſeinen Beutel ſtecken. Wenn aber ihr Mann es mit einer andern hält, hat ſie zwar nicht gleiches Recht, ſie weiß aber manchmahl ihn, durch Beybringung einiges Giffts, zum Opffer ihrer Rachbegierde zu machen.

Wenn ſie Kinder kriegt, mögen dieſelbige ohne beſondere Erlaubniß nicht aus dem Königreiche weggeführet werden, ob man ſchon ſolche Erlaubniß gar wol für 4- oder 500 Gulden erkauffen kan.

Entſtehet zwiſchen Mann und Frau eine ſolche Streitigkeit, die nicht beygeleget werden kan, ſo iſt der Vater verpflichtet für die Söhne, und die Mutter für die Töchter zu ſorgen.

Wenn der Mann ſeiner Angelegenheiten halber auſſer Landes verreiſet, und ſeine angefangene Ehe im Stande bleiben ſoll, ſo muß er Ordre ſtellen, daß der Frau des Monahts ohngefehr 4 Gulden gereichet werden, ſonſt kan ſie

ſie ſich nach Verflieſſung eines Jahres wiederum an einen andern verheyrahten. Wenn ihr aber dieſes Geld auf ſeine Rechnung gezahlet wird, muß ſie 3 Jahr lang damit in Gedult ſtehen.

Einer Frauen ſchadet es daſelbſt gar nicht, daß ſie verſchiedene Europäer auf eine Zeitlang zu Männern gehabt, ſondern ſie wird deswegen nur deſto mehr geachtet.

Von denen Feſten der Peguer und denen Luſtbarkeiten dabey ſchreibt Cæſar Frederiks, Balby, Valentyn und Ovington vieles, welches aber dem heutigen Staat von Pegu nicht ähnlich, und folglich nie alſo geweſen, oder mit der Staats-Veränderung des Reichs eine andere Geſtalt gewonnen.

Doch von dem Feſte der Raquetten noch etwas zu ſagen: Sie machen ſehr groſſe Raquetten, davon einige wohl mit 500 Pfund Pulver angefüllet ſind. Dieſelbigen ſetzen ſie auf den Aſt eines hohen Baumes, deren viel im Lande wachſen, und richten ſie wie und wohin ſie bey der Anzündung fliegen und in die Höhe ſteigen ſollen. Wenn nun ſolcher Feuer-Pfeil oder Raquete mit ſeinem Schwantze nach der Kunſt fertig gemacht worden, ſo wird ein Feſt-Tag von einem, der ſolche Sache anſtellet, ausgeruffen, und eine groſſe Menge Volcks von allerley Gattung, Alter, Stand und Würde kömmt zuſammen, um den Feuer-Pfeil auffliegen zu ſehen. Wenn ſie beyſammen ſind, ſo werden die Bänder, womit er an den Baum feſt angemacht iſt, loß gemacht, ausgenommen ſo viele, als deren noch nöhtig ſind, ihn vor dem umfallen zu bewahren, und da ſtehen denn gleich einige mit Beilen bereit, dieſelbige vollends loß zu hacken, wenn er angeſteckt iſt. Der Eigenthümer ſteckt den Feuer-Pfeil in den Brand, da inzwiſchen jeglicher mit groſſem Verlangen wartet, zu ſehen, was er durch ſein Aufſteigen dem Eigenthümer anzeigen und bedeuten werde. Einige nun fliegen ungemein hoch in die Höhe; andere hingegen gehen nieder nach der Erden, ſtreichen ſehr ungeſchickt 5- bis 600 Schritte weit, und beſchädigen alles, was ihnen in den Weg kommt. Die Machine zu dieſem Feuer-Werck wird von einem dicken Bambos-Baum, der an ſich hohl, und nur eine 2 Zoll dicke Rinde hat, gemacht, und damit er von ſo vielem Pulver, als man hinein füllet, nicht berſten könne, ſo wird er mit Striemen von rohen Thier-Häuten umwunden, Wenn dieſe darauf trocken werden, ſo backet es ſo feſt an, als wenns dran gewachſen wäre, hernach wird ein lang Bambos-Rohr dran befeſtiget, um ihm das Gewichte zu geben.

Bald nach dieſem Feſte der Feuer-Pfeile haben ſie noch ein anders, welches Kollok genennet wird. Da lieſet man aus dem Hauffen des verſammleten Volcks einige Weibes-Perſonen aus, um einen Tantz denen Göttern der

Erden zu Ehren zu thun. Man erwehlet gemeiniglich ſolche darzu, welche weder Mann noch Frau, oder Zwitter ſind, dergleichem Mißgebuhrten man daſelbſt mehr als anderswo antrifft.

Herr Hamilton ſahe deren neune, als unſinnige, eine halbe Stunde lang tantzen, von welchen hierauf einige in Ohnmacht fielen, und ſich eine halbe Stunde lang brachen. Als ſie nun wieder zu ſich ſelbſt kamen, gaben ſie vor, anzeigen zu können, ob man in ſelbigem Jahre eine ſchlechte oder reiche Erndte haben, und ob es ein geſundes oder ungeſundes Jahr ſeyn würde, nebſt vielen andern wichtigen Sachen mehr, welche die Täntzerinnen in der halben Stunde ihrer Ohnmacht von denen Göttern gelernet haben ſollten.

Folgendes gehöret mit hieher: Wenn die Talapoins zween Feinde mit einander verſöhnet haben, ſo eſſen ſelbige zum Beweiß ihrer wieder hergeſtellten Freundſchafft, zu Folge einer alten Gewohnheit, Champock, einer aus des andern Hand. Dieſes iſt das Siegel der Freundſchafft. Champock iſt eine Art von Thee, welcher ſehr unſchmackhafft iſt, aber doch wie anderer Thee an Gebüſchen wächſet, und durch gantz Pegu hiezu gebraucht wird.

Ihre Ceremonien bey Beſtattung ihrer Todten kan man erſehen aus der Erzehlung eines, der gegenwärtig geweſen und mit angeſehen, wie man einen Hohen-Prieſter nach ſeinem Tode verbrannt hat. Nachdem man den todten Leichnam durch gewiſſe Spiritus oder Gummi, drey bis vier Monahte vor der Fäulniß bewahret hatte, ſo wurde ein Pfahl ſo feſte in die Erde geſchlagen, daß er im geringſten nicht beweget werden konte. Rund um dieſen hohen Pfahl herum wurden 3 biß 4 Gerüſte über einander gemacht, deren immer eins gröſſer als das andre war, und hatte dieſe Machine gleichſam die Geſtalt einer Pyramide mit drey Abſätzen, ſo alle mit einem Geländer rund herum verſehen war. Alle Stockwercke ſowohl, als auch der Grund darunter, waren mit brennender Materie angefüllet. Rings umher, etwas davon abwerts, waren vier kleine Maſt-Bäume in die Erde gepflantzet, und von jeglichem giengen nach dem mittelſten groſſen Pfahl-Gebäude vier daſelbſt feſt angeknüpffte Seile, an deren jedem ein Feuer-Pfeil feſt angemachet war. Hernach wurde die Leiche auf das oberſte Stockwerck platt auf das Gerüſte niedergeleget. Bey dem in groſſer Menge verſammleten Volcke, ſahe man eine groſſe Betrübniß, und, nachdem man mit der Trompete ein Zeichen gegeben, wurden die Feuer-Pfeile angeſtecket, welche augenblicklich längſt denen Seilen hin nach dem Holtz-Hauffen zuflogen, der gleich davon in Brand gerieht, und in einer Stunde verzehret wurde. Es wird aber, wie leicht zu dencken, nicht jedermann, auch nicht allen geiſtlichen, ſo viel Ehre, wie dieſem,

ſem, wiederfahren, welchen das Volck für einen Heiligen hielte, und der ſelbſt beym Könige ſehr hoch geachtet war.

# Das fünffte Capitel.

## Von der Peguer Wiſſenſchafften, Muſic und andern Künſten, Kauff-Handel und Gelde.

DIe Wiſſenſchafften ſind bey denen Brama- oder Peguanern in keinem gröſſern Glantz, als bey ihren Nachbarn. Iſt ja etwas mehr bey ihnen zu finden, als was einen jeglichen die Vernunfft lehret, ſo wird es bey denen Prieſtern zu ſuchen ſeyn, welche dem Volcke das wenige, das ſie ſelbſt beſitzen, mittheilen.

Dieſe ſind es auch allezeit, welche unter ihnen die Artzney-Kunſt üben. Daß ſie aber in deren Erkänntniß ſich nicht weit verſtiegen haben, und daß ihre Dinge desfalls meiſtentheils in abergläubiſchen Handlungen beſtehen mögen, wird uns Nachfolgendes lehren.

Ihr Land, wie geſund es auch iſt, ſo werden doch die Einwohner von den Kinder-Pocken ſehr geplaget; und zum Beweiſe, daß ſie nicht mehr Raht darwider wiſſen, als wir allhier, dienet dieſes, daß ſie davor ſo ſehr erſchrecken, als vor der Peſt. In der Landſchafft Syriam fürchtet man ſich ſo ſehr davor, daß, wenn jemand von dieſer Seuche befallen wird, die gantze Nachbarſchafft gleich davon läufft, und eine Stunde, oder noch weiter von dar, ſich Häuſer bauet, welches dann leicht geſchehen kan, weil ſie ſolche nur von Bambos-Holtze bauen, ſo wenig oder nichts koſtet, und doch Seulen, Schwellen, Balcken, Sparren, Dielen, Bretter, Thüren, Fenſter, Nägel, und mit einem Worte das gantze Haus giebet.

Den Krancken laſſen ſie gantz allein, und ſetzen ihm einen Zuber mit Waſſer, ein Körbgen mit rohem Reiß, und einige irdene Gefäſſe hin, und ſehen ſich vor dem ein und zwantzigſten Tage nicht nach ihm um. Hat er nun die Zeit über Kräffte gnug, ſich Reiß zu kochen und ſonſt zu helffen, ſo kan er manchmahl wieder geneſen, wo nicht, ſo iſt auch kein Wunder, wenn er in dieſer ſeiner Einſamkeit vor Hunger und Durſt verſchmachtet. Man hat dabey angemercket, daß kein Tyger-Thier, wie grauſam und reiſſend es auch ſey, den Krancken in aller dieſer Zeit überfallen werde, ſo abkehrig und eckelhafft iſt es vor einem ſolchen Raube. Stirbt nun der Krancke innerhalb des ein und zwantzigſten Tages, ſo werden ſie es an dem Geſtan-

cke gewahr, wenn ſie zu ihren Häuſern kommen; bleibt er aber lebendig, ſo nehmen ſie ihn mit nach ihrer neuen Stadt, und machen ihn zu einem Frey-Bürger.

Sie haben vielerley Muſicaliſche Inſtrumente; die Trommel aber, und eines, welches geblaſen wird, gefällt ihnen am beſten. Europäiſchen Ohren aber mögte ihr Säyten- oder Schnarr-Werck wol das erträglichſte ſeyn. Sie haben auch noch ein Inſtrument, welches in ſeiner Geſtalt einer Galleere gleich ſiehet, an welchem oben, wenn es niedergeleget iſt, ohngefehr 20 Glöckgen von verſchiedener Gröſſe und Thonen, feſt gemacht ſtehen. Dieſes muſicaliſche Spiel-Werck iſt ohngefehr 3 Schuh lang, 8 oder 10 Zoll breit, und 6 tieff. Sie ſchlagen auf dieſe Glocken mit kleinen Stöckgen, und machen damit kein unartig Geläute.

Daß weder in Pegu noch Ava viele Künſte geübet werden, beweiſet der Kauff-Handel dieſer Reiche, wodurch zwar wol viel Kunſtwercke hinein-, aber keine herausgeführet werden. In Martaban wird doch eine Art groſſer Töpffe, Martavanen genannt, zubereitet, und von dannen anderwärts hin verführet, deren einige ſo groß ſind, daß zwey Oxhäupter hineingehen.

Syrian iſt der einige See-Hafen, vermittelſt deſſen dieſes Reich ſeinen ausländiſchen Handel, welcher durchgehends ziemlich gut iſt, mit denen Armenianern, Portugieſen, Mohren und Gentiven, wie auch einigen Engelländern treibet. Man bringet hieher verſchiedene Güter aus Indien, als z. E. Betieljes, Molmolens, Caſſa, Tannis, Orangſey, Tangebs. Die Zölle lauffen hoch, nemlich bis 8½ pro Cent, welches mit denen andern Unkoſten ſich wohl bis auf 12 beläufft. Aus dem Lande iſt dargegen zu bekommen Band-Holtz, Elephanten und ihre Zähne, Wachs, Lack, Eiſen, Zinn, Aardolie, ſo genanntes Lack von Stöckgen, Houtolie. Valentyn zehlet auch noch mit darunter Namrak, Cardamom, und Katsjoe.

Vom Edelgeſtein-Handel ſind die Armenianer allein des guten Gewinnes Meiſter. Man findet aber daſelbſt die beſten Rubinen, imgleichen Diamanten, welche klein ſind, und daher offt in den Mägen gewiſſer Vögel, die darnach ſuchen ſollen, gefunden werden. Es iſt aber dieſer Handel auch verpachtet, und niemand darff ein Grabſcheid darum in die Erde ſtechen. Man hat gleichfalls daſelbſt ſchöne blaue Saphire gefunden, welche aus denen Bergen ſollen gegraben werden. Auch giebts viel Salpeter, welchen aber aus dem Lande zu führen bey Lebens-Straffe verboten iſt. Nicht weniger findet man daſelbſt viel Bley oder Ganſe, welches in

denen Peguiſchen Herrſchafften an ſtatt Geldes gangbar iſt. Ohngefehr 20 Schiffe ſollte man wol mit dergleichen Waaren beladen können.

Von allen Waren, welche aus Europa kommen, tragen ſie keine andere, als Hühte und Bänder. Die Groſſen wenden an feine Bieber-Hüte, wie auch an güldene und ſilberne Bänder, ſehr viel Geld. Es mögen dieſelbe auch ſo breit ſeyn, als ſie immer wollen, ſo legen ſie ſolche doch in ihrer vollkommenen Breite um ihre Hühte, die ſie niemahls aufgekrempt tragen. Cattun, Bengaliſche und Coromandeliſche Leinwand, wie auch einige geſtreiffte ſeidene Zeuge, ſind vor ihrem Handel das Beſte. Allerley Gattungen von Silber ſind daſelbſt angenehm. Dieſes machet auch $8\frac{1}{2}$ pro Cent an Zoll; die Kauffleute aber mögen es ſchmeltzen und ſo viel verfälſchen, als ſie wollen, und es alsdann ſo hoch ausbringen, als ſie können.

Ropy-Silber, welches gantz rein iſt, kan acht und zwantzig Grad auf hundert Zuſatz leiden, und doch bey denen Peguern den Strich halten. Dieſes nennen ſie geblühmt Silber, und wenn es nur blühmet, ſo paſſiret es allezeit für gutes. Ihre Weiſe aber, geblühmt Silber zu machen, iſt dieſe. Wenn Kupffer und Silber, unter einander geſchmoltzen, noch flieſſet, ſo gieſſen ſie es in eine platte Form, von einer Geſtalt und Gröſſe, die ihnen beliebet. Ehe es nun ſeine Flüßigkeit völlig verliehret, ſo blaſen ſie mit einem kleinen höltzernen Röhrchen darauf, wodurch die Ober-Fläche die Geſtalt einer Blume oder Sterns kriegt. Wenn das Silber allzuſehr verfälſchet iſt, ſo bekömmt es keine Blumen.

So viel kan genug ſeyn von Pegu, nachdem das meiſte, ſo von Siam geſagt iſt, hieher kan gezogen werden. Nun wollen wir uns nach Arrakan begeben.

# Der Gegenwärtige Staat des Königreichs Arrakan.

## Das erſte Capitel.

### Dieſes Reichs Gräntzen, Lage, Städte, Flüſſe, Küſten, des Landes Form und *Clima*.

Ehe und bevor wir die Gräntzen von Indoſtan, oder die Landſchafften des groſſen Moguls erreichen, ſo müſſen wir vorhero noch das Königreich Arrakan, Orrakan oder Rakan, welches von ſeiner Haupt-Stadt dieſen Nahmen führet, ein wenig betrachten, aber auch nur ſolchen Reiſe-Beſchreibern folgen, welche dieſes Land ſelbſt betreten, und kurtz oder lang darinnen zu thun gehabt, und wahrſcheinlich in ihren Erzehlungen ſind. Zum Ex. dem Chirurgo Wouter Schouten, und dem Capitain Hamilton. Wiewol doch auch andere, ſo was Glaubwürdiges mitgetheilet, nicht ſollen verachtet und zu nennen vergeſſen werden.

Seine Gräntzen gegen Süden zu, an der Küſte, und gegen Oſten ſind Pegu, in der Beſchreibung dieſes Reichs gemeldet. In der Weſtlichen Gegend wird es von dem Meer-Buſen von Bengalen beſpühlet; Wo aber gegen Norden zu jetzt-gedachten Meer-Buſens, da es an das Reich von Bengalen ſtöſſet, die äuſſerſte und rechte Gräntze ſey, iſt ungewiß. Einige zehlen unter ſeine Städte Dianga und Xatigam; andere hingegen halten beyde Städte, vor Bengaliſche Oerter; Etliche ſagen, daß ſie bald unter das eine, bald unter das andere Reich gehöret haben. Alexander Hamilton, der letzte von denen Reiſenden, welche dieſe Küſte beſuchet haben, und deren Schrifften uns in die Hände kommen ſind, berichtet, daß Xatigam, oder Chatigam, wie es andere ſchreiben, eine auf denen Gräntzen von Bengalen und Arrakan gelegene Stadt, und in einem ſo ſchlechten Zuſtande ſey, daß man, wegen ihrer Armuht, ſich wenig drum bekümmere, wem

ſie zugehöre. Doch giebt er vor, daß der Mogul einen Kadje oder Richter darinnen halte, welcher unter denen daſelbſt wohnenden Heyden und Mahometanern die Rechts-Sachen entſcheide; die Nachkömmlinge aber der Portugieſen, welche dem Glücke des Sultans Sujah, als derſelbe Bengalen verließ, (wovon in der Beſchreibung des Kayſerthums von Indoſtan ein mehrers gehandelt werden wird) folgeten, haben jetzund daſelbſt die Regierung in Händen.

Auf der Nordlichen Seite dieſes Reichs hat man das Königreich Tipora oder Tipra, und die Städte Aſſaram und Chorcomas, welche ebenfalls zwo Haupt-Städte von zweyen Königreichen ſind, wie Ovington will, die aber eben ſo wohl, als Tipra unter Arrakan gehören, wir wiſſen aber von dem erſteren nichts mehr, als was Tavernier aus dem Munde einiger Einwohner dieſes Reichs, welche doch eine ſchlechte Geſchicklichkeit gehabt, einen rechten Bericht davon zu geben, uns erzehlet hat, ſie ſagten, daß ſie funffzehen Tage-Reiſen durch das Königreich Arrakan in ihr Land hätten, daß ihr König dem von Arrakan unterworffen wäre, geſtunden ſie nicht. Wäre es aber wahr ſo müſte es gegen Norden zu an Achem gräntzen, und alſo zwiſchen denen 17ten und 26ten Grade der Norder-Breite liegen, wenn man vom Vorgebürge Negrais rechnet. Sonſt aber iſt deſſen Südlichſtes Ende, wie andere vorgeben, nur der 20te Grad der Norder-Breite.

Wie und in wie viel Landſchafften Arrakan eingetheilet werde, iſt nicht bekannt; Einige zehlen zwölff Stadthalter die ihre Reſidentzen in ſo viel Haupt-Städten eben ſo vieler Königreiche haben ſollen. Wir wollen uns begnügen die Haupt-Städte aus dem Ovington zu benennen. Die Haupt-Stadt Arrakan liegt mitten in einem Thale, welches wohl einen Umfang von fünff Stunden hat, und mit hohen und ſteilen Felſen und Bergen rings umher gleichſam ummauert iſt, ſo, daß der Fluß vermittelſt eines Waſſers-Falls durch die Ritzen von einer Klippe hineinkommt, und der Zugang von der Oſt-Seite dahin, iſt durch ein feſtes Thor auf Stein-Hügeln, und wohl verwahret.

Auf dieſe Stadt folget Orietan, eine ſchöne Handels-Stadt, wohin viele Frembdlinge aus verſchiedenen Orten von Indien ihren Kauff-Handel treiben, und woſelbſt die Könige vormahls einen Stadthalter unter dem Nahmen eines Königes zu halten pflegten, indem es die Hauptſtadt eines eigenen Königreichs war.

Etwas weiter gegen Norden zu, liegt die Stadt Peroem an der See, welche einen ſchönen und groſſen Hafen hat, der zur Handlung ſehr bequem iſt. Der Vice-König, der allhier ſeinen Sitz hat, hält eine ſolche Hoff-Staat, die bey nahe ſo groß iſt, als des Königes ſeine.

Darauf

Darauf folget Ramu, ſo von der letzt-erwähnten Stadt nicht viel unterſchieden iſt. Sie liegt einige Tage-Reiſen von dannen. Man kan aber weder zu Lande, um vieles Ungeziefers willen, noch zur See der Ungewitter wegen, ohne groſſe Gefahr dahin kommen.

Nun ſolten Dianga und Chatigan folgen, wären ſelbige dermahlen nicht meiſtens unter des Mogols Gebiethe. Dazu iſt noch Koromoria, Sedoa, Zara, und der Hafen Magaeni zuſetzen. Ferner im Nordlichen Theile Aſſaram, Tipora und Chacomas, welche Oerter Haupt-Städte ſo vieler unter Arrakan ſtehenden Königreichen ſeyn ſollen. Woraus man wol ſehen kan, daß man die daſige Königreiche damals nicht nach heutiger Europäiſcher Geographie, ſondern nach dem Maaß der Königreiche zu Homeri Zeit meſſen müſſe, und daß ſie heutiges Tags auf Europäiſchen Fuß geſetzet ſind. Wie denn auch die Potentaten in Aſia von denen in Europa mit der Zeit lernen werden, das Gleichgewicht unter ſich zu erhalten; ſo weit Göttliche Providentz Menſchen über Länder rathen läſt. Uber dieſes hat man noch Dobari, an dem Südlichen Arme des Fluſſes Arrakan, und weiter hin Südwerts Chudabe, ſo mit einem guten Hafen verſehen iſt. Einige rechnen Syrian auch unter die Städte von Arrakan, allein das muß von vormahliger Zeit verſtanden werden, ehe Indoſtan und Pegu ſo mächtig wurden, daß ſie auf beyden Seiten dieſes Königreich rupffen kunten, wie es denn von denen Mogollen längſt conqvetiret wäre, wenn die Natur nicht ſo ſtarcke Befeſtigung darum geleget hätte.

Der Haupt-Fluß dieſes Königreichs hat mit der Haupt-Stadt einerley Nahmen, nemlich Arrakan, wiewohl er von andern auch Chaberis genennet wird. Von denen Armen, Strömen und Bächen dieſes Fluſſes, wovon einige mit dem Ganges Gemeinſchafft haben, wird dieſes Reich ſehr annehmlich durchſchnitten, bewäſſert und fruchtbar gemacht. Er kommt aus dem Reiche Achem, und hat ſchon das Land Tipra durchlauffen, ehe er in die Gräntzen von Arrakan kömmt, und ergeuſſt ſich endlich mit 2 Armen in die See, wovon der Nordlichſte bey Orietan, und der Südlichſte zu Dubari oder Duabekan in die See fällt. Vor dieſem Fluſſe liegen verſchiedene Klippen, Sand-Bäncke und Untieffen. In der weiten Mündung des Fluſſes, welche, nach Herrn Hamiltons Zeugniß, der groß und tieff genug iſt, die gröſten Schiffe aus Europa aufzunehmen, liegen inſonderheit verſchiedene ſteile Klippen, vor welchen man ſich wol vorſehen muß. Innerhalb der Mündung iſt dieſer Fluß nicht ſehr weit, und endlich wird er in der Gegend, da die Holländiſch-Oſt-Indianiſche Compagnie ihre Factorey zu haben pflegte, ſo enge, daß er bey hohem Waſſer nicht breiter iſt, als die Länge eines groſſen Schiffes austrägt, bey niedrigem Waſſer

aber

aber muſſen die Schiffe in der Tieffe des Fluſſes hinter einander liegen, wenn ſie Strohm halten wollen.

Auch hat man etwas über Orietan eine Untieffe, woſelbſt in der Ebbe das Waſſer nur 4 Schuh hoch iſt, welches aber hernach ſo ſtarck wiederum hineinfällt, daß, als ein Schiff von gedachter Compagnie darauf ſtieß, in wenig Stunden weder Maſt noch Stange davon zu ſehen war. Er läufft weiter oben bey Orietan durch die Haupt-Stadt Arrakan, und zwiſchen angenehmen fruchtbaren und grünen Auen, hohen und allezeit grünenden Bäumen, bisweilen auch zwiſchen ſteilen Klippen hin, die ausſehen, als wären ſie von einander geſpalten, iſt an beyden Ufern von vielen Dörffern und Weilern gleichſam bedecket, daß man ihn nicht von ferne ſehen kan. Die Fluht gehet weit über die Stadt Arrakan, den Fluß hinauf, und ſchwillet täglich wol 12 bis 15, manchmahl auch wol 18 bis 20 Fuß hoch, wodurch der Lauff des Waſſers in der Gegend, wo der Strohm tieff iſt, ſehr ſtrenge und ſchnell fället. Die andern Flüſſe dieſes Reichs haben hingegen auch nicht viel zu bedeuten.

Die Küſten dieſes Landes, längſt dem See-Buſen von Bengale hin, ſind mit einer groſſen Menge von Eylanden beſetzt, welche ſehr nahe daran liegen. Die Büffel-Eylande allein liegen 4 Meilen darvon ab; in der Mitten aber des Canals, der ſie von einander ſcheidet, iſt ein Stein-Felſen, der ſein Haupt oben über das Waſſer heraus ſtecket. Das Waſſer, ſo zwiſchen durch läufft, ſcheinet ohne Gefahr zu ſeyn, und iſt wol 20 Klaffter tieff. Ohngefehr 8 Meilen Nordwerts von dem groſſen Eylande Negrays liegt eine gefährliche Stein-Klippe, welche allein bey niedrigem Waſſer ſich ſehen läſſet. Das zweyte Eyland von Negrais, ſo die Spitze ausmacht, welche das Vorgebürge von Negrais genennet wird, iſt ein kleines, niedriges, dürres und felſigtes Eyland, welches man das Diamant-Eyland nennet, weil es die Geſtalt eines Vierecks hat. Zwiſchen dem groſſen und kleinem Eylande Negrais ſind viele Felſen und Stein-Klippen, weswegen es alldar nicht ſicher zu fahren iſt. Die Frantzoſen verlohren daſelbſt im Jahr 1704 ein Schiff von 70 Stücken. Drey Meilen über dem kleinen Eylande Negrais liegt noch eine Reihe von Stein-Klippen, die man nicht über dem Waſſer ſiehet; man kennet ſie aber an der Brandung, wenn die Meeres-Wellen ſich darauf brechen. Selbiger Strich iſt wol eine Meile lang. Zwiſchen beyden hat man ein gutes Fahr-Waſſer.

Um nun auch von der Geſtalt und Beſchaffenheit des Landes etwas zu ſprechen, ſo iſt zu mercken, daß das Südliche Theil davon an wenig Orten bewohnt iſt, und alſo guten Theil wüſte lieget, weswegen ſich dann unzählig viel Tyger-Thiere, wilde Elephanten und Büffel daſelbſt aufhalten: Um deren Menge willen es vor unmöglich geachtet wird, ſie zu tilgen, und die Gegend anzubauen. Ich glaube

glaube aber, die Einwohner Europæ, ſonderlich in Deutſch-Holland und Franckreich, würden nicht einmahl fragen, obs möglich ſey, und die daſige Einwohner würden auch wol längſt durchgedrungen ſeyn, wenn die dortige Sclaverey einem jeden das, was er anbauete, eigenthümlich zu beſitzen erlauben wolte oder könte. Längſt denen Küſten daſelbſt ſind nur etliche wenige Eylande von einigen Fiſchern bewohnt, welche ihre Koſt zu Waſſer holen, dabey aber das Glück haben, daß ihre Hälſe unter keinem Joche und Unterdrückung ſtehen, welches dasjenige, was wir nun oben geſagt, gar wol beſtärcket. Wenn würden die ſchöne und fruchtbare Maſch-Länder um den Rhein, Weſer und Elbe herum, wol ausgedeicht und bewohnbar, ja zu mächtigen Städten und Republiquen worden ſeyn? wenn nicht eine Natur-mäßige Freyheit die nächſt Anwohnenden angemuhtiget und gereitzet hätte, ihre Kräffte zu vereinigen, und ſich ſolcher Güter und Schätze theilhafftig zu machen, die nun gleichwol allgemein, oder der gantzen Menſchlichen, ich darff nicht darzu ſetzen Europæ allein, nützlich worden ſeyn.

Das Nordlichſte Theil dieſes Reichs, um die Haupt-Stadt Arrakan herum, iſt ſo dichte bewohnet, und mit Städten, Flecken, groſſen und kleinen Dörffern, Baum- und andern Gärten, wie auch Land-Häuſern, dermaſſen angefüllet, daß das Land, längſt den Flüſſen hin, damit gleichſam beſäet zu ſeyn ſcheinet, und es überall von Menſchen und Vieh krimmelt und wimmelt.

Die Geſtalt des Landes wird ſo annehmlich, die graſigte Weyd-Oerter mit allerley Heerden vom Vieh und deren Hütern ſo angefüllet, und die gantze Gegend überhaupt ſo fruchtbar, und einen ſo groſſen Uberfluß an allezeit grünenden und Frucht-tragenden Bäumen, wie auch an allerley Eß-Waaren, ſüſſen Waſſern und Strömen habend, beſchrieben, daß es einem irrdiſchen Paradieſe gleichet. Es iſt aber doch kein flaches Land, ſondern mit Bergen, Hügeln und Felſen untermenget, worunter einige ihre grüne, andere aber ihre kahle Spitzen ſehr weit in die Lufft hinausſtrecken. Wenigſt beſchreibt Wouter Schouten das Land zu ſeiner Zeit alſo. Nun wird zwar dieß Land an Fruchtbarkeit nicht abgenommen haben, aber deſſen voriger Wohlſtand, und die Zahl der Einwohner iſt durch verderblichen Zertheilungen oder Tyranney, wovon wir unten kürtzlich etwas melden werden, doch vielleicht nicht wenig vermindert worden.

Was das Clima oder den Lufft-Strich dieſes Landes betrifft, ſo hat es hier ebenfalls, wie überall zwiſchen denen beyden Tropicis oder Wende-Circuln zweyerley Abwechſelungen des Wetters. Vom April an biß in den October hinein, iſt es ſehr regnigt und ſtürmiſch; das andere Theil aber des Jahres bringet trockenes und helles Wetter, in welcher Zeit die Nord-Oſt-Winde daſelbſt bisweilen eine ſo gewaltige Kälte verurſachen können, daß die Oehle ſo dicke wer-

den, daß man ſie ſchneiden kan. Im December des Jahrs 1660 hatte man einen Beweiß hiervon. Sonſt iſt es allerdings ein geſund Land, daß die Einwohner durch die Wuth anſteckender Seuchen nicht ſo leicht weggerafft werden. In denen Regen-Monathen aber grasſiren doch bisweilen einige Fieber, inſonderheit Tertian- und Qvartan-Fieber, welche aber gleichwol nicht allzu ſchlimm ſind.

# Das andere Capitel.

## Von des Königes Nahmen, Bedienten, Hoff-Staat, Krieges-Macht und Einkünfften, nebſt der Staats-Veränderung.

WAs in dieſem Lande in vorigen Zeiten vor Staats-Veränderungen vorgegangen, iſt uns wie überhaupt von dem Theile Aſiens, ſo ſich über Perſien hin erſtrecket, wenig bekandt; ſo viel wiſſen wir daß dieſes Reich ſeit den letztern zwantzig Jahren des vorigen Seculi, einen eigenen König zu ſeinen Ober-Herrn gehabt. Dieſer König pranget ebenfalls, gleich wie andere Aſiatiſche Printzen, mit lächerlichen ſchwülſtigen Ehren-Tituln, als z. E. da er ſich nennet: 1) den Großvermögenden ſehr berühmten Fürſten; 2) einen ſtetigen Uberwinder ſeiner Feinde; 3) einen Herrn des güldenen Hoffs; 4) der unter denen Königen, wie eine Sonne unter des Himmels-Lichtern glänze, deſſen groſſe Macht alle Menſchen fürchten.

Er hat ſeinen Reichs-Gouverneur oder Stadthalter, welcher die Reichs-Sachen verwaltet, wann der König auswerts, oder von ſeinem Hofe abweſend iſt. Am Hoffe aber iſt nächſt dieſem ein Koutewal oder Ober-Hoffmeiſter, und ein Oberſter Wachtmeiſter oder Commendant, welche beyderſeits unter des Reichs-Gouverneurs Commando ſtehen.

Ferner iſt auch einer über das See-Volck beſtellet, welcher ein allgemeines Regiment über die Krieges-Macht beydes zu Waſſer und Lande führet. Nicht weniger iſt allhier ebenfalls, wie in dem Reiche Siam, ein Oberſter der Elephanten. Darauf folget im Range der Reichs-Cantzler, unter welchem auch 2 Richter täglich in der Königlichen Feſtung aufwarten, ſo die im Lande entſtehende Streitigkeiten ſchlichten müſſen, welche noch vier andere unter ſich haben. Er hat gleichfalls wie andere Orientaliſche Fürſten, die Deputirten ſeiner Länder als Geheimbde Räthe an ſeinem Hoffe, welche dasjenige, was im Lande vorgehet, ausforſchen, und ihm vortragen müſſen. Ferner iſt am Hofe ein Beambter über die Bauren, der denen zur Königli-

niglichen Hoff-Staat gehörigen Dörffern zu befehlen hat, und bißweilen ein Verſchnittener iſt.

Jede Haupt-Stadt der Landſchafften dieſes Königreichs, hat ihren Gouverneur, welcher ſeinen Pallaſt und Hoffhaltung daſelbſt hat, und die Sachen des unter ihm gehörigen Gebiethes beſchicket. Jede gemeine Stadt aber hat ihren Stadt-Richter oder Policey-Meiſter, der noch 2 andere Beamte unter ſich hat, die zuſammen die Streitigkeiten der Einwohner ſchlichten, biß eine oder andere Parthey an den Gouverneur und gar endlich an den König appelliret.

Der König pflegt ſeinen Hoff in der Haupt-Stadt des Reiches Arrakan zu halten, welche durch die Natur, wie geſagt, zu einer ſtarcken Veſtung gemacht iſt. In dem beſten Theile dieſer groſſen Stadt, nicht weit von und längſt dem Fluſſe hin, ſtehet das Königliche Schloß. Daſſelbe iſt mit 3 Mauren umgeben, hat wackere freye Plätze um ſich, und pflegt ſich daher ſehr herrlich zu præſentiren. Innerhalb dieſes Umfanges hatte der König auch ſeinen Frauen-Hoff, deſſen Dach, ebenfalls wie das Dach des Königlichen Pallaſtes reichlich vergüldet, und an drey mit Gold gezierten Thürmgen zu erkennen iſt, welche über die hohen Mauren des Schloß-Hofes hervor ragen, und Stadt und Schloß ein Anſehen machen. Zu der Zeit waren hier viel Löwen, Tyger, Naßhörner und andere fremde Dinge, auch ein feiner Marſtall voll Elephanten, und einer ziemlichen Anzahl Pferde, die ſonſt da zu Lande ſeltſam ſind.

Heutiges Tags iſt der Hoff zu Ava, wovon die oberſten Bedienten vorhin genennet ſind: die übrigen Aembter werden wie bey dem Frauen-Hofe von Verſchnittenen bedienet. Dieſer iſt nach der Weiſe der Orientaliſchen Printzen ſehr zahlreich. Wouter Schouten erzehlet, daß jeglicher Land-Voigt ſich jährlich zwölff derer ſchönſten Jungfrauen im Königreiche, die in allerley angenehmen Künſten, und auch ſelbſt im Gebrauch der Waffen geübet geweſen, um ihme in dem innerſten Hofe, als Trabanten, zu dienen, als eine Schatzung durch einige Vertraute Perſonen habe aufſuchen laſſen. Welches Valentin bekräfftiget. Die Probe aber, welche dieſe Jungfrauen durchzugehen, ſollen gehalten ſeyn, iſt ſeltzſam, und wir geben ſie derhalben dem Leſer nicht in höhern Werth, als wir ſie ſelbſt haben. Nachdem man ſie nemlich in feine und weiſſe Leinwand gekleidet hatte, wurden ſie 6 Stunden lang in die heiß-brennende Sonne geſtellet, worauf jemand, ſo darzu beſtellet ward, die mit Schweiß durchdrungene Leinwand, dieſer halb gebratenen Jungfern zuſammen brachte, und ſie beroch, um zu wiſſen, ob ſie etwa einige Ungeſundheit, oder übeln Geruch an ſich hätten, damit nicht des Königs Geſundheit, noch ſein Geruch durch ſo was unangenehmes verletzet werden möchte. Welche nun vor dem Könige nicht gut genug ſind, die werden denen vornehmſten Edelleuten des Hoffs aus Königlicher Mildigkeit geſchencket.

Als dieſer König denen Abgeſandten der Holländiſchen Oſt-Indiſchen Compagnie, welche ihm Geſchencke brachten, Audientz ertheilte, wurden ſie durch den Koutewal und Roos, der Bandel oder des Platzes, wo die Holländiſche Factorey ſtunde, welche beyderſeits, mit einem ſehr anſehnlichen und zahlreichen Gefolge vieler Bedienten umgeben waren, mit wohl ausgezierten Elephanten abgeholet. Als ſie nahe zum Königlichen Pallaſte gekommen und abgeſtiegen waren, giengen ſie durch die 3 Thöre der 3 ſtarcken Mauren, welche den Königlichen Pallaſt umringen, nebſt einer Anzahl von Hoff-Leuten und gewaffneten Männern, in das Schloß hinein. In dem innerſten Hoff aber, und in den Audientz-Saal dürffen ſie nicht eher hinein treten, als biß ſie die Schuh ausgezogen, ihr Gefolge aber gar hinter ſich zurück gelaſſen hatten. Die demüthige Geſtalt, worinnen ſie ſich vor dem Könige darſtellen muſten, war dieſe, daß ſie gantz gekrümmet ſaſſen, ihr Angeſicht niederſchlugen, und die Hände vors Geſichte hielten, indem ohne Unterlaß jemand bey ihnen ſtund, der ihnen die Köpffe niederdruckte, ſo bald ſie ſich einbildeten, daß ſie den König anſähen. Die Geſchencke von geringem Werth, welche ihnen der König wiederum verehrete, wurden auf ihre niedergebückte Häupter geleget.

Es durffte aber nicht allein dieſen hochmüthigen König niemand von Frembden anſehen, ſondern er ließ ſich auch ſelbſt nicht mehr, als nur in fünff Jahren einmahl in einem ſehr prächtigen Staate bey einem gewiſſen Umgange von ſeinen Unterthanen ſehen. Hierbey wurde alles was über 18 biß 60 Jahr alt waren, und zwar, bey Straffe eines halben Gülden, nach unſerer Müntze, aufgebothen, nach der Haupt-Stadt zu kommen, und dieſer prächtigen Proceßion mit beyzuwohnen.

Die im Jahr 1660 gehalten wurde, geſchahe den 15ten Novembris in folgender Ordnung: Erſt wurden die ebenen Plätze rund um den Pallaſt herum und den Straſſen, wodurch der Aufzug geſchahe, früh morgens aufgeräumet, und mit Gerüſten, Theatris und künſtlichen Feuer-Wercken gezieret, wie auch mit Gelehndern und Verſchlägen, wo es nöthig war, eingeſchräncket. Darnach wurde eine groſſe Menge Soldaten in weiſſer Leinwand gekleidet, mit bloſſen und blinckenden Säbeln und Lantzen in der Fauſt, überall hingeſtellet, um den groſſen Zulauff der Menſchen abzuhalten, damit niemanden einiger Schaden wiederfahren möchte. Endlich kam der König auf einem ziemlich weiſſen mit geſtickten und von Perlen gezierten Decken köſtlich bekleideten Elephanten ſitzend, unter dem Klange Arrakaniſcher Trommeln, Trompeten und Schalmeyen aus ſeinem Pallaſte zum Vorſchein. Er war mit einem köſtlichen Aſiatiſchen Gewande und mit Juwelen zierlich angeputzt, und trug einen Turband nebſt einer Krone von unſchätzbaren Werthe auf ſeinem Haupte.

Es

Es wurde ihm ein herrlicher Sonnen-Schirm durch einen ſeiner Edelleute über das Haupt gehalten. Nebſt dem war er auch mit einer groſſen Anzahl anſehnlicher Perſonen, die zu Fuſſe giengen, und nicht weniger mit einer groſſen Menge gewaffneter Mannſchafft umgeben. Darauf folgte auf einem groſſen Elephanten der Cron-Printz mit einem groſſen Geleite von Stadt-Haltern und Leib-Schützen, und nach ihnen, die vornehmſten Perſonen des Reichs, mit ihrer groſſen ſtattlichen Suite, Spielleuten und Gaucklern begleitet, auf prächtig ausgezierten Elephanten. Hierauf kamen die Arrakaniſchen Geiſtlichen, und endlich beſchloſſen die Spielleute den Reyhen.

Nachdem ſie nun alſo die vornehmſten Straſſen von Arrakan durchgezogen waren, kam man endlich auf eine geraume Ebene vor dem Königlichen Pallaſte, welche rund umher mit gewaffneter Mannſchafft, um den allzugroſſen Zulauff des neugierigen Pöbels abzuhalten, eingeſchräncket war. Allhier huldigte dieſe ſo groſſe Menge ihren ſouverainen Printzen, und legte ihm den Eyd der Treue ab. Endlich wurde dieſe Staats-Proceßion mit Singen und Spielen, mit Loßbrennung des groben Geſchützes, und mit Anſteckung verſchiedener Feuer-Wercke, beſchloſſen.

Daß der König beſtändig eine ſtarcke Leib-Wache in ſeiner Reſidentz auf den Beinen, und auch ſonſt Kriegs-Volck habe, iſt gewiß; ihre Stärcke und Anzahl aber ungewiß. Doch im Noht-Fall kan der König ſeine Exequirer und Werber ausſchicken, und innerhalb einer gantz ungläublich kurtzen Zeit, ein zahlreiches Heer auf die Beine bringen. Auch kan er eine wackere Flotte von wol ausgerüſteten Jeliaſſen, oder ſchnellen Ruder-Galeeren, in kurtzer Zeit im Waſſer haben. Die Portugieſen, welche in ſeinem Lande über Arrakan einen luſtigen Ort bewohneten, hielt er ehemals vor beſſere Soldaten, als ſeine eigene Nation, und hatte dererſelben auch viele in ſeinem Solde und Dienſten. Ein jeder Portugieſe war durchgehends ein Haupt-Mann über eine Kriegs-Jeliaſſe. Von der Beſoldung, die ſie zogen, konten ſie, wenn ſie nur ein kleines Glück über den Feind erhielten, reichlich leben.

Seine Kriegs-Macht iſt niemahlen gantz geringe geweſen, wie ſie dann auch zu mehrenmahlen gegen die umher liegende Königreiche den Sieg erhalten hat: Aber die eigentliche Gröſſe derſelben, und wie hoch ſich eigentlich ſeine Einkünffte zur Unterhaltung derſelben belauffen, hat keiner von Schreibern ausgerechnet, noch aufgezeichnet. Es ſollen allein die Straffen, welche bey denen obbeſchriebenen Staats-Aufzügen auch aus den

entlegenſten Winckeln einkommen, viel hundert tauſend ſich betragen haben.

Alſo ſtund es ehemahls mit dieſem Reiche; ſeit 1690 aber hat ein entſtandenes gefährliches Staats-Ungewitter, die Regierung daſelbſt gantz umgekehret. Es geriehten nemlich dazumahl nach dem Abſterben des Königes 2 Printzen vom Geblüte, wegen Beſteigung des Throns, mit einander in Streit. Sie ergriffen beyderſeits die Waffen, und hatten ihr Auge auf den unermäßlich groſſen Schatz gerichtet, welcher einem der flüchtenden Brüder des groſſen Moguls, welcher daſelbſt ſeine Sicherheit ſuchte, durch den Arrakaniſchen Printzen, zugleich mit ſeinem und der Seinigen Leben abgenommen worden war, und bey der Prieſterſchafft in Verwahrung lag. Dieſe zween hitzige Köpffe giengen in ihrem Streite ſo hefftig auf einander loß, daß nicht allein ſie ſelbſt, ſondern auch ihr gantzes Geſchlecht, innerhalb Jahres-Friſt völlig ausgerottet worden, und das Reich ohne Haupt und Regierung war, auch noch alſo geweſen iſt zur Zeit als Hamilton, der dieſes wenige von daſiger Staats-Veränderung meldet, in dortigen Ländern, wiewol nicht in Arrakan ſelbſt, zugegen war.

Es iſt aber dieſes Königreich nicht allein, welches in jetzt-bemeldter Gegend ohne Regiment iſt; ſondern auch die Regierung von Chatigan, ſo vormahlen unter dieſes Reich gehöret, anjetzo in einem ſo wilden und wüſten Zuſtande, daß jeglicher allda, auch ſelbſt die Geiſtlichkeit, mit Hand- und Schieß-Gewehre täglich gewaffnet iſt, und es ſo abſcheulich zugehet, daß auch ſelbſt die letztern ſich nicht entſehen, allerhand Ubelthaten mit zu begehen, und darinnen das Leben zu laſſen.

# Das dritte Capitel.

## Von dem Gottesdienſte der Arrakaner, ihren Tempeln, Prieſtern und Gottesdienſtlichen Ceremonien; Wie auch von der Chriſtlichen und Mahometaniſchen Religion hier zu Lande.

Ob ſchon vielleicht einiger Unterſcheid zwiſchen dem Gottesdienſte der Siammer, Peguer und Arrakaner ſeyn mag, ſo findet ſich doch ſo viel Ubereinſtimmung zwiſchen ihnen, daß man nicht zweiffeln darff, daß ſie in der Haupt-Sache nicht einerley Religion haben ſollten.

Ihre abgöttiſche Tempel ſtehen hier zu Lande durchgehends auf hohen Oertern, oder auf Felſen gebauet, und die Treppen, auf welchen man zu denenſelbigen

ſelbigen hinauf ſteiget, ſind ebenfalls daraus gehauen. Ihre Geſtalt iſt gemeiniglich rund, ihre Dächer ſind mit Kugeln und Knöpffen gezieret, gehen ſpitzig, wie eine Pyramide in die Höhe, und ſind durchgehends ſchön vergüldet. Sie haben ſehr ſtarcke Mauren, wenig Fenſter, und nur einen Eingang.

Inwendig ſind ſie insgemein ſchön aufgeputzt, und eine Menge creutzweiſe ſitzender Bilder iſt ihr vornehmſtes Heiligthum. Man findet daſelbſt eben ſo wol, wie in Siam, dergleichen Bilder, welche gantz übernatürlich groß, und aus Leem oder Thon formiret ſind. Lange, durchbohrte und ſchön geſchmückte Ohr-Lappen, welche bis auf die Schultern herab hangen, ſind eine ihrer Schönheiten. Sie ſind durchgehends ſchwartz geſchildert, ausgenommen das Angeſicht, die Hände und die Bruſt, welche ſchön vergüldet ſind. Sie werden nach Landes-Manier zierlich und köſtlich angekleidet. Alle dieſe zum Gottesdienſt gewidmete Gebäude ſind weder in gleicher Gröſſe, Achtung noch Pracht, ſondern einige gehen denen andern in vermeynter Heiligkeit und Herrlichkeit weit zuvor. Ein dergleichen groſſer heiliger Tempel ſtehet an dem Fluſſe Arrakan, nicht weit von der Stadt Orienton, welchen die Arrakaner, beydes von Oſten und Weſten, häuffig und fleißig beſuchen.

Es iſt in dieſem Lande eine ſehr groſſe Menge von Talapoins, oder Prieſtern, welche bey dieſen Heiligthümern aufwarten, und denen Abgöttern opffern und dienen. Sie haben ihre Ordnungen unter ſich, ſo, daß immer einer höher, als der andere, und über alle iſt endlich ein Ober-Prieſter geſetzt, von welchem Ovington ſagt, daß er Xoxonit Pungri genennet werde. Sie wohnen in kleinen Häuſerchen, welche rund um ihre Pagoden herum auf Stein-Fundamenten gebauet ſind, leben auſſer der Ehe, und haben auch Jünger, oder Lehrlinge, die ihrer Auferziehung anvertrauet ſind. Sie tragen kurtzes Haar, gelbe leinwandene Kleider, mit einer Mütze von eben dergleichen Zeuge und Farbe.

Wenn ſie über die Straſſe gehen, ſo ſiehet man an ihnen einen muntern nnd gravitätiſchen Gang, und werden gemeiniglich mit einem ziemlichen Gefolge ihrer Lehrlinge, die unter ihrer Auferziehung und Unterweiſung ſtehen, begleitet.

In denen Tempeln verrichten die Prieſter ihren Gottesdienſt dergeſtalt, daß ſie vor denen Götzen-Bildern niederfallen, und allerley Gebehter mit einer ſonderlichen Weiſe und Zeichen von Demuht heimlich vor ihnen herſagen und wiſpern.

Ihr

Ihr Opffer thun ſie mit vielerley ſeltſamen Ceremonien, wobey ſie gleichſam immer quintiliren oder ſingen; ſolch Opffer aber beſtehet aus allerley, was ſterblichen Menſchen etwa gefallen kan, nehmlich, Blumen, Cräntze, Kräuter, wohlriechende Hartze, Obſt-Früchte, Reiß, und allerhand ſeidene Läppgen, Stücken von Cattun und Garn.

Auſſer denen Gaben, welche denen Talapoins und Abgöttern gebracht werden, pflegt das gemeine Volck auch Wallfahrten nach ſolche Oerter zu thun, denen ſie eine beſondere Heiligkeit zueignen. Herr Ovington wil auch, daß ſie jährlich einen Gottesdienſtlichen Umgang an einem Feſt-Tage halten, an welchem ſie einen ihrer Abgötter, Quiai Poragrai genannt, ſehr ſtattlich und prächtig auf einem Wagen umher führen, welchem 90 Prieſter in gelbem Atlas nachfolgen. Wobey wol einige, aus heiſſer Andacht, ſich vor dieſem Wagen niederwerffen, und die Räder davon über ihren Leib gehen, und ſich zerquetſchen laſſen, oder ſich auf die eiſerne Haken legen laſſen, welche daran feſt gemacht ſind. Man hält dieſe Märtyrer und ihr Blut vor ſo heilig, daß diejenige, welche davon beſprützet werden, ſich deswegen vor glückſeelig achten, wie denn auch die blutige Haken, als ein heilig Uberbleibſel, in denen Tempeln aufgehangen werden. Weil aber Herr Ovington nicht ſelbſt in dieſem Lande geweſen, und auch nicht hinzuſetzet, aus welcher Augen-Zeugen Meldung er dieſes her habe, ſo kan ſolcher ſein Bericht nicht für wahr, wol aber für wahrſcheinlich, angenommen werden, als mit welchem die Berichte der Däniſchen Miſſionarien auf der Küſte Coromandel, ſo nur durch den Meer-Buſen davon entfernet liegt, übereinſtimmen.

Weil man in dieſem Lande auch Portugieſen, oder ihre Nachkömmlinge, findet, welche allhier eine freye Ubung ihres GOttesdienſtes haben, ſo wird allhier auch die Chriſtliche Religion, nach der Weiſe der Römiſchen Kirchen, geübet. Es iſt ihnen auch zugelaſſen, Arrakaniſche Weiber zu nehmen, und ſie zu Chriſtinnen zu machen.

Dieweil alle Heydniſche Völcker an dieſen Orten, einen jeden durchgehends, ſeinem GOtte nach der Leitung ſeines Gewiſſens dienen laſſen, ſo mögen auch die Mohren, welche hieſelbſt ebenfalls, wie in gantz Indien, in groſſer Anzahl gefunden werden, ihren Mahometaniſchen Gottesdienſt auf ihre Weiſe üben.

# Das vierte Capitel.

## Von der Leibes-Geſtalt und Gemühts-Art der Arrakaner, von ihren Geberden, Kleidung, Staat, Häuſern, Speiſen,

ſen, Gewohnheiten, Ergötzlichkeiten, Heyrahten, Behandlung der Krancken, und Leich-Begängniſſen.

Weil wir keinen Reiſe-Beſchreiber angetroffen haben, der ſelbſt in Arrakan geweſen, und uns die Sitten, Leibes-Geſtalt und andere Sachen der Einwohner dieſes Reichs, aus eigener Erfahrung beſchrieben hat, ſo wollen wir uns mit demjenigen begnügen, was uns Herr Ovington davon erzehlet. Es ſcheinet, ſagt er, daß ſie alleſamt eine beſondere Geſtalt sehr lieben, welche andern Völckern nicht angenehm iſt, nemlich eine breite und platte Stirne; denn damit ihre Kinder alſo aufwachſen mögen, leget man ihnen alſofort, ſo bald ſie nur gebohren worden, eine bleyerne Platte auf ihre Stirne, die man ihnen nicht eher wiederum abnimmt, als bis ſie die gewünſchte Geſtalt davon bekommen haben. Wouter Schouten, der umſtändlich beſchreibet, wie ſie lange Ohr-Läpplein machen, hat uns doch dieſen beſondern Umſtand von ihren platten Stirnen nicht mit entdecket.

Nächſtdem haben ſie groſſe aufgeſpaltene Naſen-Löcher, und kleine, aber ſehr lebhaffte Augen. Da nun groſſe Ohr-Läpplein bey ihnen Mode ſind, ſo wiſſen ſie dieſelbigen auf folgende Weiſe in eine, nach unſern Gedancken, gantz ungeſtalten Form zu bringen: Sie durchbohren ſelbige in der Jugend, und ſtecken in die gemachte Löcher von Zeit zu Zeit immer dickere Kügelchen von Pergament, oder etwas anders, wodurch ſie die Ohrläpplein mit der Zeit ſo lang machen, daß ſie ihnen bis auf die Schultern herab hangen. Was ihre Geſtalt betrifft, ſo findet man zum wenigſten unter den Groſſen des Reichs einige, welche dick und corpulent ſind. Die Manns-Perſonen ſind braun von Haut, und nicht gantz ſchwartz, wie andere Völcker in Aſien; die Weibs-Perſonen aber ſind noch ziemlich weiß.

Was ihre Gemühts-Art anlanget, ſo finden wir, daß ſie trotzig und hochmühtig ſeyn. Weil alle Fremdlinge, die an ihren Küſten Schiffbruch leiden, daſelbſt ihre Sclaverey finden, allwo ſie einige Sicherheit vor ihr Leben zu ſuchen vermeynen, und ſie nächſt dem auch auf denen Bengaliſchen Küſten und Flüſſen auf Menſchen-Raub ausgehen, und mit ſelbigen ziemlich hart verfahren, ſo iſt hieraus wol zu ſehen, daß Gütigkeit und Gerechtigkeit bey ihnen weit zu ſuchen. Welches aus dem, was dem Sultan Sujah wiederfahren, klar genug erhellet, der an ſtatt geſuchter Sicherheit, ſeinen Tod bey ihnen fand, wie in der neueſten Hiſtorie des groſſen Moguls zu ſehen. Wie trotzig und hochmühtig ſie ſich aber auch ſonſt immer anſtellen mögen, ſo werden ſie doch durchgehends einen überaus niederträchtigen Geiſt ſehen laſſen, ſo bald man ihnen nur Geſchencke bringet, welche ſie augen-

blicklich ſelbſt wegſchleppen und verſchlieſſen, eben als ob ſie ihren Bedienten nicht traueten.

Wie geitzig ſie ſeyn, erhellet auch daraus, daß, ſie mögen ſo groſſe Geſchencke bekommen, als ſie immer wollen, dennoch der Wehrt desjenigen, was ſie andern wiederum verehren, mit der Gröſſe ihres Anſehens gar nicht überein kommt.

Der Aufzug vornehmer Perſonen iſt prächtig, mit vielen Dienern, die äuſſerliche Stellung mannhafft und gravitätiſch, ihre Worte ſind hochtrabend, und die Geberden zeigen einen lächerlichen Trotz an; jedoch ſind ſie auch gegen diejenigen, vor welche ſie einige Hochachtung haben, freundlich und ſehr höfflich.

Die Arrakaner verwundern ſich eben ſo ſehr über unſere weiſſe Farbe, als wir über ihre ſchwartze, jedoch mit dieſem Unterſcheid, daß ſie mehr Achtung vor unſere, als wir vor ihre Farbe haben.

Der König, als man ihn ein wenig zu ſehen kriegte, da er denen Holländiſchen Geſandten Audientz ertheilte, war mit köſtlichen güldenen Ohr- und Hals-Zierrahten voller Diamanten, Perlen und andern Edelgeſteinen gezieret, mit einem rohten ſcharlachenen Rocke bekleidet, und hatte einen Königlichen Turband, mit Kleinodien beſetzt, auf ſeinem Haupte.

Die Groſſen, Reichs-Rähte, Edelleute und andere anſehnliche Perſonen gehen mit einem feinen ſo genannten Kabaai, welcher auf dem bloſſen Leibe getragen wird, enge anſchlieſſet und kurtz von weiſſem Cattun gemacht iſt. Hierüber haben ſie noch ein feines, weiſſes, langes cattunenes Kleid, welches gantz enge um die Arme iſt, von vorne über einander geſchlagen, und mit Bänderchen zuſammen gebunden wird. Ferner decken ſie mit einem Schürtzchen den Bauch und die Hüfften; dann winden ſie noch ein weiſſes cattunenes Kleid um die Hüfften und Lenden, welches ſehr dick iſt, und mit vielen Bündeln auf dem Bauche gebunden hänget. Die Manns-Perſonen tragen, wie bey uns die Frauens-Leute, langes und unabgeſchornes Haar, welches hinten auf dem Haupte in einen Zopff gebunden, und mit ſchönen Strickgen von feiner Leinwad gezieret iſt.

Die Frauens-Perſonen gehen mit einem durchſichtigen Gewand von dünnem Flore über die Schultern, und den nacketen Buſen ſehr artig bekleidet; unterhalb tragen ſie ein Pauje, allhie Fotas genannt, das iſt das in gantz Indien gebräuchliche Stück Cattun 3, 4 mahl um den Leib gewunden. Die von Vermögen ſind, tragen köſtliche ſeidene Schleyer über der rechten oder lincken Schulter, und wiſſen ihr ungebundenes Haupt-Haar mit angenehmen Löckgen zu zieren. Sie tragen auch lackirte helffenbeinerne, kupfferne, ſilberne und andere Ringe an den

Armen,

Armen, von der Hand an bis manchmahl über den Ellbogen, und um die Beine, von den Füſſen an, bis an die Waden. Dieſe Tracht gereicht ihnen mehr zu einer Beſchwerung, als zum Zierraht, weswegen die ehrbahrſten ſich mit 5 oder 6 lackirten und vergüldeten Arm-Ringen begnügen.

Männer und Weiber tragen in ihren weit aufgeſchlitzten Ohren ein Gebündel von gläſernen, lackirten, oder andern Ringen und Corallen, welche ihnen an dem Halſe hin und her ſchlenckern.

Die Wohnungen der Arrakaner kommen ihrer hohen Einbildung nicht gleich, denn ſie ſind nur von Bambos gebauet, mit Cocos-Blättern gedeckt, und 4 oder 5 Fuß hoch von der Erde auf Pfälen gebauet. Man wil, das ſie dieſes um eines gewiſſen Nebels willen thun, welcher den Arrakaniſchen Grund alle Nächte ſo hoch bedecket.

Durchgehends ſind ſie klein, und gleichen mehr Hütten, als Wohnungen. Doch ſind die mittlern und gröſten mit feinen Zimmern und Kammern verſehen, und artig zuſammen gebunden, ob ſie gleich gar nicht viel koſten. Sie haben weder Keller, noch Stockwercke, noch Küchen, weil die Speiſe auſſer dem Hauſe gekocht wird. Deswegen haben ſie ein klein Dächlein auſſer der Thüre, unter welchem die Weiber das Eſſen in irdenen Töpffen kochen, und zubereiten. Auf Katils, Alkatyven und Matten legen ſie ſich zur Ruhe nieder, und decken ſich mit leinwanden und cattunenen Kabaaijen vor der Kälte oder vielmehr Mücken und Ungeziefer.

An denen Wegen findet man Herbergen, Gezelte, Hütten und kleine Häusgen, worinnen man eine Tranck, Ouze genannt, zu Kauffe hat, aber keine Sitze oder Stühle, als nur die bloſſe Erde.

Die Arrakaner halten ſich, gleich wie andere Orientaliſche Völcker, im Eſſen und Trincken ſehr mäßig. Ob man ſchon das, was Ovington von 1- bis 200 Schüſſelchen, die ſie zuweilen aufſetzen ſollen, erzehlet, nicht damit reimen kan. In Ermangelung des Weitzens und Rockens iſt Reis, zu einen Klumpen gekocht, ihr Brodt. Wenn der Fiſch anfängt zu ſtincken, ſo wird er erſt auf ihre Märckte zum Verkauff gebracht. Ferner gebrauchen ſie auch Fleiſch von allerhand Thieren und Vögeln, und allerley Früchte ihres Landes.

Ihr Geträncke iſt entweder bloſſes Waſſer, oder eine Feuchtigkeit, die aus einem Baume tröpffelt, welcher dem Dattel-Baume etwas gleichet, und von ihnen Ouze genennet wird. Dieſe Bäume ſtehen in unzählbarer Menge längſt an denen Flüſſen hin. Es läufft beſagte Feuchtigkeit aus denen abgeſchnittenen Stämmen dieſer Bäume, und iſt, wenn ſie noch friſch, Zucker-ſüß und ſehr ſchmackhafft; in drey oder vier Tagen aber wird ſie ſo ſaur, daß man ſie, als Eßig, gebrauchen kan.

kan. Wenn ſie zehen oder zwantzig Stunden alt iſt, hat ſie eine truncken machende Krafft. Sie iſt weißlicht von Farbe, als wie Molcken, und wird in Töpffen von 5 biß 6 Maaß zu Kauff gebracht, die man für einen Groſchen oder 2 Schillinge kauffen kan.

Von ihren Sitten auch etwas weniges zu ſagen, ſo wollen ſie ſo wenig, als die Siammer, inſonderheit, wenn ſie von einigem Anſehen ſind, niedriger als ein anderer, und gleichſam zu eines andern Füſſen, wohnen, ſitzen oder ſtehen. Nichts, das geehret werden muß, werden ſie unter etwas durchtragen, worüber mit Füſſen gegangen wird, indem ſie den höchſten Platz vor den herrlichſten halten.

Man findet allhier Poſſen-Spieler, Springer, allerhand Muſicanten, Tantz-Huren und andere luſtige Zeit-Vertreiber, welche für ein Trinck-Geld die Geſellſchafften gerne luſtig machen.

Die Heyrahten werden allhier mehr durch künſtliche, und angenehme Geſchencke zuwege gebracht, als daß etwa freundliche und liebreiche Geſpräche die Liebe unter ihnen entzünden. Die Trauung wird durch die Talapoins vor dem Abgotte, den ſie zu ihren Schutz-Gotte angenommen, in Gegenwart beyderſeitiger Freunden vollenzogen, wobey man ſich auf allerley Weiſe luſtig macht, kleine Stücke ſpielen und Feuer-Wercke anzünden läſſet, tantzet und nach jegliches Vermögen Gaſtmahle anſtellet. Wird die Braut von dem Bräutigam mehr, als Jungfer befunden, ſo iſt ſie ihm darum nur deſto lieber, weil die Benehmung der Jungfrauſchafft, vor etwas beſchwerliches bey ihnen gehalten wird. Die Männer pflegen ſich bey ihnen eben ſo wenig, als an andern Orientaliſchen Orten, mit einer einigen Frau zu begnügen.

Wird jemand, der ein hohes Alter erreichet, kranck, oder kömmt in einen ſolchen Zuſtand, daß keine Hoffnung zu ſeiner Wiedergeneſung da iſt, oder er fällt ſonſten in eine ſehr ſchwere und ſchmertzliche Kranckheit, ſo bringt man ihn bey niedrigen Waſſer an dem Rande des Fluſſes, ſo, daß er, wenn die Fluht einbricht, davon ertrincket, und durch das hohe Waſſer mit weggeſpühlet wird. Sie halten dieſes für ein Werck der Barmhertzigkeit, wenn man dergleichen hülffloſen und elenden Menſchen ihr betrübtes und peinliches Leben verkürtzet, von ihren Schmertzen befreyet, und ihnen, ihren Gedancken nach, in den Himmel hilfft.

Stirbt jemand, der vermögend iſt, eines natürlichen Todes, ſo thut man alſoſort aus kleinen Stücken 3 Schüſſe. Man holet gleich zur Stunde gewiſſe Heuler, welche vor ein Trinckgeld mit einem gemachten greulichen Geheule, den Todten, ohne einige Thräne darbey zu vergieſſen, beweinen. Dieſes Geheule

währet

währet bis in die Nacht, oder auch bis gegen den andern Morgen zu, nach dem Vermögen derer, ſo dafür bezahlen.

Die nächſten Freunde und Anverwandte werden bey dergleichen Fällen auf ein groſſes oder mittelmäßiges Gaſtmahl, nach eines jeden Vermögen, geladen. Welche gute Mittel haben, verbrennen die Leichen. Die Arme aber, welche nicht viel darauf verwenden können, bringen die todten Cörper bey niedrigem Waſſer an das Ufer eines Fluſſes, und laſſen ſie durch die Fluht mit wegführen. Dieſe werden ſodann mit einem greulichen Geſtancke auf dem Fluſſe hin, an einen Ort zuſammen getrieben, und bleiben daſelbſt ſo lange liegen, bis daß ſie von denen Krähen, Meven und andern Raub-Vögeln aufgefreſſen worden.

# Das fünffte Capitel.

## Von denen Arrakaniſchen Städten, Menge der Einwohner, Gräben und Waſſer-Haltern, Gebäuden, Fuhrwerck und Fahrzeugen.

Die Arrakaniſche Städte ſind zwar mit ſtarcken Mauren, Wällen und Thoren umgeben, aber mit keinen Waſſer-Graben umher verſehen. Die Märckte, Straſſen und Wege ſind ungepflaſtert, und die leimichte Wege zwar bey trockenem Wetter ſehr gut, aber in naſſem deſto ſchlimmer zu gehen.

Wie die Häuſer beſchaffen ſeyn, haben wir allbereits gemeldet, nur müſſen wir dieſes noch hinzufügen, daß ſie ſo dichte, enge, und inſonderheit in der Haupt-Stadt des Reichs ſo klein bey einander ſtunden, daß ſie eher Hütten, als Häuſer gleichten, ſo, daß Wouter Schouten zu ſeiner Zeit nicht wuſte, jemahlen eine Stadt geſehen zu haben, darinnen eine ſo unzählbare Menge von Wohnungen geſtanden. Denn auſſer denen Vor-Städten, die einige Engliſche Meilen im Umkreiſſe haben, ſoll ſie, wie er berichtet, ſo groß, als Amſterdam, ſeyn.

Man fand daſelbſt ſchöne und mit Aſiatiſchen Waaren ſehr reich angefüllte Krahm-Läden, wie auch Marckt-Plätze, allwo man allerley Lebens-Mittel zu kauff ſahe. Es wimmelte überall von einer unzählbaren Menge Menſchen, ſo, daß man faſt nicht Raum durchzukommen hatte.

Die Städte, und inſonderheit die Stadt Arrakan, werden mit einer groſſen Menge flieſſender Bäche durchſchnitten, oder ſind an denen Ufern der Flüſſe gebauet. Weil man in dieſen heiſſen Ländern das Waſſer zu vielerley Gebrauch ſehr nöthig hat, ſo findet man wie in gantz Indoſtan, hin und wieder auch mitten auf grünen Feldern Tanques oder groſſe viereckete Waſſer-Hälter von 50 biß 100 Ruthen ins Gevierte, die hier zu Lande für Menſchen und Vieh groſſe Dienſte thun.

Man hat auch überall im Lande, Gärten, Baum-Gärten und Luſt-Höfe, und weil man daſelbſt die Elephanten eben, als anderswo die Cameele und Pferde, gebraucht, ſo giebts viele Elephanten-Ställe, worinne zwanzig, ja fünff und zwanzig dieſer groſſen Thiere, groſſe und kleine, immer eines neben dem andern, an Pfähle angebunden ſind. Man gebraucht nebſt den Büffeln ſelbige allhier auf Reiſen, und zu allerhand ſchwerer Arbeit, gleichwie anderswo die Cameele, und bey uns die Ochſen und Pferde.

Die Fahrzeuge der Arrakaner ſind nicht eben vielerley Art. Weil ſie mit eigenen Schiffen keine ausländiſche Handlung treiben; ſondern fremde Waaren von den Mohren, Portugieſen und Holländern zugeführet werden. Auf den Strömen an denen Küſten gebrauchen ſie Kanoos, womit ſie fremden Schiffen, um ihre Waaren zum Verkauff zu bringen, an Bord rudern; und auf Flüſſen brauchen ſie Jeliaſſen oder Galeeren, worunter einige mit zierlichen Gezelten, Vorhängen, feinen Decken und Matrazzen verſehen ſind, worinnen ſie luſtiren fahren, und womit auch vornehme Perſonen mit Weib und Kindern reiſen, indem von auſſen die Sclaven durch Rudern das Fahrzeug mit einer ſchnellen Fahrt fortbringen. Sie werden mit einer wunderbaren Art von Fahnen und Flaggen gezieret. Diejenigen Ruder-Galeeren, welche zum Kriege gebraucht werden, ſind ſchmahle Fahrzeuge, zu einer ſchnellen Fahrt, zugerichtet, und ſehr dienlich auf denen Flüſſen: Sie haben 38 bis 40 Ruder am Boordte, die nicht alle zugleich ins Waſſer geſchlagen werden, ſondern eins nach dem andern ſehr hurtig in guter Ordnung folgen. Jegliche Jeliaſſe hat ſeine Mannſchafft, Stücken, Kriegs-Geräthſchafft, Flaggen und ein Gezelt für dem Capitain.

# Das ſechſte Capitel.

## Von denen Künſten und Wiſſenſchafften, Sprache, Ackerbau, Kauff-Handel, Waaren, Geld, Maaſſe und Gewichte.

Von denen Wiſſenſchafften oder Künſten der Arrakaner iſt nichts bekannt, und können ſolche freylich nicht weit her ſeyn. Ihre gantze Gelehrſamkeit mag kaum in Erkänntniß der thörigten Erzehlungen von ihren Göttern, und in einigen allgemeinen Reguln der Sitten-Lehre beſtehen.

Ihre Sprache ſoll mit der Peguaniſchen einige Verwandſchafft haben, ſo daß ſie einander doch verſtehen können.

Der Reiß-Bau iſt das vornehmſte von ihrer Saat und Erndte, der nicht wol ſchöner und weiſſer als hier zu Lande wächſet. Daneben giebts ſchöne Viehzucht, weil das Land ſonderlich um die Ströme herum ſehr fruchtbar iſt und ſchöne Weyden hat. Dahero ſiehet man das Land mit groſſen Hauffen von Endten,

Gänſen, Hünern, und ſchönen Heerden Ochſen, Kühen, Schafen, Ziegen, Schweinen, ſonderlich aber mit Büffeln bedecket, deren jede Art von denen Hirten und Hirtinnen auf den Gärten ihrer Herren geweydet werden. Die letzten braucht man anſtatt der Pferde, deren hier kaum etliche in den Ställen groſſer Herren gefunden worden.

Der Büffel hingegen giebts deſto mehr, und braucht man dieſe ſtarcken Laſt-Thiere zum Ackerbau und aller ſchweren Arbeit, als die man nicht leicht überladen kan. Sie laſſen ſich wol regieren von Leuten und Hirten, deren ſie gewohnt ſind; denn wenn ihre Hüter nur auf dem Rücken eines dieſer Thiere ſpringen, und auf ſelbigem ſtehend voran reiten, ſo folget ihnen die gantze Heerde auch durch groſſe Waſſerſtröme nach. Dies ſtarcke Beeſt ſo einem Ochſen gleichet, auch daher ein Büffel-Ochſe heiſſet, hat ſehr groſſe und ſchöne Hörner, womit es Menſchen und Thiere leicht beſchädigen, und ums Leben bringen kan. Es iſt auch wenns nicht von Jugend auf wol gezogen und gezähmet wird, von Natur ein wildes, ſtörriſches und grimmiges Thier, daher ein unfreundlicher Menſch nicht unrecht damit verglichen wird.

Die Weiblein oder Büffel-Kuhe melcket man, und macht Käſe und Butter von der Milch, ſo aber alles bey weiten ſo gut nicht iſt, als von gemeinen Kühen. Das Vieh muß allezeit auf einerley Weiſe wie ſie gewohnt ſind, regiert und gehalten werden, ſonſt wird ihr grimmiges und hartes Weſen leicht gereitzet, daß es Schaden thut, denn ihre Wuth läſſt ſich ſo leicht nicht bändigen als aufbringen. Ein Europäer in einem ihnen ungewohnten Kleid iſt bey ihnen nicht ſicher, ſie ſtehen wol und ſehen einen an, laſſen einen auch wol vorbey gehen, und bedencken ſich gleichſam, brechen aber offt ehe man ſichs verſiehet, oder ihre Hirten einen warnen können, loß, lauffen zu und faſſen den Gegenwurff ihres Zorns auf die Hörner, und werffen ihn in die Höhe, und da iſt an kein Steuren und Abwehren zu gedencken, bis ſie ihren Zorn ausgeübet; vor bunten und ſonderlich rothen Farben, wiſſen ihre Hirten, aber aus der Erfahrung der Fremdlinge wohl zu warnen, aber in der Wuth dürffen ſie ihnen ſelbſt nicht zu viel trauen. Sonſt aber wie geſagt, dem Tüten, Blaſen und andern Zeichen ihrer Hüter, deren ſie gewohnt ſind, folgen ſie willig und ohne Zwang, als der bey dieſem Thiere gar nicht kan oder mag gebraucht werden.

So ſtarck und grimmig ſie aber ſind, ſo haben ſie doch eine Art Feinde, die man nicht dafür anſehen ſolte, daß ſie dieſen mächtigen und boßhofften Thieren ſich nahen dürfften, und gleichwol thun ſie ihnen doch viel Schaden, und bringen ſie wol gar ums Leben, welches unmöglich ſcheinet, aber doch gewiß iſt und offt geſchicht: Es giebt nehmlich eine Art Krähen, und eine Art Fiſch- und Fleiſch-freſſender Strand- und Raub-Vögel, welche Meuwen genannt werden, die wegen der

der vielen Aeſer und Todten Cörper hier zu Lande häuffig in die Ströme begraben, und hernach beym Auswerffen auf dem Strande, von dieſen Vögeln gefreſſen werden, und die, ſag ich, deswegen in ſo groſſer Menge und ſo kühne ſind, daß ſie in Mangel todter Cörper leicht lebendige anfallen, und auch die gröſſten Thiere nicht ſcheuen. Sie fliegen ihnen auf den Rücken, und freſſen ihnen auf dem Nacken, ſonderlich die Haut durch, und hernach das Fleiſch biß auf die Knochen weg. Der Schwantz, die Hörner und alle Macht und Gegenwehr dieſer ſtarcken Thiere, iſt gegen dieſe ſonſt ſchwache Feinde gantz unzulänglich und vergebens, die ſo häuffig um ein ſolch lebendig Aas herum ſind, daß wenn ja einer oder etliche lahm oder todtgeſchlagen würden, ſo wäre damit nur für doppelt ſo viel andre Raum und Platz gemacht: Das Lauffen kan dieſen Thieren ebenfalls weiter nichts helffen, als ihre groſſen Cörper deſto ehe zu ermüden and abzumatten, damit ſie die Gegenwehr deſto ehe aufgeben, zu Boden fallen, und ſo dann dieſen feindſeligen Vögeln vollends gar zu theile werden.

Man kan aber leicht dencken, daß ſolches nur von wilden Büffeln müſſe verſtanden, und daß die gezähmten durch ihre Herren und Hirten ſchon werden beſchirmet werden; Item, daß die Natur dieſe ſonſt unbändigen Thiere gleichſam ſelbſt gelehret, aus zwey Ubeln das kleineſte zu erwehlen, und ſich lieber der Menſchen in Arbeit und allerley Dienſte zu ergeben, und dagegen Vorſorge und Schutz von ihm zu genieſſen, als in einer ſo unverſtändigen und unbändigen Freyheit leben, und dagegen allerley Gefahren wegen Unwiſſenheit ſelbſt entgegen lauffen, oder wegen Unvermögen ſich dagegen zu ſchützen, täglich unterworffen zu ſeyn. Daß aber eine ſolche Sclaverey oder Unterwerffung natürlich ſey, und von der Natur ſelbſt geſetzet werde, iſt daraus offenbar, daß die Menſchen den Thieren dieſen Vortheil wie viele andere mehr ſelbſt abgelernet: Ja daß GOtt in ſeiner Policey unter den Jüden dieſen Accord ſelbſt für billig erklärt, und mit Geſetzen beſtätiget hat; Daß daher die Knechtſchafft und Dienſtbarkeit unter den meiſten bekandten Völckern in Brauch kommen, und in Nutzung ſey. Nur bey die Chriſtenheit iſt ſie abkommen, ob den Chriſten zur Ehre oder Schande, gibt man zu bedencken. Man wird wol nicht ſehr irren, wenn man dieſe Abſchaffung für ein Zeichen des Verfalls der Chriſten anſiehet.

Wie viele Wohlthaten könten begüterte Herrſchafften armen Menſchen erzeigen, wenn ſie ſelbige in ihre Regierung, Vorſorge und Schutz, da ſie ſich ſelbſt, weder regieren, verſorgen und ſchützen können, und dagegen ſolcher armen Leute Leib, da ſie nichts anders haben, in ihre Dienſte und alſo für Leibeigen aufnehmen wolten und dürfften. Aber weil der Verfall der Chriſtenheit ſo groß iſt, daß ſie dieſes Beneficium, ohne es zu mißbrauchen nicht mehr in die Hände kriegen darff, ſo wäre am beſten die Leibeigenſchafft würde vollends aus Europa abgeſchafft;

ſchafft; denn wo davon noch etwas über blieben iſt, da erfährt man offt Exempel unmenſchlicher Grauſamkeit, mehr als unter Türcken und Heyden. In andern Theilen der Welt wo die Europäiſchen Chriſten die Sclaverey mit den Landes-Einwohnern zugleich beybehalten, oder ſie auch eingeführt, wo ſie vorher nicht geweſen, haben die armen Sclaven insgemein bey den Chriſten die härteſte Knechtſchafft; und mögen weder frey noch Chriſten werden. Weder ſie noch ihre Kinder haben eher als im Tode ein Erlaßjahr zu hoffen.

Um aber wieder zur Hiſtorie von Arrakan zu kehren, ihre Handlung war im vorigen Seculo beſſer als zeither; denn ob ſie wol mit eignen Fahrzeugen nie Handlung getrieben, ſo wohnten doch vormahls viele Mohren hier, die nach Bengale, Orixa, Golconda und Perſien handelten, und ſonderlich um den Bandel oder die Holländiſche Loge herum, einen der Volckreicheſten Handels-Plätzen, nebſt Krämern, Wechslern und Mäcklern hatten.

Nechſt dieſen hielten ſich etwas über der Stadt viele Portugieſen auf die einen eignen Platz bewohnten, die ob ſie gleich mehr von des Königs Solde, als von der Kauffmannſchafft lebten, ſo verſtärckten ſie die Handlung doch auf verſchiedene Art. Denn weil Arrakan mit Bengalen faſt allezeit im Unfrieden lebte, die Armeen zu Lande aber die wenigſte Zeit des Jahrs daſelbſt was thun können, ſo ſetzten die Portugieſen den Krieg zu ihren eigenem Vortheil zu Waſſer, ſonderlich auf dem Ganges und deſſen Armen fort, da ſie denn was ſie ercaperten nach Arrakan zum Verkauff brachten, nicht allein Güter ſondern auch Menſchen, welche die Holländer kaufften, und als Sclaven anderer Orten hinführeten. Sie waren Bengalen eine harte Plage und ſteter Schrecken, biß der kluge Emir Jemla des Moguls Aurengzebs Stadthalter in Bengalen wurde, der wuſte dieſe Leute unter viel ſüſſen Verſprechungen dahin und an ſich zu locken, und ob er ihnen ſchon hernach nichts hielt, konten ſie ſich doch, da ſie einmahl zerſtreuet waren, nie wieder ſammlen.

Die Oſt-Indiſche Compagnie hat allhier auch einige Jahr lang, nachdem ſie einen ordentlichen Vertrag mit dem Könige gemacht, ein Comtoir gehabt, welches unter dem Coromandeliſchen Haupt-Comtoir ſtunde. Allein nachdem erſt durch den Krieg mit dem Mogul, und ferner durch die Arrakaniſche Unruhe die Handlung geſchwächet, und unſicher worden, iſt ſolches endlich im Jahr 1683 gantz wieder aufgehaben worden. Man pflegte von hier den ſehr ſchönen Arrakaniſchen Reiß zu hohlen, wovon man eine Laſt von 3000 Pfund für 3 Reichsthaler kauffen konte. Man hohlete hier auch Sclaven, welche aus Bengalen geraubet, und um einen kleinen Preiß von etwa 10 Reichsthaler eingekaufft, hierauf aber nach Batavia und anderweit hin verſendet wurden. Nunmehro iſt hier ferner kein groſſer Kauff-Handel. Und was noch gethan wird geſchicht aus des

Moguls Gebiethe, und durch deſſen Unterthanen. Die Waaren die hier noch zu hohlen ſind, beſtehen in guten Band-Holtze, Bley, Zinn, Gummilack und Elephanten-Zähnen. Die Mohren kauffen auch Elephanten, deren es hier zu Lande ſehr viel giebt, und die häuffig gefangen und gezähmet werden, auf eben die Art als in Siam geſchicht, und daſelbſt beſchrieben iſt. Sie geben bisweilen einige tauſend Roupyen davor, bringen ſie über Flöſſe und Brücken in ihren Fahrzeugen und führen ſie in andere Theile von Aſien. Bißweilen thun ſie hier auch einen ſehr guten Kauff mit Diamanten, Rubinen und andern Edelgeſteinen, wie auch mit güldenen Roupyen. Weil aber die Natur dieſes Land mit dergleichen köſtlichen Dingen ſelbſt nicht verſehen hat, ſo glauben einige, dieſe Dinge ſeyn noch Uberbleibſel von denen unermeßlich groſſen Schätzen, welche dem Sultan Sujah in dieſem Königreiche abgenommen worden.

Die Waaren, welche allhier beliebt ſind, beſtehen in Cattunener Leinwand, rothen und weiſſen Betieljes, breiten Baſta-Baſta, blauen und weiſſen Salampoeris, Dongris, Petola's, Pfeffer, Specereyen und Sandel-Holtz, Amfioen, Ko-ris, gehauen Eiſen in Kiſten, Stahl, Vermilion und Metall, Taſchen-Spiegeln, grobe Porcellån. u. dg. m.

Das kleinſte Silber-Geld, deſſen man ſich in Arrakan bedienet, ſind Roupgen, oder, wie man ſie dort nennet, Tangen, welche im Werth ohngefehr 25 Stüber halten. Die kleinere Summen werden in Koris bezahlet, deren 80 ohngefehr einen Schilling oder 6 Pfennig ausmachen, ſo, daß, wenn man einen Roupy wechſelt, man 2660 Koris von den Holländern Horentjes genannt, dafür kriegt, und alſo faſt nöthig iſt, wenn man zu Marckte gehet, daß einem der Beutel von jemand nachgetragen werde.

Die Gewichte, deren man ſich in dieſem Königreiche bedienet, ſind Mans a 42 Pfund. Picols, die 118 Pfund wägen, und unſern Centnern gleichen, Baharen, ſo 3 Picols, und alſo 354 Pfund thun; und unſern Schiff-Pfunden nahe kommen.

Ob dieſes Land mit Metallen und Mineralien, wie doch noch theils die benachbarten Königreiche, verſehen ſey, iſt den Einwohnern wohl ſelbſt unbekandt, gantz leer iſts wohl nicht: denn es giebt doch ziemlich viel Zinn und Bley daſelbſt. Die Baum-Gewächſe ſind gleich wie anderweit in dieſen Ländern Cocos-Nüſſe, Bananaſſen oder Indianiſche Feigen, Durions, Soorſakken, Mangas, Pinang, Pomerantzen, Limonien und Citronen, und zwar dieſe letztere ſo groß, daß ſie eine Spanne lang ſeyn. Sie ſind gelb von Farben, haben feſte und dünne Schalen, und beynahe ein Pfund ſchwer, kräfftiger und angenehmer Feuchtigkeit in ſich. Man macht daſelbſt einen Tranck Ouze, genannt, welches vielleicht der in dieſen Ländern gewöhnliche Palm-Wein ſeyn mag. Was ſonſt von dieſem Reiche mögte zu ſagen ſeyn, iſt bey andern Ländern hieſiger Gegend, mit welchem es viele Dinge gemein hat, nachzuleſen.

Der

# Der
# Gegenwärtige Staat
# des Königreichs
# Aſem oder Acham.

WEil Aurengzeb durch ſeinen Kriegs-Oberſten und Freund Emir Jemla, oder wie Tavernier ſchreibet, Mirgimola, ſich, gleichwie andere ſchon vorhero auch gethan, des Reichs Alem vergebens zu bemächtigen geſuchet, daher daſſelbe noch ein freyes Königreich iſt, und weil es Oſtwerts mit Bengalen oder dem Moguliſchen Reiche gräntzet, ſo wird es, ehe wir zu dieſem weit ausgeſtreckten Reiche übergehen, ſich wol fügen, daß wir von Aſem auch noch beſonders reden, wiewol nur, damit unſerer Welt-Hiſtorie nichts mangele, was möglich iſt beyzubringen. Denn alles, was wir von dieſem Lande haben, iſt aus dem Tavernier, der noch darzu ſeinen Bericht auch nur aus der Erzehlung einiger Eingebohrnen des Landes Aſem genommen. Doch weil wir nichts zuverläſſigers haben, und Taverniers Nachricht doch nicht ſo gar alt iſt, ſo haben wir ihm ſchon zu dancken, bis wir was Neuers erhalten.

Die Gräntzen, welche Hr. Tavernier dieſem Reiche gegen Norden zueignet, ſind von denjenigen, welche de l'Isle davon ſetzet, ſehr unterſchieden, welches auch kein Wunder, weil bey China und Siam ſchon ein groſſer Unterſchied unter der Rechnung der alten und neuen Erd-Beſchreiber bemercket worden. Nach des erſtern Bericht ſoll es ſich bis zu dem 45 Grad Norder-Breit, ja wol noch weiter erſtrecken. Er ſagt aber nicht, welche Nation es daſelbſt zu ſeinem Nachbarn habe. Der Letztere ſchränckt es in den 28ſten Grad ein, und ſagt, daß es gegen Norden zu an die Reiche Laſſa und Boutan ſtoſſe, in dem 25ſten Grad aber an die Reiche Tipra und Ava, oder Arrakan und Pegu.

Azo iſt vorhin die Haupt-Stadt dieſes Reichs geweſen, und die noch heutiges Tages die Haupt-Stadt eines eigenen Reichs oder Landes iſt, mit welchem es vor dieſem unter Bengalen geſtanden, und durch Mirgimola, oder, wie ihn andere nennen, Emir Jemla, erobert worden ſeyn ſoll. Heutiges Tages ſoll Kemmerouf, nach Taverniers Bericht, oder, wie andere wollen, Chamdara, die Haupt-Stadt dieſes Reichs, welche wol 25 Tage-Reiſen von Azo liegt, und zugleich die Reſidentz des Königes ſeyn.

Ein groſſer Fluß, Laquia genannt, der auch von beſondern Plätzen noch andere Nahmen kriegt, und aus der berühmten See Chiamay, welche an die Gräntzen dieſes Reichs gegen Oſten zu anſtöſſet, entſpringet, und ſich endlich in den Ganges-Strom ergeuſt, ſoll das Reich Aſem, nebſt noch einigen kleinern Flüſſen, bewäſſern, und zu gewiſſen Zeiten, gleichwie in Siam und andern Ländern dortiger Gegend geſchicht, überſchwemmen. Dieſe Fluht dienet nicht allein dem Lande zur Fruchtbarkeit, ſondern auch zur Befeſtigung, weil keine Armee ſolche erwarten darff.

Die Winter daſelbſt, ob ſie wol den unſrigen lange nicht beykommen, ſind doch was ſtrenger, als in Siam, und vor ſolche Leiber gar leicht zu kalt, welche der Indianiſchen Wärme gewohnt ſind.

Es iſt dieſes Land mit allem, was zu des Lebens Unterhalt nöhtig, verſehen, ſo daß es anderer Länder Beyſtand wenig bedarff, und alſo vor eines der beſten Länder in Aſien paſſiren kan. Man ſoll darinnen Gold und Silber-Gruben finden, wie auch Eiſen, Stahl und Bley. Es fällt in denen Südlichen Gegenden dieſes Reichs auch Seide, die aber grob iſt. Man ſammlet daſelbſt auch eine andere Art Geſpinſte von Würmern, welche unſern Seiden-Würmern gleichen ſolten, wenn ſie nicht ein wenig runder wären, und das gantze Jahr hindurch auf den Bäumen, davon ſie ſich nähren, gefunden würden. Die Zeuge, welche davon gemacht werden, ſind ſehr Glantz-reich, reiſſen aber bald, und ſind nicht ſtarck. Nicht weniger hat man daſelbſt viel Gummi-Lack, und zwar von zweyerley Art. Die eine Art wächſet auf denen Bäumen, iſt roht, und wird zum Färben der Zeuge gebraucht; Die andere Gattung gebraucht man, Cabinette und andere Dinge mehr damit zu lackiren, wie auch zu Spaniſchem Lack, und wird zu dem Ende in groſſer Menge nach China und Japan geführt. Es übertrifft an Tugend alle andere Aſiatiſche Lacke ſehr weit. Das Gold, welches in denen Südlichen Theilen dieſes Reichs vornehmlich gefunden wird, darff nicht aus dem Reiche geführet werden. Es bleibt in groſſen und kleinen Stangen in dieſem Lande unter denen Eingebohrnen im Kauf-Handel gangbar; aus Silber aber läſſet der König achteckete Stücke, von dem Wehrte einer Roupy, ſchlagen, welche gleichfalls nicht aus dem Lande gehen dürffen.

Der König dieſes Reichs iſt ein mächtiger Printz, welcher von ſeinem Volcke keine Schatzung fordert, ſondern ſeine Einkünffte aus denen Gold- Silber-Eiſen- und Bley-Gruben, als die ihm allein gehören, hat. Er ſoll ſich von andern Indianiſchen Printzen auch darinn unterſcheiden, daß er Sclaven bey ſeinen Nachbarn kaufft, um ſeinen Unterthanen mit Hofdienſten nicht beſchwerlich zu fallen. Obſchon ſein Land, wie man vorgibt, in 500 Jahren keinen Kieg gehabt, und

auch zu deſſen Beſchützung wenige Feſtungen darinnen ſind, ſo war er dennoch im Stande, in kurtzer Zeit eine ſo mächtige Armee zuſammen zu bringen, daß das Kriegs-Heer des Aurengzeebiſchen Generals Mirgimola, derſelbigen weichen und ohn verrichteter Sachen zurück kehren, und die Flucht ergreiffen muſte.

Ob nun auch gleich eine ſo langwierige Ruhe die Künſte des Friedens daſelbſt beſſer, als die Kriegs-Künſte, bekannt gemacht haben muſte, ſo fand man doch bey ihnen auch Kriegs-Gerähte, Geſchütz, Granaten und Pulver. Ja dieſes ſoll gar daſelbſt erfunden, und von dar nach China und Pegu gebracht worden ſeyn; Sie ſollen gantz ausnehmend gutes und klein-körnigtes Pulver machen. Eiſern Geſchütz haben ſie ſehr viel, und die Granaten richten ſie dergeſtalt zu, daß ſie ſolche auf einen Stock, der ſo lang, als eine halbe Pique, iſt, ſtecken, und auf 4- bis 500 Schritte weit werffen können.

Ihrem Gottesdienſte nach, ſind ſie Heyden, welche an ihren Tempeln, Götzen, und vielerley abergläubiſchen Dingen, ſehr feſt hangen. Sie glauben, daß ſie nach dieſem Leben in eine andere Welt kommen, allwo ſie keinen Mangel, ſondern alles nach Wunſch und Willen haben werden, wo ferne ſie hier wol gelebt haben. Diejenige aber, welche hier übel gelebet, und andern das ihrige genommen haben, werden daſelbſt viel, und inſonderheit Hunger und Durſt, leiden müſſen. Es iſt daher bey ihnen im Brauch, etwas Hausraht, deſſen ſie ſich im andern Leben gebrauchen können, mit den Todten zu begraben.

Dahero wird erzehle, daß die Könige bey ihrem Leben ihre Begräbniß-Plätze ſelbſt mit Gold, Silber, Tapeten und andern köſtlichen Dingen verſehen. Und wenn ſie hernach beygeſetzt werden, ſo wird ihnen ein güldenes Bild des Abgottes, dem ſie im Leben gedienet haben, beygeſetzt. Dieſer Aberglaube verurſachet auch die Grauſamkeit, daß ſie einige von denen liebſten Frauen und Bedienten des Königes mit Gifft vergeben, und mit begraben, aufdaß er ihre Geſellſchafft und Dienſt in der andern Welt nicht vermiſſen dürffe. Ferner werden mit ihm auch ein lebendiger Elephant, 12 Cameele, 6 Pferde und einige Jagd-Hunde begraben, um in der andern Welt den Königlichen Staat nach Würden unterhalten zu helffen, ſo, daß man daſelbſt denen Todten weſentlich dasjenige auf die Reiſe mitgiebt, welches man in China, Siam und anderswo meiſtens nur in papiernen Geſtalten mit ihnen verbrennet.

Manns- und Weibs-Perſonen ſind daſelbſt von einer ſchönen Geſtalt und Farbe. Diejenige aber, welche in dem Südlichen Theile wohnen, ſind etwas brauner von Farbe, als die andern, haben aber keine Kröpffe, als

wie die im Nordlichen Theile. Sie und ihre Weibs-Perſonen haben mehrentheils etwas platte Naſen.

Die Südlichſten Einwohner dieſes Reichs gehen meiſtens nackend, und haben nichts am Leibe, als nur ein Stücke Leinwand vor der Schaam, nebſt einer Mütze auf dem Haupte, die faſt wie eine Engliſche Mütze ausſiehet, um welche rings umher viel Schweins-Zähne hangen. Sie haben auch Löcher in denen Ohren, ſo groß, daß man einen Daum hinein ſtecken kan, worinn der eine Gold, und der andere Silber träget. Die Männer tragen das Haar bis auf die Schultern herab hangen, und die Weibes-Perſonen laſſen es ſo lang wachſen, als es will.

Sie nehmen mehr, als eine Frau, ſo daß einige deren wol viere haben, und wenn ſie heyrahten, ſo ſagen ſie ihr gleich, um allen Zanck zu verhüten, was ihr Werck ſeyn ſoll. Alſo weiß eine jegliche, was ſie in der Haushaltung zu thun habe.

Jeder bewohnt allda ſein eigen Haus, und hat mitten in ſeinem Hofe einen Brunnen, welcher mit Bäumen umgeben iſt. Die meiſten halten auch einen Elephanten für ihre Weiber. Obſchon ihr Land an allem einen Uberfluß hat, ſo machen ſie doch eine gar ſonderbare Delicateſſe aus dem Hunde-Fleiſche, und bitten ſich fürnehmlich darauf einander zu Gaſte. Man hält, wie berichtet wird, alle Monahte einen Marckt-Tag, an welchem man Hunde verkaufft, die von allen Orten dahin zu Kauff gebracht werden.

Es gibt allda viele Wein-Gärten, man macht aber keinen Wein aus den Trauben, ſondern man läſſet ſie trocken werden, um hernach einen beſondern ſtarcken Tranck davon zu machen. Saltz hat man in dieſem Lande kein anders, als welches durch Kunſt gemacht wird, davon ſie zweyerley Gattungen haben. Eine Sorte machen ſie durch Verbrennung eines gewiſſen grünen Krautes, welches auf ſtillſtehenden Waſſern wächſet. Die Aſche davon wird in Waſſer geweichet, hernach durchgeſeiget, und die reine Lauge, die davon kömmt, ausgedämpffet, ſo das Saltz zurück und gleich den Alaune und Salpeter anſchieſſen läſſet. Die andere Gattung wird euf eben dieſe Weiſe aus denen verbrannten Blättern eines Feigenbaums gemacht, welchen man den Feigenbaum Adams nennet.

Aus der Aſche dieſes Baums macht man auch eine Lauge, womit man die Seide weiß kocht. Es wachſen aber dieſe Feigen-Bäume nicht in ſo groſſer Menge daſelbſt, daß ſie alle ihre Seide davon weiß kochen könten.

In dem Reiche Aſem wird ein groſſer Handel mit Arm-Ringen und See-Hörnern getrieben, welche länglicht ſind, wie ein Ey, und in Scheibchen

geſäget

geſäget werden. Die Reichen aber tragen dergleichen von Corallen und gelbem Amber.

Wenn jemand ſtirbet, müſſen alle Freunde und Anverwandten zum Begräbniſſe kommen, und wenn die Leiche in die Erde geſetzt wird, ſo wirfft jeglicher ſeine Ringe, die er um ſeine Arme oder Beine hat, zu dem Todten ins Grab.

# Anhang.

Geneigter Leſer, ob wir wol hiemit eine ſo viel möglich zulängliche Beſchreibung derer Königreiche Pegu, Ava, Arrakan, Brama, Tipra, Acham und Boutan mitgetheilet haben, ſo wollen wir dennoch demſelben auch das wenige, womit Herr Salmon dieſer Länder noch erwehnet, als er ſchon weit von demſelben ab und vorüber war, nicht vorenthalten, zumal ſelbiges gleichſam eine kurtze Summa oder Wiederholung des vorhergehenden iſt.

Sie lautet alſo: Dieſe Länder ſind, ausgenommen die See-Küſte von Pegu und Arrakan, welche an der Oſt-Seite des Bengaliſchen Meer-Buſens liegt, ſehr wenig bekannt, weswegen auch die Scribenten, welche ſie zu beſchreiben vorgeben, aus Mangel anderer Materie ihre Bücher mit vielen ungeheuren und gantz unglaublichen Erzehlungen anfüllen, ſo, daß man dencken ſolte, ſie ſelbſt könten das, was ſie erzehlen, unmöglich glauben, und würden auch bey denen leichtgläubigſten Leſern keinen Glauben verdienen. Sie ſagen z. E. daß man im Königreiche Boutan den Koth ihres Fürſtens aufhebe, ſelbigen trockne, zu Pulver mache, und daß ſodann ſolch Pulver von denen Groſſen des Reichs um einen hohen Preiß gekauffet, und bey ihren Mahlzeiten und Gaſtereyen über ihre Speiſen geſtreuet werde. S. Atlas Geogr. Vol. 3. p. 654. An einem andern Orte leſen wir, daß der König von Pegu 1500000 Mann ins Feld ſtelle; und an einem dritten Orte, daß das kleine Reich Arrakan 40000 Elephanten und 300000 Mann in einer Belagerung gebraucht habe, da doch ſein Nachbar der groſſe Mogul, welcher der mächtigſte Printz in Orient iſt, ſchwerlich jemahls mehr, als 1000 Elephanten, und 100000 Mann auf einmahl ins Feld geführet. Ja es iſt zu zweifeln, ob alle Indianiſche Printzen zuſammen anderthalb Millionen Menſchen in einem Lager, und 40000 Elephanten beyſammen in einem Lande unterhalten könten, da ihre Unter-

Unterthanen zumal ſo wenig Handlung treiben, und Zufuhre thun. Hingegen, daß zwey bis dreymahl hundert tauſend Mann in einer Feld-Schlacht geblieben, iſt bey ihnen eine Kleinigkeit. Sie wollen uns auch weiß machen, daß eines von dieſen Reichen 700 Landſchafften unter ſich habe, da doch keines von denenſelbigen über 700 Engliſche Meilen von Norden nach Süden zu wo es am längſten iſt, ſich erſtrecket.

In dem Atlante Vol. 3. pag. 655. findet ſich noch eine ungeheure Erzehlung, von einem Könige in Arrakan, nehmlich dem ſeye prophezeyet worden, daß er nicht lange leben würde, und da er einen Mahomethaner um Rath gefraget, wie er die Erfüllung dieſer Prophezeyung von ſich abwenden könte, ſo habe der ihm gerathen: daß er ein untereinander gemengtes Pulver von 6000 Hertzen ſeiner Unterthanen, 4000 Hertzen von weiſſen Krähen, und 2000 Hertzen von weiſſen Tauben machen laſſen ſolte, welches ja wohl eine ziemlich groſſe Doſis iſt, ſelbige, als eine Medicin, einzunehmen. Ferner wird erzehlet, daß dieſer König auch einen Pallaſt gebauet, und den Grund darzu mit ſchwangern Weibern geleget, ſo, daß er dieſen närriſchen Einfällen zufolge 10000 Perſonen habe ermorden laſſen. Ich will eben nicht ſagen, daß die Schreiber des Atlantis dieſe Hiſtörgen ſelbſt erdichtet, aber daß ſie dieſelbe ſolchen dummdreiſten und unwiſſenden Scribenten, als Wahrheiten, nachgeſchrieben, und dabey nicht die geringſte Anmerckung einiges Zweiffels beygefügt haben, iſt ihnen eben ſo wenig zu gut zu halten.

Dieſen Exempeln aus dem Antlante könnten wir noch ſehr viel andere, theils unwahrſcheinliche, und theils gantz handgreifflich-unwahrhaffte Erzehlungen beyfügen, welche von denen Reiſenden, (deren Reiß-Züge Peter van Aa geſammlet, und im Holländiſchen herausgegeben,) und von andern erzehlet, oder erdichtet worden, wobey ich wahrgenommen, daß die Aelteſten am wenigſten davon geſagt, aber daß ein jeder derer folgenden Scribenten etwas von dem ſeinigen dazu geſetzt. Daher denn nicht allein die erſten Erzehlungen gantz verändert, ſondern auch gantz andere und neue daraus erwachſen. So wenig aber dem geneigten Leſer mit Fabeln gedienet ſeyn wird, ſo wenig Belieben trägt man auch, ſelbige hier zu wiederhohlen, zumahl da ſolche Reiſe-Beſchreibungen ſelbſt, in jedermanns Händen ſind.

Um dann lieber zur Beſchreibung derer Länder ſelbſt, mich zu wenden, ſo will ich unter dem Nahmen des Königreichs AVA, zugleich Pegu, Arrakan, Brama und Tipra mit einſchlieſſen. Weil es gar nicht nöthig noch ange-

nehm ſeyn würde, von jeden derſelben beſonders zu handeln; Indem ſowol die Grentzen eines jeden dieſer Lande weder feſt geſetzt noch recht von einander unterſchieden; Sondern auch die Geſetze, Gebräuche, Gottesdienſte und Gewohnheiten dieſer Völcker in vielen Stücken mit einander übereinkommen, wie unſere Kauff-Leute verſichern, welche dieſe Küſten ſelbſt noch jährlich beſuchen. Weil nun das Königreich oder Kayſerthum Ava oder Pegu, (wie es die dahin handelnden Kauffleute meiſtens nennen,) welches die oberwähnte Länder gröſten theils in ſich begreiffet, gegen Norden an Aſem oder Acham, gegen Oſten an Siam und China, gegen Weſten und Süden aber, an den Meer-Buſen von Bengalen ſtöſſet, und alſo nach Anweiſung der beſten Charten, die wir von dieſen Ländern haben, ſich von der Norder-Breite des 16den Grades, bis an den 27ten hinauf erſtrecket: ſo wird die gantze Länge von Norden gegen Süden zu, ohngefehr 6- oder 700 Engliſche Meilen, die Breite aber etwa halb ſo groß ſeyn.

Die vornehmſten Flüſſe dieſes Landes ſind der Arrakan, der Capoumo, der Menam, der Ava und der Pegu, welche von Norden nach Süden zu, bey nahe durch das gantze Land hindurch lauffen, jährlich austreten, und es nicht weniger fruchtbar machen, als Bengalen und Siam iſt, welche Länder auf beyden Seiten daran liegen. Die See Chamay wird in unſern Charten in dem Nord-Oſtlichen Theile dieſer Länder zu Gräntzen geſetzet.

Die vornehmſten Städte ſind Tipra, Ava, Arrakan, Lactora, Prom, Mero, Pegu und Syriam. Einige rechnen auch Martaban zum Königreiche Pegu. Tipra iſt die Haupt-Stadt des Königreichs oder Landes dieſes Nahmens, und liegt ohngefehr auf der Norder-Breite von 24 Graden. Arrakan liegt an der Mündung eines Fluſſes gleichen Nahmens, welcher etwas weiter drunten in die Bay von Bengalen, und zwar im 21ten Grade der Norder-Breite fället. Ava liegt Oſt-werts von Arrakan an einem Fluſſe dieſes Nahmens, welcher etwas weiter hinunter in den Menam fällt. Lactora liegt zwiſchen Ava und Arrakan, an dem Fluſſe Capoumo. Prom liegt an der Oſt-Seite des Fluſſes Menam, auf der Breite von 19 Graden, und Mero Südwerts davon, an eben dieſem Fluſſe im 17den Grade der Norder-Breite. Syriam liegt auf der Weſt-Seite des Fluſſes Menam, nahe bey der Mündung deſſelbigen, und bey nahe Martaban gegen über. Pegu liegt ohngefehr 80 Engliſche Meilen hinauf, an dem Fluſſe dieſes Nahmens, auf der Breite von 17 Graden

und etlichen wenigen Minuten. Sie wird in die alte und neue Stadt eingetheilet, welche zuſammen faſt ein Viereck ausmachen. Sie hat eine Mauer und einen Graben, und auf jeglicher Seite 5 Thore. Der Hoff und das Volck von Anſehen, nehmen denſelbigen Theil ein, welcher die neue Stadt genennet, und von dem andern Theile durch eine Mauer und Graben abgeſondert wird.

Die Straſſen ſind gerade und weit genug, ſo, daß 15 Mann neben einander reiten können. Vor denen Häuſern ſind, um des Schattens willen, Bäume gepflantzet, gleichwie in andern Indianiſchen Städten. Der Pallaſt ſtehet mitten in der neuen Stadt, welcher nach Art eines Caſtells, mit Mauren und Thürmen befeſtiget iſt.

Das abwechſelnde Wetter, die Winde und Jahr-Zeiten, ſind allhier eben ſo beſchaffen, wie in dem oberen Siam, welches daran ſtöſſet. Sie bauen ihre Häuſer gleichfalls auf Pfähle an der Seite des Fluſſes, wie die Siammer.

Was die Gemühts-Art und Natur dieſes Volcks anbetrifft, desgleichen ihre Tapfferkeit und Art zu kriegen, ihre Kleidung, Speiſen, Gaſtmahle und Ceremonien, ihren Ackerbau, die Früchte des Landes, ihre Gelehrſamkeit und Religion, u. d. m. ſo iſt zwiſchen ihnen und den Siammern wenig Unterſcheid. Dasjenige, was unſere See-Leute am meiſten von ihnen angemercket haben, iſt die Behäglich- und Gefälligkeit ihrer Weibs-Perſonen, als welche mit ihnen, nach ihrem Belieben, auf eine lange oder kurtze Zeit einen Ehe-Contract machen, und ſich in allen Stücken, als gute Weiber, gegen ſie aufführen, ſo lange die auf eine Zeitlang ihnen zugeſellete Männer, in ihrem Lande verbleiben, welchen Handlungs-Contract dann, ihre Freunde vor nichts Böſes anſehen, ſondern ſie vielmehr gantz freundlich wieder annehmen, wenn ſie wiederum dahin und zu ihnen kommen.

Die Engelländer von Fort St. George treiben einen vortheilhafftigen Handel mit Pegu und Arrakan, und holen von dannen Rubinen, Sapphire, Amethiſten und andere Edelgeſteine. Nicht weniger ſind auch Felle und allerley Rauchwerck ein anſehnlicher Theil dieſes Handels.

Was das Königreich Acham betrifft, ſo ſtöſſet es gegen Norden an Boutan, gegen Oſten an China, gegen Süden an das Königreich Ava, und gegen Weſten zu an Patan.

Boutan hat die Tartarey gegen Norden, China gegen Oſten, Acham gegen Süden, und groß Tibet, wie auch einen Theil der Moguliſchen Herrſchafften gegen Weſten zu. Wie weit aber Boutan ſich gegen Norden zu erſtrecke, und wie groß die Breite dieſer Länder ſey, oder, welches einerley iſt, wie weit die Moguliſchen Herrſchafften und China von einander liegen, davon iſt keine ſichere Nachricht vorhanden. So viel man desfalls ausrechnen kan, ſo mag es etwa drey bis vier hundert Engliſche Meilen austragen. Die Büſche und Gebürge machen, wie es ſcheinet, daß man nicht wohl durch dieſes Land reiſen kan, woraus auch leicht zu ſchlieſſen iſt, daß es ſehr dünne bewohnet ſey, denn wo die Einwohner ſich vermehren, ſo iſt dieſes ihr erſtes Werck, daß ſie die Bäume abhauen, und den Grund zu Acker-Bau bequem machen.

E N D E.

NEUE CHARTE
von
INDIEN
Jenſeit des Ganges,
nehmlich
MALACCA, SIAM, CAMBODIA,
CHIAMPA, KOCHINCHINA,
LAOS, PEGU, AVA, etc.
ALTONA
in der Brüder KORTEN Handlung.
Deutſche Meilen 15 auf 1 Grad
Engliſche Meilen ¼ Stunde gehens
Franſche Meilen 1 Stunde gehens
MOGOL
BENGALE
ACHAM
YUNAN
QUEUCHEU
CHINA
QVAMSI
QVANTON
TIPRE
Tropicus Cancer
ARACAN
AVA
PEGU
TUNQUIN
SIAM
COCHINCHINA
CAMBODIA
CIAMPA
MEERBUSEN von BENGALE
MEERBUSEN von COCHINCHINA
MEERBUSEN von SIAM
DIE OST INDISCHE SEE
STRASSE von MALACCA
ISLE SUMATRA
I. BORNEO
I. HAYNAN
Pracel
Andamans I.
Nicobar I.
Malacca
Canton
Macao
Die Æquinoctial-Linie

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salmon, Thomas

Die heutige Historie oder der gegenwärtige Staat der Königreiche Siam, Pegu und Arrakan nebst allen, theils daran gräntzenden, theils darzu gehö rigen Ländern von Tonquin und Cochinchina, bis an den Fluß Indus und das Reich des grossen Moguls

Altona 1735

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Geogr.q.3(2#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11429103-6
VD18 11827033-003